Mexiko

oder

Republik und Kaiserreich.

Politisch-socialer

Roman aus der Gegenwart.

Von

Arthur Storch.

Fünfte Auflage.

Vierter Band.

Pest, Wien, Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1868.

(Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

I.

Orizaba.

„Das Unglück schreitet schnell!“ Dieser Ausspruch unseres großen Dichters bewahrheitete sich wohl nicht bald mit so zermalmender Wucht als an dem jungen Kaiserreiche. — Wir haben dessen finanziellen „Jammer und Noth“ in einem früheren Capitel hinlänglich kennen gelernt. Aber was wogen diese materiellen Bedrängnisse gegen den furchtbaren Schlag, der zu Mitte October 1865 den armen Kaiser Max traf und sein Herz an der empfindlichsten Stelle tödtlich verwunden mußte.

Eine über die vereinigten Staaten aus Europa angelangte Depesche meldete, daß die Vernunft der Kaiserin Charlotte eine Erschütterung erlitten habe. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Schmerzenskunde in der Hauptstadt, in welcher die Kaiserin, ohne Unterschied der Parteien, allgemein und innig verehrt wurde. — Die Reinheit und Erhabenheit ihrer Sitten, die Herablassung und Milde, mit der sie auch den letzten Indios behandelte, ihr unbegrenzter Wohlthätigkeitssinn, und namentlich die männliche, imponirende Festigkeit ihres Charakters machten die Tochter des „weisen Leopold“ in der That geeignet, über ein Volk zu herrschen, welches, im höchsten Grade wankelmüthig und blasirt, in seinem ganzen Wesen und Treiben als der diametrale Gegensatz zu den eminenten Tugenden seiner Kaiserin gelten konnte, und dadurch diese Tugenden mit um so grelleren Lichte illustriren half.

Am 9. Juli 1866 hatte die Kaiserin die Hauptstadt verlassen, um sich nach Paris zu begeben. — Wie wir bereits wissen, zog Napoleon schon seit einem Jahre immer mehr und mehr seine Hand von Mexiko ab und suchte nach Vorwänden aller Art, um sich von dem Vertrage von Miramar, der ihn um jeden Preis zur Aufrechthaltung des selbstgeschaffenen Kaiserreiches auf das Feierlichste und Bündigste verpflichtete, allmälig loszuschrauben. — Die Unmöglichkeit auf eigenen Füßen schon jetzt zu stehen, lag für das junge Kaiserreich auf

flacher Hand. Alle schriftlichen Verhandlungen, um das französische Cabinet zur genauen Erfüllung seiner dem jungen Herrscherpaar gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu bestimmen, hatten nicht nur keinen Erfolg, sondern bewirkten vielmehr, daß Napoleon aus jedem dieser Schritte stets neuen Anlaß nahm, seinen Rückzug zu beschönigen, zu beschleunigen.

Da entschloß sich die energische Frau, die immer drohendere Gefahr durch eine persönliche Intervention abzuwenden.

Am 9. August traf sie in Paris ein. Die Kaiserin Charlotte hoffte ihre Bitte durchzusetzen, welche sich auf eine neue Anleihe von sechsunddreißig Millionen, auf Verlängerung der Occupation im Sinne der Convention von Miramar und auf die Abberufung Bazaine's bezogen.

Der Hof verweilte in St. Cloud. — Die Kaiserin stieg in Paris im „Grand-Hotel" ab, nachdem Napoleon ihr nicht nur die Gastfreundschaft, sondern sogar die Bitte, ihr einen Hofwagen zur Verfügung zu stellen, rundweg abschlug. — Bei dieser Gelegenheit zeigte sich überhaupt der corsische Charakter in unverfälschter Reinheit. — Napoleon ließ sich krank melden, um die Kaiserin nicht empfangen zu müssen. Er schickte ihr jedoch seinen Minister Drouin de Lhuys.

Den Tod im Herzen, das Fieber in allen Gliedern, machte sich die arme Frau in höchst exaltirter Stimmung in einer Miethkutsche nach St. Cloud auf und erzwang sich dort durch eine Ueberrumpelung eine Audienz bei dem „Protector von Mexiko."

Die Unterredung war lang und heftig, voll gegenseitiger Beschuldigungen, die endlich den ausgetauschten Erklärungen den Anstrich tiefster Erbitterung gaben. — Als Napoleon die Kaiserin Charlotte durch den Vorsaal geleitete, machte die Unglückliche einen letzten Versuch, den Hartherzigen zu erweichen. — Der einstige Gefangene von Ham schien jedoch an Schwerhörigkeit zu leiden, denn statt einer Antwort zeigte er mit kalter Höflichkeit auf eine Antike, die in einer Nische stand, und sagte: „Diese Büste verräth zweifellos die Meisterhand eines Phydias, ich glaube nicht, daß ein zweites Kunststück dieser Art existire."

Die Kaiserin maß den Sprecher mit einem durchbohrenden, verächtlichen Blicke und — ging. — Zu spät hatte die Tochter des Königs Leopold erkannt, wie Unrecht sie gethan zu vergessen, daß das Blut

der Orleans in ihren Adern fließt, als sie von einem Napoleon einen Thron annahm.

Der aufopfernde Schritt der edlen Dame beschleunigte nur, was sie verhindern gewollt. Die volle Schale von Napoleon's Zorn goß sich nun über ihren Gemal aus. — Es wurde noch am selben Tage der Entschluß gefaßt, die französischen Truppen auf einmal und in kürzester Zeit zurückzuberufen.

Am 23. August verließ die Kaiserin Charlotte Paris, und zwar in einem Zustande von Aufregung, welcher schon damals für ihre leibliche Gesundheit die größten Bedenken erregte, aber Niemand ahnte noch, daß darunter auch ihr so männlicher Geist je leiden könne.

Nach einem kurzen Aufenthalte in ihrem geliebten Miramar reiste sie nach Rom, wo sie am 26. September ankam und schon am folgenden Tage vom Papste empfangen wurde. — Nach dieser Audienz brach über die Aermste jene Umnachtung der Vernunft herein, welche ihr die späteren so schrecklichen Ereignisse in einen wohlthätigen Nebelschleier verhüllte.

Was Pius IX. mit der Unglücklichen gesprochen, die zu ihm als ihren einzigen Trost, ihre letzte Zuflucht gekommen war, wer weiß es mit Bestimmtheit anzugeben? — Alles, was bis nun hierüber geschrieben wurde, darf nur als vage Vermuthung gelten. — Der alte, gebrechliche Greis, welcher jetzt den Stuhl Petri einnimmt, wird es vielleicht nur zu bald vor dem Throne eines weit Höheren zu verantworten haben, wenn, was wir übrigens nicht glauben, das kindliche Vertrauen der Bittenden statt väterlicher, christlicher Worte wirklich nur harten Tadel und bittere Vorwürfe gefunden haben sollte. — — —

Doch — kehren wir nach Mexiko zurück, wo sich inzwischen gleichfalls wichtige Ereignisse vorbereiteten.

Am 20. October 1866 kündigte Kaiser Max in einem von Chapultepec datirten Schreiben dem Marschall Bazaine den Entschluß an, Mexiko zu verlassen.

„Der furchtbare Schlag," heißt es in diesem Schreiben, „der furchtbare Schlag der letzten Nachrichten, die mein Herz so schwer verwundeten, und der üble Zustand meiner Gesundheit, veranlaßt durch das so lange andauernde Wechselfieber, haben nach dem ausdrücklichen Wunsche meines Arztes einen zeitweiligen Aufenthalt in einem milden Klima nöthig gemacht.

„Um den außerordentlichen Courier zu treffen, der mir von

Miramar aus angekündigt ist, woher ich mit begreiflicher Sorge Nachrichten erwarte, habe ich die Absicht, nach Orizaba abzureisen.

„Ich werde der beigefügten Reiseroute folgen, und gedenke die drei Schwadronen Hußaren vom österreichischen Freiwilligencorps und die verfügbaren Leute von der Gensdarmerie mit mir zu nehmen.

„Dieser Brief wird Ihnen durch den Staatsrath Herzfeld, meinem früheren Schiffsgefährten, übergeben werden. Ich stelle ihn zu Ihrer Verfügung, um Ihnen jede Aufklärung zu geben."

Als das kaiserlich mexikanische Ministerium von diesem Entschlusse des Kaisers erfuhr, reichte es sogleich durch seinen Präsidenten Lares die Entlassung in corpore ein.

Staatsrath Herzfeld beeilte sich, hiervon das Hauptquartier durch folgende Depesche in Kenntniß zu setzen.

„Mexiko, 20. October 1866.

„Excellenz!

„Herr Lares hat soeben die Demission des ganzen Ministeriums eingereicht und erklärt, daß, sowie der Kaiser die Hauptstadt verlasse, es dort keine Regierung mehr geben würde. Da Seine Majestät sich in einem Zustande großer Schwäche befindet und auf die sogleiche Abreise dringt, so werden Maßregeln ergriffen werden müssen. Ich bitte Euer Excellenz inständig, den Kaiser noch heute Abends berathen zu wollen.

„Ich verbleibe u. s. w.

Herzfeld."

Bazaine erschrack nicht ohne Grund über die große Gefahr in die ihn dieser plötzliche Entschluß des Kaisers stürzen konnte. In dem Hauptquartier lagen bereits seit mehreren Tagen genaue Angaben vor, daß die Massen auf dem Punkte standen, sich wie ein Mann gegen die Franzosen zu erheben und denselben eine neue sicilianische Vesper zu bereiten. Das Signal hierzu mußte unfehlbar die Nachricht geben: der Kaiser habe abgedankt. Es handelte sich also zuvörderst darum, Zeit, wenn auch nur kurze Zeit zu gewinnen, um die vereinzelten französischen Abtheilungen in Eilmärschen auf die Hauptstadt und auf die Rückzugslinie von Puebla nach Veracruz zusammenzuziehen. — Maximilian mußte also vor Allem bewogen werden, blos eine zeitweilige Abwesenheit vorzuschützen, welche gestatten würde eine Regentschaft einzusetzen und dem Lande eine andere Regierungsform zu geben. — Der Kaiser

sollte nur unter dem stricten Vorwande, seine Gemalin zu besuchen, Mexiko verlassen, und erst von Europa aus seine Thronentsagung notificiren. Diesem Plane stimmte jedoch der Kaiser nur bedingungsweise zu; noch vor seiner Einschiffung nach Europa wollte er die Dornenkrone Mexiko's definitiv niederlegen.

Als er in später Nacht die Antwort Bazaine's erhielt, welcher versprach Alles auf sich zu nehmen, und daß Seine Majestät in aller Ruhe abreisen könne, sagte er tief seufzend:

„Ich bin erschöpft. Ich gehe. Diese Leute tödten mich bei langsamem Feuer. Ich reise diese Nacht ab und wenn der Marschall mir zu schreiben wünscht, so ist hier meine Reiseroute."

Der Kaiser führte auch sogleich seinen Entschluß aus. Am 21. October um 2 Uhr Morgens verließ er unter dem Schutze von drei Schwadronen Hußaren und einer Abtheilung ungarischer Gensdarmen die Hauptstadt. Er und sein Gefolge, welches aus Pater Fischer, dem Minister Arroyo, dem Oberst Kodolich und Dr. Basch bestand, benöthigten blos drei Wagen.

Das Ministerium war noch vor der Abreise theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen von Seite Bazaine's bestimmt worden, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen. — Mit Aengstlichkeit wurde aber dabei vor den Minister die Absicht des Kaisers: abzudanken noch bevor er das Schiff zur Heimkehr bestieg, geheim gehalten.

Daß diese Geheimhaltung nicht blos vom Marschall ausging, sondern mit den Plänen des Kaisers selbst im innigsten Zusammenhange stand, geht aus dem Schreiben hervor, welches der unglückliche Monarch von seinem ersten Nachtquartier in der Hacienda Zoquiapa am 21. October 1866 an Bazaine durch einen Courier expedirte und welches lautet:

„Mein lieber Marschall!

„Ich habe die Absicht morgen die nöthigen Documente in Ihre Hände niederzulegen, welche der gewaltsamen Lage ein Ende machen sollen, in welcher sich nicht nur meine Person, sondern auch ganz Mexiko befindet. Sie werden diese Documente aufzubewahren haben, bis zu dem Tage, welchen ich Ihnen telegraphisch bezeichnen werde.

„Drei Angelegenheiten beschäftigen mich vor Allem und ich will die in dieser Beziehung auf mir lastende Verantwortlichkeit sofort lösen.

„Die erste: Daß politische Vergehen nicht ferner von dem Kriegsgerichte abgeurtheilt werden.

„Die zweite: Daß das Gesetz vom 3. October 1865 thatsächlich zurückgenommen werde.

„Die dritte: Daß auch aus keinem Grunde weitere politische Verfolgungen stattfinden, und daß alle Arten von Feindseligkeiten aufhören.

„Ich wünsche, daß Sie die Minister Lares, Marin und Javera berufen, um mit ihnen die zur Ausführung dieser drei Punkte unumgänglichen Maßregeln festzustellen, jedoch so, daß die am Eingange meines Schreibens ausgedrückten Absichten in keiner Weise geahnt werden.

Maximilian."

In Ayotla, unweit von Mexiko, traf zur Stunde des Frühstücks der kaiserliche Zug auf jenen des französischen General Castelnau, welcher nach Mexiko gesendet worden war um den Wunsch Napoleons, daß Kaiser Max abdanken möge, zu überbringen. — Bei der Abhängigkeit, in der sich Frankreich gegenüber das junge Kaiserreich befand, war ein solcher Wunsch wohl mit einem Befehle gleichbedeutend. — Der Monarch wollte aber, daß seine Thronentsagung den Stempel einer freien Entschließung an sich trage und deshalb wurde auch Castelnau verhindert, den Kaiser zu sehen, geschweige denn zu sprechen. Auch späterhin blieb es für Castelnau unmöglich eine Audienz zu erreichen.

Die Reise des Kaisers wurde unaufhaltsam fortgesetzt und blieb merkwürdiger Weise von den Guerillas unbehelligt. Höchst wahrscheinlich waren die Dissidenten von der Absicht des Kaisers abzudanken genau unterrichtet und huldigten dem Sprichworte, daß man dem Feinde goldene Brücken bauen müsse. Pater Fischer wußte es geschickt zu vermitteln, daß der Kaiser auf dem ganzen Wege nur bei mexikanischen Geistlichen abstieg. Der Kaiser, von einer unnennbaren Apathie befallen, ließ Alles mit sich geschehen. Düsteres Schweigen beherrschte ihn hartnäckig. Während des ganzen Weges war Maximilian vom Fieber gequält. Als man sich den Cumbres nahte, welche ein dichter Nebelschleier umlagerte, stieg er aus dem Wagen und zu Fuß die steilen Bergabhänge hinab. Er war in einen langen grauen Mantel einge-

hüllt und auf dem Kopfe trug er einen weißlichen, schmalrandigen Sombrero. Dr. Basch begleitete ihn.

Fast bei jeder Windung des Weges hielt er etwas inne um seine Escorte zu erwarten und um einen letzten Blick auf jene Gegenden zu werfen, welche er nie mehr wieder zu sehen glaubte.

Gegen Mittag erreichte man Aculzingo, ein armseliges Dorf am Fuße der Cumbres, wo der Kaiser bei dem Pfarrer ein kärgliches Mahl einnahm. — Als die Weiterreise angetreten werden sollte, da fehlte die Vorspann für den Hofwagen, denn die acht weißen Maulthiere, welche denselben zogen, waren — gestohlen worden!!!

Wie dies inmitten einer Escorte von drei Schwadronen Hußaren und einer starken Abtheilung ungarischer Gensdarmen möglich war, ist ein noch heute unaufgeklärtes Räthsel; diese Thatsache beweist aber in welch' guten Händen der arme Kaiser sich befand. — Zwei volle Stunden gingen sodann verloren bis man andere Thiere requirirte. — Mit Sonnenuntergang erreichte man das reizend gelegene, im Grün versteckte Dorf Ingenio, wo den Kaiser bereits eine zahlreiche Deputation aus dem nur eine Viertelmeile entfernten Orizaba erwartete. Diese Deputation bestand fast durchgehends aus Geistlichen und deren Anhängern. — Der geschickte Arrangeur Pater Fischer hatte auch hierbei seine Hand im Spiele gehabt.

Festlich war der Empfang, welcher dem Kaiser in Orizaba, das er zu Fuß betrat, bereitet wurde. Die Spalier französischer Infanterie würdigte Maximilian kaum eines Blickes; um so freundlicher dankte er jedoch den Ehrenbezeugungen der Nationalgarden. — Der Kaiser zog sich in das Haus der reichen Familie Bringas zurück. — Die Bringas galten mit Recht ebenso sehr für eifrige Anhänger des nationalen Kaiserthumes, als für erbitterte Feinde der Franzosen, welche in Orizaba sich schon unter General Lorencez durch ihr anmaßendes Benehmen, ihre Erpressungen und vielfach verübten Greuelthaten auf das tiefste verhaßt gemacht hatten.

In Orizaba selbst hielt sich der Kaiser nur eine Woche lang auf. Als er den Courier aus Europa empfangen, welcher ihm die betrübendsten Nachrichten über den Zustand der Kaiserin überbrachte, zog er sich in die, der Stadt nahe, von Caffee- und Zuckerplantagen versteckt liegende Hacienda la Jalapilla zurück.

Zu dieser Stunde hegte der Kaiser noch immer die feste Absicht dem Throne zu entsagen und nach Europa zurückzukehren; wenn er auch

diese Absicht gegen Niemanden völlig unzweideutig oder in bindender Weise aussprach, so handelte er doch jedenfalls darnach. Das Krongepäcke wurde nach Veracruz weitergeschafft und dort auf der k. k. Fregatte „Dandolo" eingeschifft.

Um das Maß des Unglückes, das auf dem bedauernswürdigen jungen Monarchen immer grausamer und unaufhaltsamer hereinstürmte, voll zu machen, traf die Nachricht ein, daß eine 1500 Mann starke Abtheilung des österreichischen Freiwilligencorps, welche das von Porfirio Diaz hart bedrängte Oaxaca entsetzen wollte, auf den Hügeln von Carbonera, beinahe gänzlich aufgerieben worden sei. Außerdem notificirte Bazaine dem Kaiser unterm 25. October, daß mit 30. desselben Monates die Zolleinkünfte von Veracruz, bisher die einzigen sicheren und ergiebigen Ressourcen des Kaiserreiches, für französische Rechnung eingehoben werden würden, weil die Bezahlung der zuletzt fälligen Coupons der von Frankreich garantirten mexikanischen Schuld unterblieben war. — Bald nach der Kunde von der erwähnten Niederlage traf auch die Nachricht von der Uebergabe Oaxaca's an Diaz ein und Medellin, Tehuacan und Perote konnten schon im Voraus als gefallen betrachtet werden.

Unter dem niederschmetternden Eindrucke aller dieser Hiobsposten wurde es dem Mephisto P. Fischer, der schon seit einiger Zeit sich in des Kaisers Vertrauen geschlichen hatte und als geheimer bevollmächtigter Generalagent des gesammten mexikanischen Clerus handelte, sehr leicht in dem unglücklichen Monarchen die Hoffnung rege zu machen, daß die Geistlichkeit noch immer im Stande wäre, den wankenden Thron nicht nur zu stützen, sondern sogar neu aufzurichten. — Als der Kaiser auf diese Perspective hin anfänglich sehr wenig Lust verrieth in Mexiko zu verbleiben, stachelte der schlaue Jesuit den Ehrgeiz seines Beichtsohnes auf, indem er ihm geschickt einzureden wußte, die ganze Welt werde jetzt, wo General Castelnau angekommen sei, um den Kaiser Maximilian zur Abdankung zu bewegen, in alle Ewigkeit behaupten, daß der Monarch von Mexiko nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl Napoleons vom Thron herabgestiegen sei, und diese Meinung werde zweifelsohne einst in die Geschichte übergehen. — Der Kaiser, welchem ungeachtet all des Schlimmen, das er seit mehr als zwei Jahren erfahren, Mexiko und die Herrschaft dennoch lieb und theuer geworden waren, begann zu überlegen, ob er am Ende nicht eine Pflicht verletze, wenn er diejenigen verlasse, die ihn ins Land

beriefen und die der Wuth und Rache seiner Gegner dann schutzlos preisgegeben waren. — Von Tag zu Tag begann er immer mehr zu wanken und ungeachtet er sich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der Hacienda la Jalapilla entschieden gegen jede Transaction mit dem Clerus gesträubt, ließ er es dennoch geschehen, daß P. Fischer ihm bald diesen bald jenen Führer der clerikalen Partei unter irgend einem plausiblen Vorwande vorstellte. Diese Audienzen, welche anfänglich strenge den Charakter von Ergebenheits- und Beileidsversicherungen bewahrten, schlugen allmälig in Conferenzen und von diesen in Unterhandlungen um.

Der Clerus war genau unterrichtet, daß General Castelnau bestimmte Ordres von Paris mitgebracht hatte, die französischen Occupationstruppen auf der Stelle zurückzuziehen, falls Kaiser Max sich weigern sollte, die Krone niederzulegen. — Castelnau besaß so ausgedehnte Vollmachten, daß sogar Marschall Bazaine mit der Stunde seines Eintreffens in Mexiko auf den rein militärischen Oberbefehl der französischen Truppen beschränkt wurde und nicht nur alle Civilgewalt, sondern auch das Dispositionsrecht über die Armee an Castelnau überging, obwohl derselbe als einer der jüngsten Divisionäre im Range weit niedriger stand als Bazaine.

Die mexikanischen Kirchenfürsten zitterten für die Sicherheit ihrer Person und ihrer Schätze falls das Kaiserreich, dessen Existenz zu untergraben sie doch seit Jahren alles Mögliche angewendet, schneller zusammenbrach, als es in ihren bisherigen Berechnungen lag. Es mußte jedenfalls so viel Zeit gewonnen werden, daß die Herren Labastida und Consorten ihr Geld und ihre gesalbten Häupter jenseits des Oceans ins Trockene zu bringen vermochten. Das Kaiserreich sollte ihnen dazu als Brücke und als Schild dienen. Was dann geschah, war und blieb diesen Urbildern des grassesten, herzlosesten Egoismus vollkommen gleichgiltig. Hat doch z. B. Monsignor Labastida mit der heitersten Gemüthsruhe von der Welt an den heiligen Festen des Centenariums in Rom mit Ostentation theilgenommen, während sein Opfer in den Gräben von Querétaro verblutete!

Von dem Schwanken des Kaisers, ob er wirklich abdanken solle oder nicht, gibt übrigens der nachfolgende Brief Zeugniß, welchen er am 31. October 1866 unter dem Eindrucke des von den Oesterreichern verlorenen Treffens schrieb. Dieser Brief gereicht übrigens seinem edlen

Herzen zur Ehre, denn er vergißt darin seine gerechten Beschwerden gegen die widerhaarige belgische Legion.

„Mein lieber Marschall!

„In der schwierigen Lage, in welcher ich mich befinde und welche mich, falls die von mir eingeleiteten Unterhandlungen zu keinem günstigen Ergebnisse führen, zwingen wird, die von der Nation mir anvertraute Gewalt zurückzulegen, geht es mir vor Allem nahe, das Los der österreichischen und belgischen Freicorps festzustellen und ihnen die vollständige Erfüllung der gegen diese Corps eingegangenen Verpflichtungen zu sichern.

„Zu diesem Ende sende ich Ihnen meinen Adjutanten, den Obersten Kodolich, welchem ich den Befehl über das österreichische Freiwilligencorps übertragen habe und der mit den nöthigen Vollmachten versehen ist, um diese, mir mehr wie irgend eine am Herzen liegende Frage ordnen zu können.

„Dieser Offizier genießt mein volles Vertrauen und indem ich in Ihre, in Frankreichs Hände — die so empfänglich für jede Aufopferung — das Los dieser tapferen, ergebenen Truppe lege, erwarte ich mit völliger Beruhigung eine zufriedenstellende Lösung dieser Angelegenheit.

Genehmigen Sie u. s. w.

Maximilian."

General Castelnau, welcher zu dieser Zeit, wie die ganze Welt, der festen Ueberzeugung lebte, Kaiser Max werde sich binnen wenigen Tagen auf dem „Dandolo" einschiffen, hielt seine Mission im Voraus für gelungen. — „Sobald Maximilian", so lautete wörtlich seine Weisung aus den Tuilerien, „abgedankt hat, haben Sie einen Congreß zu versammeln, den Ehrgeiz der verschiedenen Führer der Dissidenten, welche im Felde stehen, auf das Aeußerste zu reizen und die Präsidentschaft der Republik demjenigen unter ihnen, Juarez ausgenommen, zuerkennen zu lassen, welcher einwilligt, der Intervention die entschiedensten Vortheile zu gewähren." — Das französische Cabinet war mithin noch immer verblendet genug, die Macht Frankreichs in Mexiko zu überschätzen, indem es sich abermals anmaßen wollte, jetzt dem Lande einen Präsidenten, welcher an der Seine zu Gesichte stand, aufzudringen. — Noch weit blöder als diese Anmaßung erscheint aber die Voraussetzung, auch jetzt Juarez wie eine gar nichts zählende Null behandeln zu kön-

nen. — Uns liegt wahrlich nichts ferner, als diesen Mann, welchen später die Macht der Umstände zu Kaiser Maximilian in so unheilvolle Beziehungen gebracht, etwa glorificiren zu wollen. Wir haben schon bei früherer Gelegenheit Juarez nicht ohne Grund und Vorbedacht die Befähigung: Mexiko zu regeneriren rundweg abgesprochen, wir wissen und haben es hervorgehoben, daß er nur für die Zukunft seiner Race dichtet und trachtet, daß ihm hiezu alles Uebrige nur Mittel zum Zwecke ist, daß er eigentliche europäische Cultur weder wahrhaft begreift, noch wirklich besitzt; aber die Ehrlichkeit seines Charakters müssen wir ihm unangetastet lassen und zugeben, daß er in dem tiefen, pesthauchenden, moralischen Sumpfe von Mexiko's öffentlichem Leben, hoch und erhaben emporragt über jenes dummstolze, faule, abgelebte, ehr- und gewissenlose Creolengesindel, das heute mit Füßen tritt, was es gestern als Götzen angebetet hat und um dessen Gunst es vielleicht schon morgen wieder buhlt.

Wir dürfen daher eine kurze Skizze über die Vergangenheit dieses merkwürdigen Indianers dem Leser nicht vorenthalten.

Benito Juarez ist dem indianischen Stamme der Zapatécos entsprossen, einem einst mächtigen Volke, welches mit den Mistécos die Hauptnation im Staate Oaxaca bildet und ungefähr die Mitte desselben bewohnt. Juarez wurde 1807 in einem Dorfe bei Ixtlan, dem Hauptorte des gleichnamigen Partido (Districts), 15 Leguas nordöstlich von der Stadt Oaxaca geboren. Sein Geburtsort wird jetzt Villa Juarez genannt. In den dürftigsten Verhältnissen aufwachsend, trat er sehr jung in den Dienst einer reichen Familie in Oaxaca. Man gewann in derselben den lernbegierigen Knaben lieb und gewährte ihm die Mittel, die Rechtsstudien zu betreiben. In der praktischen Ausübung seines Berufes als Advocat zeichnete er sich durch unermüdlichen Fleiß und eine in Mexiko ganz seltene Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit so sehr aus, daß er von dem Amte eines Friedensrichters, das er zuerst bekleidete, zum Justizpräsidenten in Oaxaca ernannt wurde.

Zum ersten Male betrat Juarez 1846 den politischen Schauplatz, als er zum Deputirten in den Congreß gewählt wurde. Von 1848—1852 fungirte er als Gouverneur von Oaxaca. Er legte dort neue Straßen an, vermehrte die Zahl der Volksschulen und der höheren Schulen und erwies sich dabei als so guter Oekonom, daß er bei Niederlegung seines Amtes eine nicht unbeträchtliche Summe im öffentlichen

Schatze zurückließ, während noch im Jahre 1849 ein Deficit von 17,022 Pesos vorhanden war.

Jedenfalls gehört Juarez zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, welche in der Geschichte des spanischen Amerika's bis jetzt aufgetreten sind; aus einer armseligen Indianerhütte hat er sich zur höchsten Würde seines Vaterlandes erhoben, und zwar nicht wie alle seine Vorgänger durch militärische Stellung und militärische Erfolge, sondern einzig und allein durch den Einfluß seiner persönlichen Begabung. —

Die oberwähnte Selbsttäuschung Castelnau's, daß die Dinge einen ihm wünschenswerthen Gang nehmen, währte jedoch nicht lange. Das dichte Netz französischer Spione, welches den Kaiser auch in Orizaba und in der Hacienda la Jalapilla umgab, bekam es mit Leichtigkeit weg, daß die Bemühungen der Clerikalen, Maximilian in Mexiko zurückzuhalten, immer mehr Aussicht auf Erfolg gewannen. Die Bischöfe hatten sich schließlich sogar zu dem Versprechen verstiegen, dem Kaiser 20 Millionen Piaster, das heißt über 100 Millionen Francs, zur Erhaltung und Vervollständigung der nationalen Armee feierlichst zu — versprechen. Außerdem waren, zu allem Unglücke für Maximilian, Marquez und Miramon von Europa, wohin sie der Kaiser unter einem guten Vorwande als staatsgefährliche Individuums verbannt hatte — Marquez wurde als außerordentlicher Gesandter nach Constantinopel und Miramon nach Berlin und Wien in ähnlicher Eigenschaft gesendet — zurückgekehrt. Diese Leute, dem Kaiser geradezu ihre Dienste aufdringend, unterstützten wirksam die Machinationen des Pater Fischer.

Noch lange, bevor der Kaiser seine Absicht, in Mexiko zu bleiben, öffentlich aussprach, war Castelnau in der Lage, diese dem französischen Cabinete so unliebsame Wendung der Dinge als sicher bevorstehend über Nordamerika durch das Kabel schon in der zweiten Hälfte des November zu melden.

Die Antwort aus den Tuilerien ließ nicht lange auf sich warten; sie lautet:

„Der Kaiser an Castelnau.

Compiègne, 13. December 1866.

„Schicken Sie die Fremdenlegion und alle Franzosen, Militärs und Andere, welche zurückzukehren wünschen, zurück in die Heimat, ebenso wie die österreichische und belgische Legion, wenn sie es verlangen."

Diese kurz gebundene Ordre entriß Maximilian seine letzte

Stütze, entgegen dem Artikel 3 von Miramar, welcher durch die Convention vom 30. Juli 1866 nicht alterirt worden war, und lautete:

„Die Fremdenlegion im Dienste Frankreichs, bestehend aus 8000 Mann, wird nach sechs Jahren, nachdem alle anderen französischen Truppen in Gemäßheit des Artikels 2 zurückgezogen sein werden, in Mexiko verbleiben. Von diesem Augenblicke an wird die Legion in Dienst und Sold der mexikanischen Regierung übergehen. Es behält sich die mexikanische Regierung die Freiheit vor, die Dienstzeit dieser fremden Truppen in Mexiko abzukürzen.“

Und noch am 7. November 1866 hatte Kaiser Napoleon nicht etwa nur gesprächsweise, sondern officiell erklärt: „daß, falls Maximilian der Meinung sei, sich allein halten zu können, Frankreich seine Truppen nicht früher zurückziehen würde, als dies vom Herrn Drouyn de Lhuys stipulirt worden sei und der junge Monarch es so wünschen würde.“

Den Ausschlag in den Entschließungen des Kaisers auf seinen Posten auszuharren, gab ein von seinem früheren Cabinetschef Eloin von Brüssel vom 17. September 1866 datirter Brief, welcher seiner Zeit ungeheures Aufsehen erregte und Eloin, dem übereifrigen Diener seines Herrn, großen, in mancher Beziehung wohlverdienten Tadel von Seite der öffentlichen Meinung zugezogen hat, obwohl seine bitteren Auslassungen gegen die französische Politik in Mexiko auf Wahrheit begründet sind. Man kann daher Eloin nur jene Stellen seines Briefes zum Vorwurfe machen, wo er seinem Monarchen vorspiegelt, „daß er berufen sei, in Folge des Unglücks von Königgrätz in seiner früheren Heimat inmitten der wichtigen Ereignisse, welche sicher nicht ausbleiben werden, die Stelle einzunehmen, welche dem Bruder des Kaisers von Oesterreich gebührt.“

Diese Hoffnungen, welche Eloin am Schlusse seines in Rede stehenden Schreibens noch weiter ausführt, und zwar mit einer solchen Unumwundenheit, daß der Anstand uns eine wörtliche Wiedergabe verbietet, begründen jedenfalls für einen Rath der Krone den Vorwurf von Taktlosigkeit und compromittirten den Fürsten, welchem sie vorzugaukeln er sich die Freiheit nehmen durfte.

Angesichts so mancher dunklen Ränke, welche nach Königgrätz wieder aufgetaucht waren, ist daher nicht zu wundern, wenn man in Wien sogar gegen den vom Bruder des regierenden Kaisers getragenen Titel Mißtrauen hegte und an Baron Lago, dem österreichischen Gesandten in

Mexiko, eine Depesche gerichtet wurde, welche Maximilian geradezu verbot, den österreichischen Boden zu betreten, wenn er mit dem Titel eines Kaisers nach Europa zurückkehren wollte.

In der Hauptstadt Mexiko selbst besaß der Kaiser Max so viele Sympathieen, daß die Kunde von dem moralischen Zwange, welchen Castelnau im Auftrage seiner Regierung auf ihn ausüben sollte, um ihn zur Niederlegung der Krone zu bewegen, gegen die ohnehin bitter gehaßten Franzosen eine höchst bedenkliche Stimmung erzeugte, die sich in allerhand Demonstrationen Luft machte. So wurde z. B. am 1. November in dem auf der Place d'Armes befindlichen Fremdentheater Kaiser Napoleon auf das Gröbste insultirt, indem das Publikum das Erscheinen seines Bildes mit den unfläthigsten Mißfallsbezeugungen und schwerwiegendsten Schimpfworten, ja sogar mit einem tausendstimmigen Todesrufe empfing. — Natürlich ließ Bazaine dieses Theater für immer schließen.

Inzwischen nahmen die Dinge in Orizaba einen für die Clerikalen ganz erwünschten Fortgang. Die Minister und der Staatsrath wurden nach Orizaba beschieden. Miramon hatte Beide persönlich von Mexiko abgeholt. — Ministerpräsident Lares, welcher bisher, und zwar so lange Kaiser Max mit der Geistlichkeit auf gespanntem Fuße lebte, scheinbar zu deren Gegnern gehörte, warf jetzt die Maske ab und stand für die Zusage des Clerus, daß Seine Majestät sogleich auf vier Millionen Piaster und eine schlagfertige Armee zählen könne, gut.

Marquez und Miramon erklärten sich bereit Commandos anzunehmen. — Als der Kaiser, noch immer etwas zweifelhaft, wiederholt die Frage stellte, woher man auf ein Mal die Millionen nehmen werde, wurde er stets von dem Conseilspräsidenten durch die feierliche Versicherung beschwichtigt: „Das sei das Geheimniß der clerikalen Partei, aber man könne sicher darauf zählen."

Natürlich ließ auch Pater Fischer seinerseits alle Minen springen, um den Kaiser sicher zu machen und ihn über die wahren Absichten des Clerus zu täuschen.

Am 20. November 1866 durften endlich Pater Fischer und Genossen Victoria rufen. — Man hatte dem Kaiser zu nachfolgender, an Bazaine gerichteten telegraphischen Depesche die Unterschrift abgelockt.

„Keiner meiner Schritte," beginnt die Depesche, „berechtigt irgend Jemand zu glauben, daß ich zu Gunsten irgend einer Partei abzudanken

XVII.



(Seite 41.)



die Absicht habe. Die Einberufung des Staatsrathes und der Minister ist eben deshalb geschehen, um mit ihnen vereint zu entscheiden, welchen Händen die interimistische Gewalt zu übergeben sei, wenn der Zeitpunkt der Abdankung herankommt und bis die Abstimmung der Nation das Uebrige entscheidet. Die an den Marschall Bazaine gerichtete Aufforderung hatte keinen anderen Zweck, als diese Punkte im Einverständnisse mit dem Chef der Armee zu regeln. — Ich halte dafür, daß ich meine Autorität derselben Nation, die sie mir verliehen, auch zurückgeben, und die übrigen Fragen, über den Ursprung und die Wahl der neuen Regierung, der freien Bestimmung der Nation überlassen solle.

„Meine einzige Pflicht besteht darin, eine provisorische Regierung zu ernennen, bis daß die Nation berufen werde, und die nöthigen Schritte zu thun, um sie zusammenzurufen, endlich Schutz für die kaiserlich Gesinnten zu suchen, ohne mich jedoch in alles Uebrige einzumischen.

Maximilian."

Wenige Tage genügten für den intriguanten Jesuiten und dessen Partei, um, als man den Kaiser ein Mal so weit gebracht, ihn endlich zu einem entscheidenden Schritte zu drängen, der hinter ihm alle Schiffe verbrannte.

Am 1. December 1866 erschien das folgende von Orizaba datirte kaiserliche Manifest:

„Mexikaner!

„Die so wichtigen Vorgänge, welche das Wohlergehen unseres Vaterlandes berühren und vor welchem Unsere häuslichen Unglücksfälle verschwinden, haben in Unserem Geiste die Ueberzeugung hervorgerufen, daß Wir auch die Uns von euch anvertraute Gewalt zurückgeben müßten. — Der von Uns berufene Ministerrath und der Staatsrath waren dagegen der Meinung, das Wohl Mexiko's erheische, daß Wir die Herrschaft behalten. Wir haben geglaubt, ihren dringenden Vorstellungen zu folgen, indem Wir Unsere gleichzeitige Absicht verkündigen, auf der breitesten und liberalsten Grundlage einen Nationalcongreß zu versammeln, an welchem alle Parteien Theil nehmen sollen. Dieser Congreß wird bestimmen, ob ein Kaiserreich in Zukunft bestehen soll und im bejahenden Falle seinen Beistand dazu leihen, die für Befestigung der öffentlichen Einrichtungen dieses Landes wichtigen Normen festzustellen.

Zu diesem Ende ist Unser Rath gegenwärtig eifrig beschäftigt Uns alle wünschenswerthen Maßregeln vorzuschlagen und thut gleichzeitig alle nöthigen Schritte, damit alle Parteien zur Herstellung einer Uebereinkunft auf dieser Grundlage bereitwillig beitragen.

„In Folge dessen, Mexikaner, und indem Wir auf Euch Alle, keine einzige politische Färbung ausgenommen, zählen, werden Wir Uns bemühen, mit Muth und Beharrlichkeit das Werk der Wiedergeburt weiterzuführen, das Ihr anvertraut habt, euerem Landsmanne

Maximilian."

Der Bürgerkrieg war also auf die Weise in Permanenz erklärt, denn wer konnte wohl im Ernste glauben, daß die juaristische Partei, jetzt wo sie auf allen Punkten die Oberhand erhalten hatte und selbst die Generäle Castelnau und Bazaine es sich zur Ehre schätzten, wenn die einst von ihnen Banditen und Räuber gescholtenen Führer der Dissidenten so gütig waren, mit ihnen in Unterhandlungen zu treten, in ein und demselben Congresse mit den Creaturen von Clerikalen tagen würden, mit jenen Strolchen und Hochverräthern, welche seit so vielen Jahren Mexiko nach allen Richtungen geplündert und bedrückt und ihrem schändlichen Treiben die Krone aufgesetzt hatten, indem sie schließlich die Franzosen ins Land riefen.

Damit der arme Kaiser ja vollkommen in die Bande der Clerikalen gerathen und seiner letzten, selbstständigen, verläßlichen Stütze beraubt werde, arbeiteten nun P. Fischer und Consorten aus allen Kräften dahin, die gänzliche Auflösung des österreichischen Freiwilligencorps herbeizuführen. Ungeachtet so vieler erlittener Verluste, ungeachtet keine Verstärkungen aus Europa nachkamen, bildete das genannte Corps noch immer eine ansehnliche Schaar wackerer, erprobter und treuer Kämpfer, in deren Reihen der Verrath keinen Zutritt fand.

Die Minister nahmen daher die herrschende Finanznoth zum Vorwande, um den Kaiser zur förmlichen Auflösung des ihnen eben wegen seiner guten Eigenschaften so verhaßten Corps zu bereden. — Ihre Bemühungen gelangen. — Kaiser Max fügte sich von nun an einfach allen Consequenzen jener unheilvollen Politik, welche ihm sein Beichtvater als so vortheilhaft und verführerisch einzureden gewußt hatte.

Schon wenige Tage nach dem oben angeführten Manifeste erschien folgende:

Proclamation.

Offiziere, Unteroffiziere und Freiwillige des österreichisch-belgischen Corps!

Mit der größten Befriedigung bin ich der Dienste eingedenk, die Ihr mit unerschütterlicher Treue Meiner Regierung geleistet, unvergeßlich bleiben mir die Ruhmesthaten, durch die Ihr die Waffen Eures Landes auf mexikanischem Boden zu Ehren gebracht, und mit innigem Wohlgefallen erkenne ich die echt militärische Würde und Rechtlichkeit, die Euch die Achtung aller Mexikaner erworben haben.

Indem ich Euch für Euer ersprießliches, ehrenvolles Wirken meinen innigsten Dank ausspreche, theile ich Euch zugleich den Beschluß der Regierung mit, daß das österreichisch-belgische Corps in seiner Eigenschaft als ein von der National-Armee getrennter fremder Truppenkörper zu bestehen aufhöre.

Wenn auch Jeder von Euch sich verpflichtet hat, durch sechs Jahre im Dienste der Regierung zu verbleiben, so will ich dennoch nicht, daß irgend Einem ein Zwang auferlegt werde, und ich erkläre, daß ich bereit bin, alle Jene, die bei dem gegenwärtigen Wechsel der Verhältnisse in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen, ihres Eides zu entheben.

Im Einverständnisse mit meinen Ministern habe ich hierüber Folgendes beschlossen:

1. Sämmtliche Offiziere, Unteroffiziere und Freiwillige des österreichisch-belgischen Corps haben ihre freie Aeußerung dahin abzugeben, ob sie in ihre Heimat zurückkehren, oder in die Dienste der National-Armee eintreten wollen.

2. Vom Obersten exclusive beginnend erhalten Alle, die in die Reihen der National-Armee eintreten, einen Rang, der um einen Rang höher ist als der, den sie gegenwärtig bekleiden, so zwar, daß der Oberstlieutenant als Oberst, der Major als Oberstlieutenant übertritt ꝛc. Für die Mannschaft vom Oberjäger (Wachtmeister, Feuerwerker) beginnend, gelten dieselben Bestimmungen, jedoch mit der Einschränkung, daß bei der Beförderung derselben der Nachweis des nöthigen Bildungsgrades nicht außer Acht zu lassen ist.

Alle Soldaten der mexikanischen National-Armee kann und darf nur ein Geist beseelen, und deshalb erklären sich auch gleichzeitig mit ihrem Eintritte in die Reihen derselben selbstverständlich Alle bereit, die Stellung, die sie als Glieder eines fremden Truppenkörpers hatten, aufzugeben, genießen daher als Mexikaner alle Rechte derselben, da sie

deren Pflichten nachzukommen haben, und werden sich mit dem Charakter und den Gepflogenheiten des Körpers, dem sie nun angehören, vertraut machen.

3. Den bestimmten Vereinbarungen zufolge, werden nach Ablauf von sechs Jahren, mit Einrechnung der Zeit, die sie bereits Meiner Regierung gedient haben, alle jene Offiziere, Unteroffiziere und Freiwillige des österreichisch-belgischen Corps, entsprechend dem Range, den sie zu dieser Zeit bekleiden werden, Länderstriche zur Colonisation erhalten.

4. Alle jene Offiziere, Unteroffiziere und Freiwilligen, die nach freiwilliger Meinungsabgabe die Rückkehr in ihre Heimat wünschen, werden auf Kosten der Regierung nach Europa gebracht und daselbst entsprechend abgefertigt werden.

5. Für die invaliden Offiziere, Unteroffiziere und Freiwilligen des österreichisch-belgischen Corps wird ihrem Range entsprechend, gebührend gesorgt werden.

Durch Euren Commandanten werden Euch die näheren Modalitäten im Namen der Regierung kundgegeben werden.

Orizaba, am 6. December 1866.

Maximilian m. p.

Wer erinnert sich nicht an jene mitunter halb nackten, frierenden und hungernden Gestalten, welche im Frühjahre 1867, in Haufen bettelnd, die Straßen Wiens bedeckten? Es waren jene Freiwilligen, welche in hundert Gefechten ihr Blut verspritzt hatten, und denen das großmüthige französische Gouvernement noch bis zur Stunde einen mehrmonatlichen Sold schuldig geblieben ist.

II.

Das Vorspiel von Querétaro.

Seit der Befreiung Alicens aus den Händen der Fürstin Sobieski ist mehr als ein halbes Jahr verstrichen. Kaiser Maximilian hatte den Kampf um seine Krone wieder aufgenommen und in Strömen floß neuerdings das Blut auf zahllosen Schlachtfeldern. Die

Franzosen verhielten sich jedoch dabei als rein passive Zuschauer und bewerkstelligten, von den Dissidenten gänzlich unbehelligt, ihren Rückzug aus Mexiko in bester Ordnung. Sie trieben ihre Friedfertigkeit sogar so weit, daß sie in ihren Garnisonen, wie es z. B. in Texcuko geschah, Aufläufen und republikanischen Demonstrationen ganz unthätig zusahen, wenn solche Bewegungen nur gegen die Regierung des Kaisers Max gerichtet waren und nicht ganz directe in Feindseligkeiten gegen die Soldaten der „großen Nation" ausarteten. Hatten doch die französischen Generäle schon seit einiger Zeit aus verschiedenen Anlässen ganz freundschaftliche Correspondenzen mit den Führern der Dissidenten, welche sie einst nur als Banditen zu bezeichnen pflegten, angeknüpft und namentlich war es Porfirio Diaz, welchen sogar der Marschall Bazaine seiner Aufmerksamkeit würdigte. Vollkommen Herr der Stadt und Provinz Oaxaca stand es auch in der That in Diaz's Macht, den Franzosen jeden Tag ihre Rückzugslinie von Puebla nach Veracruz, wenn nicht gänzlich und dauernd abzuschneiden, so doch im hohen Grade zu gefährden und zu beunruhigen.

Von dieser Zeit datiren auch jene Unterhandlungen des französischen Obercommandos mit Diaz, wobei Letzterem der Antrag gemacht wurde, daß man gegen gewisse Gegenleistungen erbötig sei, den Kaiser sammt allen seinen Anhängern den Dissidenten in die Hände zu spielen.

„Bevor ich vor Mexiko angekommen war," schreibt der General Porfirio Diaz in einem authentischen Briefe an Romero, den Gesandten Juarez's in Washington, „bot mir Portillo, der sich Kriegsminister nennen läßt, an, mir die Stadt zu übergeben, wenn ich ihm Bürgschaften für die Sicherheit seiner Person leisten wolle. O'Horan seinerseits machte mir dieselben Eröffnungen, mit dem Beisatze, daß er mir Marquez überliefern wolle, wenn ich ihm das Leben und einen Paß nach dem Auslande verbürgen würde. Die Bösewichter sind immer Verräther, selbst gegen ihre eigenen Freunde. Außerdem ließ mir Marschall Bazaine vor seiner Abreise durch Vermittlung eines Dritten das Anerbieten machen, mir die von den Franzosen besetzten Städte zu übergeben und sogar Maximilian, Marquez, Miramon &c. in meine Hände zu liefern, wofern ich einwilligte, einen Vorschlag anzunehmen, den er mir machte und den ich zurückgewiesen, weil ich ihn nicht ehrenhaft fand. Ein anderer Vorschlag ist mir gleichfalls durch die Initiative Bazaine's gemacht worden; er betrifft die Erwerbung von 6000 Gewehren und 4,000.000 Kapseln; wenn ich es

gewünscht hätte, würde er mir auch noch Kanonen und Pulver verkauft haben, aber ich lehnte es ab, seine Vorschläge anzunehmen. Die Intervention und ihre Ergebnisse haben uns die Augen geöffnet, und von nun an werden wir vorsichtiger sein, wenn wir mit den europäischen Mächten, namentlich mit der französischen Regierung verkehren."

So weit die Anklagen des General Diaz, auf welche Bazaine noch immer keine Erwiderung gegeben hat. Ferner ist es Thatsache, daß Bazaine kurz vor seinem Abzuge aus der Hauptstadt Mexiko in der Sequia, einem kleinen Fluß bei Mexiko und im See Texcuko das Pulver und die Munition, die er nicht mitnehmen konnte, versenken ließ, obgleich die Regierung des Kaisers sie kaufen wollte. Thatsache ist ferner, daß Bazaine die in der Citadelle von Mexiko aufgehäuften Projectile zerhacken und die Stücke verkaufen und Kaiser Maximilian sagen ließ, es sei aus Versehen geschehen, daß man die der mexikanischen Armee gehörigen Projectile zerstörte. — Als Kaiser Maximilian hierauf die Citadelle inspiciren wollte, befahl Bazaine Niemanden — wer es auch sei — einzulassen! Thatsache ist es endlich, daß die französische Armee sich unbelästigt, man kann fast sagen, von verschiedenen juaristischen Corps förmlich escortirt, nach Veracruz zurückzog. — Hier ließ Marschall Bazaine auf öffentlichem Platze noch eine Menge Kriegsmaterial, wie Pferde, Maulthiere, Gewehre, Munition und sogar Kanonen, zu wahren Schleuderpreisen verkaufen; und an wem wurde dies Alles verkauft? . . . . An die Agenten des Juarez! In Frankreich aber wünschte man sich Glück zu dem ohne Anstand vollbrachten Rückzuge und der friedlichen Einschiffung der französischen Armee. Dem gegenüber war Kaiser Maximilian in der größten Nothlage zurückgelassen worden, ohne eigentliche Armee, ohne Geld um dieselbe wieder auf die Beine zu bringen.

Marschall Bazaine hatte die französischen Militärs, welche Neigung zeigten, sich in das kaiserliche Heer einreihen zu lassen, davon abgehalten. Dies erklärt sich vielleicht daraus, daß er, die Partie als verloren ansehend, diesen wackeren Leuten die Bitterkeit des Schicksals zu ersparen wünschte, das sie muthmaßlich erwartete. — Aber warum hat er nicht dem Kaiser das Material, das nicht mitgenommen werden konnte, überlassen, statt daß er es an Juarez verhandelte oder zerstörte? Diese unleugbare Thatsache hat in der französischen Armee eine große und gerechte Erbitterung hervorgerufen.

Um sein schnödes Benehmen, das mit Anfang des Jahres 1867

vollkommen nackt zu Tage trat, zu beschönigen, suchte Bazaine endlich selbst nach einem Vorwande, um mit der Regierung des Kaisers offen brechen zu können. — Eine Gelegenheit hierzu ergab sich sehr bald. Am 25. Jänner beschwerte sich der kaiserliche Conseilpräsident über die zweifelhafte Haltung der französischen Truppen. — Der Marschall erwiderte Folgendes:

„Mexiko, 27. Jänner 1867.

„An Herrn Lares, Präsidenten des Ministerrathes.

„Ihren Brief vom 27. d. habe ich erhalten. Ich könnte mich auf eine einfache Empfangsanzeige beschränken, weil ich nicht gestatte, daß Sie mich nach Ihrer Willkür zu sich berufen und dann, weil dieser Brief über Fragen handelt, welche längst, sowohl schriftlich als in früheren Besprechungen, entschieden worden sind....

„Aus diesen Gründen, Herr Minister, und weil die Fassung Ihres Briefes ein Gefühl des Mißtrauens durchblicken läßt, welches sich allezeit auf verleumderische Beurtheilungen stützt, die unsere Loyalität (!!!) kränken, liegt es mir daran, Ihnen ausdrücklich wissen zu lassen, daß ich in Zukunft mit Ihrem Ministerium keinerlei Verbindung haben will.

Bazaine.“

Der Kaiser, über den Marschall schon lange persönlich tief entrüstet, war von Pater Fischer leicht zu bewegen, diesen Fehdebrief gänzlich unbeantwortet zu lassen und der Höchstcommandirende Frankreichs in Mexiko sah Seine Majestät niemals wieder. Der Jesuit handelte hierbei natürlich nicht ohne guten Grund. Bazaine war ein entschiedener Pfaffenfeind und namentlich begegnete er dem P. Fischer, dessen Antecedentien ihm wohl bekannt waren, mit unverhüllter Verachtung. — Der ehrwürdige Beichtvater zitterte daher bei jeder Begegnung des Kaisers mit dem Marschall, daß Letzterer dem so übelberathenen Monarchen Dinge über Personen und Vergangenheiten mittheilen könnte, welche vielleicht noch in der zwölften Stunde eine sehr wesentliche Modification in den Entschließungen des Kaisers herbeigeführt haben würden. — Um den Bruch vollkommen zu machen, unterschlug P. Fischer eine Zuschrift des französischen Hauptquartiers, worin dasselbe kurz vor dem Abmarsche, einen schon vor längerer Zeit gemachten Vorschlag zur Ertheilung von Guadeloupekreuzen an verdiente, französische

Offiziere und Soldaten in Erinnerung brachte und schrieb an General Osmont auf eigene Faust folgenden Brief:

„Vertraulich und persönlich.

„Mexiko, 1. Februar 1867.

„Mein lieber General!

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß das von dem Marschall Bazaine in diesen letzten Tagen eingehaltene Betragen zum schließlichen Resultat gehabt hat, Seine Majestät zu bestimmen, sehr zu seinem Bedauern, jede Verbindung mit dem Marschall aufhören zu lassen.

„In Rücksicht auf dieses bedauernswerthe Ereigniß habe ich geglaubt, davon absehen zu sollen, Seiner Majestät die Vorschlagsliste zur Bestätigung vorzulegen, welche Sie mir gestern haben zugehen lassen; denn ich bin der Meinung, es würde dies das Mißvergnügen des Kaisers nur erhöhen.

„Aber der Respect, den ich Ihnen schulde und meine hohe Achtung vor Ihrem Verdienste lassen mich zu Ihnen mit diesem Freimuthe reden.

„Da ich indeß wünschte, die guten Dienste tüchtiger Militärs, welche in dieser Liste verzeichnet sind, nicht unbelohnt zu lassen, so bezeichne ich Ihnen zur Auswahl zwei Mittel, welche nach meiner Meinung ein Gelingen versprächen. Wenden Sie sich deshalb an den Kaiser, nicht im Namen des Marschalls, sondern in Ihrem eigenen. Oder aber schreiben Sie an mich privatim in dem gleichen Sinne; und in diesem Falle würde es mir zur großen Genugthuung gereichen, die völlige Billigung Sr. Majestät zu erlangen.

Der Secretär des Kaisers:

Augustin Fischer."

Es ist wohl selbstverständlich, daß dieser doppelte und doppelzüngige Antrag mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. — Der Oberst und Chef des französischen Militär-Cabinets erhielt den Auftrag, den gleißnerischen Brief des Jesuiten scharf zu erwidern. — In dieser Replik an Pater Fischer ist für uns der Schlußsatz am merkwürdigsten. Er lautet:

„Was den Vorfall betrifft, auf den Sie sich beziehen, so müssen Sie am besten wissen, wer ihn veranlaßt hat, und wenn Sie Thatsachen der Ordnung gemäß anführen wollten, so würden Sie vielleicht

entdecken, daß beleidigte Würde von Seite des Marschalls einen ersten Bruch unvermeidlich gemacht hatten, mit welchem einzig und allein das Gewissen Ihrer politischen Freunde belastet bleiben wird."

Am Morgen des 8. Februar 1867 wurde in der Hauptstadt Mexiko die dreifarbige Fahne, welche über dem französischen Hauptquartier von Buena-Vista wehte, gestrichen. Die französische Intervention, welche Frankreich über 700 Millionen Francs gekostet, hatte mit diesem Acte auch dem Namen nach aufgehört. — Die Sendung des General Castelnau war hiermit vollkommen zu Ende, und derselbe beeilte sich, nach Veracruz zu gelangen, um sich auf dem am 15. Februar fälligen transatlantischen Dampfboote einzuschiffen.

„Man stellt mich zwischen die Schande und den Tod; meine Wahl ist getroffen!" rief der bedauernswürdige Monarch entschlossen, als er endlich von der verzweifelten Lage seiner Sache und der Nichtswürdigkeit der Menschen überzeugt war, auf die er sich stützen mußte. — Zu allem Ueberflusse hatte Bazaine, um das Maß von Perfidie voll zu machen in einer Abschiedsproclamation an die Mexikaner vom 4. Februar die unverschämt freche Phrase gebraucht: „Es hat nie in den Absichten Frankreichs gelegen, Euch eine Regierungsform aufzudringen, welche Eueren Gefühlen zuwiderlief." — Das heißt mit andern Worten: Macht jetzt mit dem Kaiserreiche, das wir im Stiche lassen, was Euch beliebt. Und dies hieß Napoleon sich mit Ehre aus der mexikanischen Affaire ziehen!

Der nachfolgende Brief Maximilians an seinen Conseil-Präsidenten liefert den besten Beweis von der ungeheuern Aufregung, deren Opfer der verlassene und verrathene Monarch geworden war.

„Mexiko, 9. Februar.

„Mein lieber Minister Lares! Die gegenwärtige Lage Mexiko's berührt mich tief. Alle Pläne zur Beendigung des Bürgerkrieges fachen denselben nur noch mehr an, und überall, wo wir uns bemühen, das Kaiserthum zu befestigen, werden Ströme Blutes ohne den geringsten Erfolg vergossen. Man hoffte, daß nach der Beendigung der französischen Intervention unsere Maßregeln einen ersprießlicheren Erfolg zu Gunsten des Friedens des Landes und des Volkes haben würden. Unglücklicherweise hat gerade das Gegentheil stattgefunden; die unvergeßlichen Niederlagen von San Yacinta und Monte de las Cruces haben, anstatt uns zu ermuthigen, zwei der unauslöschlichsten Erinnerungen des Kaiser-

reiches zurückgelassen. Man versprach uns große Vortheile von der Erfahrung, dem Tacte, der Loyalität und dem Rufe der Generale Mejia, Miramon und Marquez. Der Erstere hat den Dienst verlassen unter dem Vorwande einer schwankenden Gesundheit, der Zweite hat in der ersten Schlacht, und fast ohne einen Schuß zu thun, alle in seinen Händen befindlichen Hilfsmittel vergeudet, und der Dritte hat nach gewaltthätigen Erpressungen gegen den arbeitsamen und friedlichen Theil der Bevölkerung eine unüberlegte Expedition unternommen, deren blutige Resultate nicht genug beklagt werden können. Während dieser Zeit wurden unsere Finanzen erschöpft und wir mußten zu Zwangsanlehen schreiten, um die Thätigkeit der verschiedenen Zweige der Administration im Gange zu erhalten. Diese Anlehen sind jedoch unrealisirbar geblieben, selbst als man zu vexatorischen Maßregeln seine Zuflucht nahm und außerordentliche Steuern einzuheben versuchte; Alles blieb erfolglos. Andererseits haben die republikanischen Truppen, welche man mit Unrecht eine demoralisirte, verwilderte Horde, nur von dem gemeinsamen Triebe zu plündern zusammengehalten, darstellte, durch ihr Betragen der Bevölkerung die Ueberzeugung verschafft, daß sie eine homogene Armee repräsentiren, welche zu ihren Thaten von Einem Manne, ihrem Oberhaupte, entflammt wird, eine Armee, welche von der großen Idee beseelt ist, daß sie die nationale Unabhängigkeit, welche nach ihrer Ansicht durch die Errichtung des Kaiserthums geschädigt worden ist, vertheidigt. In einer so kritischen Lage kann es nichts helfen, zu einer allgemeinen Volksabstimmung Zuflucht zu nehmen, denn eine derartige Abstimmung würde kein anderes Resultat ergeben, als die Stimmen der von der kaiserlichen Armee besetzten Städte. Die Zeit für einen solchen Appell ist vorüber, und wir müssen demselben ein- für allemal entsagen. Ich bin gegen Mexiko die heilige Verpflichtung eingegangen, daß ich niemals die Ursache des Blutvergießens sein werde. Die Ehre meines Namens und die große Verantwortlichkeit, welche auf meinem Gewissen lastet, sowohl Gott gegenüber als gegenüber der Geschichte, haben mich in dem Entschlusse befestigt, nicht länger zu zögern, um so großen Uebeln ein Ziel zu setzen. Ich erwarte daher mit berechtigter Ungeduld Ihren Rath betreffs der Maßregeln, welche Sie für zweckmäßig erachten, um die vorhandene Krisis mit den in diesem meinem Briefe ausgesprochenen Ideen in Einklang zu bringen. Mögen Sie sich nur das Wohl und Glück des mexikanischen Volkes vor Augen halten und jede politische und persönliche Rücksicht außer Augen setzen. Maximilian."

Die Antwort des Ministers Lares ist vom 10. Februar datirt. Er meldet dem Kaiser, daß er alsogleich nach Empfang seines Schreibens den Ministerrath versammelt habe, daß die Mitglieder des Cabinets zuerst ihre Demission geben wollten, sich aber doch entschlossen haben, auszuharren und behilflich zu sein, dem Kriege und der Krisis, unter welcher das Land leide, ein Ende zu machen. Als die Mittel, welche zu diesem Resultate führen könnten, bezeichnet Lares folgende: „Vor Allem muß man die Hauptstadt vor der Calamität einer Belagerung und eines Sturmangriffs bewahren. Die Lösung muß also auf einem anderen Punkte versucht werden, in Querétaro zum Beispiele, wo sich noch immer Anhänger des Kaiserreiches finden. Wenn auf diesem Punkte die größtmöglichste Zahl regulärer Truppen unter dem Befehle der fähigsten und loyalsten Generale concentrirt wird, so daß sie eine respectable Armee bilden, wird es zweckmäßig sein, wenn der Kaiser das Commando als General en chef übernimmt, um die sonst unvermeidlichen Rivalitäten unter den Obergeneralen zu verhüten. Wenn man eine in der That zu fürchtende Streitmacht, welche den Republikanern begreiflich machte, daß sie noch einen energischen Widerstand zu besiegen haben, aufgestellt hat, so mögen dann die Verhandlungen mit Don Benito Juarez eröffnet werden. Es ist wahrscheinlich, daß er dieselben ablehnen wird, und hier wird sich dann die eigentliche Schwierigkeit ergeben. Um zu reussiren, wird man an die Nation appelliren müssen, welche sich gegen Jene wenden werde, die die Leiden des Krieges vermehren wollen. Auf keinen Fall darf aber Juarez eine Volksabstimmung vorgeschlagen werden; er hat in Betreff seines Rechtes fanatische Ansichten und würde nie zugeben, daß dasselbe irgendwie in Zweifel gezogen wird. Man hätte sich darauf zu beschränken, dem ersten Congresse folgende Verfassungs-Reformen vorzuschlagen: 1. Wahl der Kammer der Senatoren. 2. Ernennung der Richter des obersten Gerichtshofes auf Lebensdauer, mit Ausnahme des „Chef Justice", welcher auf acht Jahre vom Congresse zu wählen wäre; 3. Wahl des Präsidenten und des Congresses durch das Volk; 4. Wiederherstellung der Vertretung und des Wahlrechtes des Clerus; 5. Zugeständniß an freie Corporationen, Eigenthum zu erwerben in der Weise, daß die erworbenen Güter den Besitzer wechseln können."

„Ferner wäre es, meint Lares, gut, die republikanische Regierung zu einer vollständigen Amnestie für alle Jene zu verpflichten, welche sie nicht vor die ordentlichen Gerichte unter allen bis zum 31. Dec. 1861

giltigen Rechtsbürgschaften zu citiren, für nöthig erachtet. Würden dann auch noch die vom Kaiserreiche contrahirte Schuld und die von ihm an industrielle Gesellschaften gemachten Concessionen anerkannt, so wären die Interessen der Conservativen und des Clerus gewahrt, und es bliebe für die Betheiligten nichts mehr zu wünschen übrig. Um diesen Plan durchzuführen, sei, sagt der Minister-Präsident schließlich, vor Allem die Beobachtung des allertiefsten Geheimnisses unerläßlich; denn es sei klar, daß, wenn einige der Generale oder der Offiziere des Heeres eine Idee von dem Plane vor seiner Verwirklichung erhalten, die Absicht des Kaisers vereitelt würde, weil dieselben ihre Interessen durch die Friedensverhandlung und die derselben folgende Ordnung für gefährdet ansehen würden." Zum Schlusse erklärt Lares, daß er sich allerdings nicht schmeichelt, diese Ideen von Erfolg gekrönt zu sehen.

Die Zweifel, welche in Kaiser Max über die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit Miramons aufgestiegen, waren wirklich vollkommen begründet. Dieser Creole, welcher von je zu den enragirtesten Anhängern und Werkzeugen der „Schwarzen" gehörte, hatte bei seiner letzten Anwesenheit in Paris mehrmals ganz unverblümt die Absicht ausgesprochen, daß er nach Mexiko nur zurückkehre, um nach dem Sturze der Monarchie den Stuhl des Präsidenten zu besteigen. In der That liegen Dokumente vor, welche klar und deutlich beweisen, daß, hätte er in seinem letzten Feldzuge im Norden gesiegt, er sich sofort unbedingt gegen Kaiser Maximilian erklärt haben würde. Diesen Menschen nachträglich zu einem der Märtyrer des zweiten Kaiserreichs stempeln zu wollen, ist daher nur ein elendes Manöver einer gewissen Partei, welche bei der Wahl ihrer Mittel selbst solchen Hindernissen gegenüber, welche den Geboten der Ehre entspringen, noch nie in Verlegenheit kam.

Uebrigens lassen wir zur Bekräftigung unseres obigen Ausspruches, sowie der Anklagen, welche von uns schon in früheren Capiteln wider die „Generaldiebe" Marquez und Miramon erhoben wurden, den Protest folgen, welchen im Februar 1867 die Gesandten von Frankreich, Preußen, Spanien, Belgien, England und Italien bei Kaiser Maximilian eingereicht haben. Dieses merkwürdige, diplomatische Actenstück lautet:

„Das Commando der kaiserlichen Armeen ist Marquez und Miramon übergeben worden. Eure Majestät können nicht vergessen haben, daß diese beiden Generale Ende des Jahres 1860 das Siegel der englischen Gesandtschaft erbrachen und gewaltthätig die Koffer der-

selben öffneten, um mehrere Millionen, die, der damals in Veracruz bestehenden liberalen Regierung gehörig, bestimmt waren, die Dividenden der englischen Schuld zu zahlen, wegzunehmen. Diese Millionen verschwanden plötzlich. Niemand als die Generale Marquez und Miramon, thätig unterstützt von General Moran, der auch Mitglied von Eurer Majestät Regierung ist, hatten die im Jahre 1859 in Takubaya und den benachbarten Orten begangenen Mordthaten an friedlichen und wehrlosen Menschen zu verantworten. Es ist nicht unsere Sache, in unserer gegenwärtigen Stellung zu sagen, ob es politisch oder menschlich sei, einen so nutzlosen Widerstand fortzusetzen, der Interessen gefährdet, die Ihrer Sorge wohl werth sind. Aber es ist unsere Pflicht, im Namen des Gesetzes wirksamen Schutz für die Unterthanen unserer Regierungen zu verlangen, und dieser Schutz kann nur durch die Entlassung der genannten Offiziere erlangt werden, und sollte diese Entlassung unmöglich sein, so erfordert es unsere Pflicht, zu protestiren, wie es hier von uns geschieht, gegen alle etwaigen Acte der Gewaltthätigkeit, die gegen Personen oder Eigenthum gedachter Unterthanen begangen werden sollten."

Zu seinem Unglücke scheint Kaiser Max diesen Protest nicht näher gewürdigt zu haben, im Gegentheile leistete derselbe nur den Absichten der „Schwarzen" Vorschub, denn diese wünschten schon lange, daß der Monarch in der Hauptstadt ihnen das Feld räumen und es ihm unmöglich werde, sie persönlich an ihr feierliches, aber nicht gehaltenes Versprechen betreff der 100 Millionen Francs zu mahnen, wie es bisher öfters geschehen war. — Und richtig ließ sich der Kaiser verleiten, nach Querétaro aufzubrechen, um von nun an die Operationen gegen den Feind persönlich zu leiten.

Aus San Juan del Rio erließ Maximilian folgenden, vom 17. Februar 1867 datirten Tagesbefehl an seine zwischen diesem Orte und Querétaro concentrirte Hauptmacht:

„Heute stelle ich mich an die Spitze der Armee, die seit kaum zwei Monaten erst in die Möglichkeit, sich zu vereinigen und zu formiren, versetzt wurde, und übernehme das Obercommando derselben. Diesen Tag haben meine heißen Wünsche seit Langem herbeigesehnt; Verhältnisse, die von meinem Willenseinflusse unabhängig waren, haben bisher mich an einem solchen Schritte gehindert. Heute kann ich, frei von jeder Verbindlichkeit, endlich mich nur mehr von meinen Gefühlen eines guten und treuen Vaterlandsfreundes leiten lassen. Unsere Pflicht als

loyale Bürger nöthigt uns zum Kampfe für die zwei dem Lande heiligsten Principien: für dessen Unabhängigkeit, welche von Männern bedroht wird, die in ihrem egoistischen Treiben sogar Theile des nationalen Gebietes verhandeln wollen, und für die gute Ordnung im Innern, welche wir täglich zum Nachtheile unserer friedlichen Mitbürger auf die grausamste Weise bedroht sehen. Unsere Handlungsweise, die nunmehr von jeder Beeinflussung, jeder fremden Pression frei ist, wird unser ruhmreiches tricolores Banner hochhalten und mit Ehren vorwärts tragen.

„Ich hoffe, daß die Generale ihren Offizieren und diese ihren tapferen Truppen das Beispiel des unbedingten Gehorsams und der strengsten Disciplin geben werden, die für eine Armee, welche die nationale Würde wieder aufrichten soll, unerläßlich sind. Was die Tapferkeit und die Entschlossenheit anbelangt, so ist es unnöthig, mit den Mexikanern davon zu sprechen: diese Tugenden sind das Erbtheil unseres Landes. Ich habe den tapferen General Marquez zum Chef des Generalstabes ernannt und die Armee in drei Corps eingetheilt: das erste unter dem Commando des tüchtigen Generals Miramon, das zweite unter seinem gegenwärtigen Führer und das dritte unter dem unerschrockenen General Mejia.

„Ich erwarte noch von einem Tage zum andern den muthigen General Mendez mit seinen tapferen und kriegsgeübten Truppen, welche sich mit dem zweiten Armeecorps vereinigen werden. Ich habe bereits den patriotischen General Vidaurri berufen, welcher unsere Truppen so schnell wie möglich organisiren und den Feldzug im Norden eröffnen wird.

„Vertrauen wir auf Gott, welcher Mexiko beschützt und beschützen wird, und schlagen wir uns mit unerschütterlicher Energie unter dem geheiligten Rufe: Es lebe die Unabhängigkeit!“

Zwei Tage nach diesem Tagesbefehle hielt Kaiser Maximilian seinen Einzug in Querétaro und richtete an den Alcalden der Stadt das folgende Dankschreiben:

„Querétaro, 20. Februar.

„Der liebevolle und begeisterte Empfang, den mir die Einwohner dieser Stadt bereitet, indem sie mir aufrichtige Beweise ihrer Ergebenheit gaben, haben mir die größte Freude gemacht, und die Erinnerung daran wird ewig mein dankbares Herz erfüllen. Sie werden der Bevölkerung in meinem Namen danken, Sie werden ihr sagen, daß alle

meine Anstrengungen, alle meine Sorge dahin gerichtet sein wird, meinem Lande Glück und Frieden zu sichern. Zur Erreichung dieses Zieles rechne ich auf die Mitwirkung aller guten Mexikaner, und unter diesen stehen die Einwohner dieser schönen Stadt obenan.

Maximilian."

Das mexikanische Blatt Patria veröffentlichte auch ein von Querétaro datirtes Schreiben des Generals Marquez an den Minister-Präsidenten Theodosio Lares. Es wurden darin der Marsch der kaiserlichen Truppen von Mexiko nach Querétaro, sowie ihre ersten Kämpfe bei Lecheria und Calpulalpan beschrieben, „wo der Kaiser stets auf den gefährlichsten Punkten seinen Soldaten das Beispiel der Bravour und der Entschlossenheit gab". General Marquez meldete, daß General Mendez mit 5000 Mann in Querétaro ankam, welche kriegsgeübte Truppen mit den übrigen ein compactes, zum Schlagen bereites Corps bilden sollen. Doch spricht Marquez die Befürchtung aus, daß der Feind keine Schlacht annehmen und in seiner Guerilla-Taktik beharren werde.

Die Operationen der kaiserlichen Truppen waren anfangs vom Erfolge gekrönt. Miramon drang bis Zacatecas vor, wo er wie ein Bluthund hauste und alle Gefangenen, und zwar sogar die Verwundeten erschießen ließ. — Gar bald wurde er aber von dem juaristischen General Mariano Escobedo nach Querétaro auf das von Kaiser Max persönlich befehligte Corps zurückgeworfen. Von dieser Zeit an gaben auch die Dissidenten den gefangenen Imperialisten keinen Pardon mehr, was Escobedo durch folgenden Tagesbefehl motivirte, welcher bereits deutlich zeigte, welches Los den Anhängern des Kaisers Max bevorstand, falls sie bei Querétaro besiegt würden.

„Die constitutionellen Waffen sind mehr als großmüthig gegen Jene gewesen, die hierher gekommen sind, um den grausamsten Krieg gegen uns zu führen, welchen unsere Annalen kennen. Als diese Fremdlinge eine Fahne mit sich brachten, unter welcher sie den Krieg gegen uns aufnahmen, konnte man die Eindringlinge allenfalls als eine kriegführende Macht behandeln; nun aber wo diese Fahne von Jener Invasion zurückgezogen worden ist, können Solche, die noch auf einer Fortsetzung des Kampfes bestehen, nur als Usurpatoren betrachtet werden, die hierher gekommen sind, um Zwietracht unter uns zu säen, die Gemüther zum Bürgerkriege aufzustacheln und Thaten zu begehen, gegen welche sich jedes Humanitätsgefühl empören muß. Durch jene Schandthaten,

die sie in Zacatecas begingen, haben sie jedes Anrecht auf eine menschliche Behandlung verwirkt und sich selbst zu Banditen gestempelt. Es ist deshalb eine gebieterische Nothwendigkeit geworden, dieselben für ihre Missethaten zu züchtigen, um so ein Beispiel zu statuiren und um der öffentlichen Meinung Genugthuung zu verschaffen. Die commandirenden Officiere wollen deßhalb alle Fremdlinge, die mit den Waffen in der Hand angetroffen werden, erschießen, jedoch Verwundete hievon ausnehmen und diesem Hauptquartier von allen solchen Executionen Bericht erstatten."

Uebrigens hat Escobedo hierbei nur nach einer Ordre des Präsidenten Benito Juarez gehandelt, welcher alle weiteren Rücksichten aufgab, seit ihm eine Abschrift des kaiserlichen Erlasses vom 5. Februar 1867 zugekommen war, laut welchem er sammt seinen Anhängern Sebastian Lerdo de Tejada, José Maria Iglesias, Ignacio Mejia (Kriegsminister der Dissidenten und nicht zu verwechseln mit dem kaiserlichen General Mejia) und Negrete für vogelfrei erklärt wurde. — Dieser unkluge Schritt, zu welchem der Kaiser durch seine schlechten Rathgeber verleitet worden war, steigerte in den Reihen der Dissidenten die Erbitterung auf das Aeußerste, zumal Escobedo, der im Norden eine wichtige Rolle zu spielen begann, Alles aufbot, um den Haß gegen die Kaiserlichen aufzustacheln und dadurch auf Juarez einen Druck auszuüben. Escobedo, ein ehemaliger Maulthiertreiber, ist ein roher Mensch, ohne die mindeste Bildung, roh und blutgierig, aber von großer persönlicher Tapferkeit und besitzt viele natürliche Talente als militärischer Führer. — Juarez mußte daher mit diesem Menschen, dessen Einfluß auf die Armee von großer Bedeutung war, rechten, ein Umstand, welcher bei parteiloser Beurtheilung des Verlaufes der Katastrophe von Querétaro nicht außer Betracht bleiben darf. Zur Vervollständigung der Charakteristik von Juarez halten wir uns verpflichtet, eine kleine Schilderung eines Franzosen, der sich in seiner Gefangenschaft befand, hier wiederzugeben.

Er schonte uns — erzählte unser Gewährsmann — so viel als möglich; er verwendete sich häufig für uns, aber er wurde überschrieen. Jeden Augenblick beschuldigten ihn die Banden, sie zu verrathen, unser Leben zu schonen, um sich daraus eine Geißel zu machen für einen späteren Unglücksfall; die Anführer drohten auszureißen. Sorgenvoll, erzürnt, machtlos durchschritt er die Trümmer des Dorfes, fieberhaften, doch leichten Schrittes, ungeachtet seiner vierundsechzig Jahre und seiner

Beleibtheit. Er schüttelte den Kahlkopf, stampfte den Boden, ballte die Fäuste; dann kam er scheinbar ruhiger zu uns zurück, aber wir fühlten es, daß sein Lächeln erzwungen war und wir zitterten, denn es gab das Signal zu den Erschießungen. Nach der letzten Salve fuhr Juarez mit den Händen über sein mit Schweiß und Koth bedecktes Gesicht, dann murmelte er vor sich hin. Manchmal vergaß er gänzlich unsere schreckliche Lage, und mit weicher, verschleierter Stimme erzählte er uns Reise-Anekdoten, insbesondere aus Frankreich, wo er unter Miramon und unter der dritten Präsidentschaft des Santa-Anna gewesen war. Dann wurde er der liebenswürdigste Weltmann, und wir lachten sogar von ganzem Herzen. Juarez ist ein unermüdlicher Plauderer und sehr unterrichtet, aber er sieht Alles falsch. Er stammt ja aus einer verkommenen Race, deren Merkmale seine hervorspringenden Backenknochen, seine niedrige Stirn mit glattem grauen Haar, seine Nase, seine schwarzen kleinen Augen sind, woraus von Zeit zu Zeit ein blutiger Blitz fährt. Er ist von mittlerer Größe und ein häßliches Exemplar der indischen gekreuzten Race. Seine Sitten sind rein, seine Nüchternheit ist außerordentlich; er arbeitet gern und viel. Seine seltenen Erholungen bestehen in Lesen, in einem langen Spaziergang oder Spazierritt, in einer Partie Schach, welches er herzlich schlecht spielt. —

Bereits zu Anfang März war die Einschließung Querétaro's fast auf allen Seiten von der etwa 30.000 Mann starken Armee Escobedo's bewerkstelligt. Die Belagerten begannen schon vor Ablauf des genannten Monats bitteren Mangel zu leiden; doch hiervon später, denn wir hatten es vorläufig nur mit dem Vorspiele zur Katastrophe von Querétaro zu thun.

III.

In Todesgefahr.

In jenen furchtbaren Kämpfen, welche die Agonie des Kaiserreiches begleiteten, spielte der junge Don Gonzales de Altamira eine äußerst thätige Rolle. Nach der Auflösung des Schwarzenfels'schen Freicorps war er sofort bei den kaiserlichen Cazadores eingetreten;

sein Muth und seine Unerschrockenheit waren sprichwörtlich geworden. Das Glück schien ihm hold zu sein, denn obwohl er sich in jedem Gefechte ganz rücksichtslos den drohendsten Gefahren mit blinder Tollkühnheit preisgab, hatte er dennoch bisher nicht eine einzige Schramme davongetragen. — Aber noch immer war es ihm nicht gelungen, auf Mazzaredo in den Reihen der Feinde zu stoßen, ein Umstand, der seinen Rachedurst beinahe bis zum Wahnsinne steigerte.

Es war in den ersten Tagen des Monates März 1867, als Gonzales, dessen beispiellose Tapferkeit sich bereits mit der Hauptmannscharge und mehreren Auszeichnungen nach Verdienst belohnt sah, endlich die sichere Kunde erhielt, daß sein Todfeind zwischen Mexiko und Querétaro eine fliegende Colonne befehlige, um die Verbindung zwischen diesen beiden von den Kaiserlichen besetzten Städten möglichst zu belästigen. — Gonzales meldete sich natürlich sogleich, um die Contre-Guerillas zu begleiten, welche die angedeutete Absicht der Dissidenten paralysiren sollten. — Mit Vergnügen wurde sein Anerbieten angenommen und eine Abtheilung von dreihundert Mann unter sein Commando gestellt. — Da Gonzales von seinem liebevollen Papa mit Geldmitteln verschwenderisch ausgestattet worden war, so befand er sich in der Lage, nicht nur seine Leute bei gutem Muthe zu erhalten, sondern auch durch königlich bezahlte Spione alsbald die Bewegungen und die Schlupfwinkel seiner Gegner mit voller Bestimmtheit in Erfahrung zu bringen.

So vernahm er denn am 14. März, daß General Mazzaredo unweit von Celaya in einer Hacienda seine Nächte zuzubringen pflege, und zwar fessle ihn die Besitzerin, eine junge, ebenso schöne als reiche Witwe, welche ihm bereits ihre Hand zugesagt haben sollte. — Im ersten Augenblicke beabsichtigte Gonzales die Hacienda im Sturme zu nehmen, wozu aber seine Leute wenig Lust an den Tag legten, denn das Wohngebäude war ausnehmend massiv gebaut und überdies in letzterer Zeit beinahe regelrecht befestigt, namentlich mit Mienengängen ringsum versehen worden. — Ein Angriff, welcher nicht von Kanonen unterstützt war, mußte daher große Opfer von Menschen bei einem, noch dazu sehr zweifelhaften Erfolge erheischen, auch blieb den Belagerten im äußersten Fall zur sicheren, unbehelligten Flucht ein Ausweg übrig, denn die eine Fronte des weitläufigen Wohngebäudes stand auf den Felskanten einer tiefen und breiten Schlucht, welche von dieser Seite in nordöstlicher Richtung lief, und es war allgemein bekannt, daß mehrere

unterirdische Gänge von dem Wohngebäude nach der Thalsohle hinab und von dort in's Freie führten.

Gonzales nahm daher zur List seine Zuflucht. Er lagerte sich mit seiner Truppe in einem dichten Walde, etwa eine Stunde von der Hacienda entfernt, und entsendete in diese einen gewandten Spion, welcher sich dort als kaiserlicher Deserteur ausgab. — Mazzaredo reihte diesen Menschen sogleich in seine Truppe ein. Unter seinen neuen Cameraden fing nun der Ueberläufer an, eine lange Geschichte von einem Geldtransporte zu erzählen, der von der Hauptstadt nach Querétaro unterwegs sei und längstens morgen Nacht in der Nähe vorbeikommen müsse. Die Wirkung, welche mit dieser Mähre beabsichtigt wurde, blieb nicht aus. — Mazzaredo erfuhr hiervon und ließ den Ueberläufer vor sich kommen. Als das lange Examen zu Ende war, schmunzelte Mazzaredo sehr vergnügt. Es schien offenbar ein Leichtes, morgen in der Nacht den ganzen Convoi, der sich in dem benachbarten Walde lagern würde, zu überraschen und aufzuheben. — Er traf alle seine Vorbereitungen mit Umsicht und in größter Stille. Von den fünfhundert Mann, welche er in der Hacienda zur Verfügung hatte, wählte er für den beabsichtigten Handstreich zweihundert der verläßlichsten Guerillas aus; die übrigen sollten als Besatzung und Reserve zurückbleiben.

Um zehn Uhr Abends trat Mazzaredo seinen Marsch an, dessen Ziel und Zweck er erst kurz vor dem Aufbruche seinen Leuten mittheilte, um deren Muth und Ausdauer anzuspornen. Die Zurückbleibenden schnitten etwas sauere Gesichter; obwohl auch ihnen ein Antheil von der fetten Beute versprochen worden war, hätten sie doch lieber gleich mitgethan, denn, wie diese Strolche aus Erfahrung wußten, hielt es bei solchen Affairen zumeist sehr leicht, ein oder das andere Maulthier für eigene Rechnung bei Seite zu schaffen, und der angekündigte Silbertransport mußte, nach dem Werthe berechnet, wenigstens Einhundert Tragthierladungen ausmachen. Die 300 Zurückbleibenden sahen sich also im Geiste um gut die Hälfte ihres Gewinnstes, durch ihre eigenen Kameraden betrogen. —

„Sie sind da!“ flüsterten sich Mazzaredo's Leute leise in die Ohren als man in das Waldesdickicht gedrungen war und zwischen den Bäumen den Wiederschein von Lagerfeuern gewahrte.

Um aber ungesehen zur Stelle zu gelangen, von wo der Schimmer der Flamme kam, mußte man das ausgetrocknete Bett eines tiefen, zerklüfteten, rechts und links von steilen Felswänden begrenzten Wildbaches

wählen. Auf diese Weise war es möglich völlig unbemerkt mitten unter die Lagernden zu schleichen und derselben Herr zu werden, bevor sie sich noch zur Gegenwehr aufzuraffen vermochten.

„Bei allen Höllenteufeln!“ brummte Mazzaredo, der seinen Leuten voranschritt, sehr verdrießlich vor sich hin, als er das Flußbett plötzlich durch eine Unmasse von abgebrochenen Bäumen und Gesträuchen derart versperrt sah, daß an eine Passirung dieses unvermutheten Hindernisses gar nicht zu denken war. — Inzwischen drängte seine Mannschaft neugierig nach um zu erfahren, warum der Marsch plötzlich unterbrochen wurde.

„Excelencia!“ rief ein alter Guerilla ebenso erstaunt, als erschrocken dem General zu, als er einen Augenblick den Verhau gemustert, „Excelencia! diese Bäume da hat nicht das Wasser hierher gespült; Menschenhände sind dabei thätig gewesen, da — sehen Sie nur die Spuren der Aexte.“

„Wir sind in eine Falle gerathen!“ sagte Mazzaredo erblassend, und sich umwendend ertheilte er leise den Befehl, den Rückzug schleunig aber geräuschlos anzutreten.

Hastig drängte und stieß nun ein Jeder vor sich, um die Stelle, wo die hier mauerähnlichen Wände des Flußbettes sich weniger steil zu verlaufen anfingen, wieder zu gewinnen. Da erscholl plötzlich ein furchtbares Gekrache in kurzer Entfernung. Eine Unmasse von Bäumen und Felsstücken stürzte in die Schlucht herab und versperrte den Fliehenden jede Möglichkeit des Rückzuges. — Mazzaredo und alle seine Leute sahen sich gefangen, unrettbar verloren, denn über den Felswänden wurden jetzt ein paar hundert Gewehrläufe sichtbar, deren Mündungen sich nach unten richteten.

„Gnade, Gnade!“ jammerte es aus zweihundert Kehlen.

„Legt eure Waffen ab!“ erscholl von oben das Gebot. Die Guerilla in der Mausefalle beeilten sich dieser Aufforderung nachzukommen. Einige Dutzend Lassos wurden hinabgelassen, deren Zweck die Gefangenen sogleich erriethen. Sie banden je zehn bis fünfzehn Gewehre zusammen, welche sodann an den Lassos hinauf gehißt wurden. Auf die gleiche Weise wanderten sodann auch die Pistolen und Seitengewehre der Gefangenen in die Höhe.

Als dieses Geschäft zu Ende war, trat ein ältlicher Contre-Guerilla, der Offiziersabzeichen trug, an den Rand und frug:

„Wo ist General Mazzaredo?“

„Hier, hier," erwiderten hundert Stimmen auf einmal. Jeder wollte jetzt seinen guten Willen eifrigst an den Tag legen, um, wenn möglich, das nackte Leben zu retten.

„Schleppt ihn herbei!" fuhr der Contre-Guerilla fort.

Mazzaredo ward im Nu zur Stelle geschaffen. Nun schwirrte ein Lasso durch die Luft. Eine sehr geübte Hand mußte die Schlinge geworfen haben, denn im nächsten Augenblicke zog sie sich um den Leib des Generals zusammen und ehe sich der zu Tod erschrockene Mazzaredo zu besinnen vermochte, fühlte er sich bereits durch fünf oder sechs kräftige Rucke mehrere Klafter hoch emporgeschleudert und über die Felswand auf das Plateau gezogen.

„Nicht gemuckst, Ihr Andern!" donnerte nun der alte Offizier in die Schlucht hinab, „wenn Ihr keinen Fluchtversuch macht, soll Leben und Freiheit Euch erhalten bleiben."

Dies war mehr als die Gefangenen zu hoffen gewagt. Man pflegte ja auf beiden Seiten so kurzen Proceß zu machen. Die Guerilla in der Falle jubelten daher laut auf, und es bedurfte einer zweiten eindringlichen Ermahnung, bevor sie sich wieder vollkommen stille verhielten.

Etwa hundert kaiserliche Cazadores blieben zurück, um die Gefangenen zu bewachen. Sie hatten den Auftrag, schonungslos in die Schlucht hinabzufeuern, falls sie den geringsten Fluchtversuch ihrer entwaffneten Gegner wahrnehmen sollten.

Der alte Offizier, welcher früher seine Stimme erschallen ließ, deutete nun dem General Mazzaredo durch eine kurze Handbewegung an, daß er ihm nach dem nahen Lagerfeuer zu folgen habe.

„Sind Sie der ehemalige kaiserliche General Don Manuel de Mazzaredo?" frug er kurz, als er mit dem Angeredeten in das Carrée getreten war, welches die Cazadores gebildet hatten.

„Ich bin es!" antwortete Mazzaredo tonlos. Er sah ein, daß ein Leugnen hier zwecklos wäre, denn er gewahrte auf den ersten Blick mehrere Personen, welche ihn seit Jahren genau kannten.

Der graubärtige Offizier zog langsam ein Papier aus der Tasche und mit ruhiger, gleichgiltiger Stimme verlas er nun das in contumaciam vom kaiserlichen Kriegsgerichte in Mexiko schon am 26. Juli 1866 gefällte Erkenntniß, welchem zufolge der ehemalige kaiserliche General, Manuel de Mazzaredo wegen Treubruch und Desertion zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt wurde und welches nach Ergreifung

des Schuldigen, wann und wo immer, sofort nach geschehener Constatirung der Identität der Person in Vollziehung gesetzt werden sollte.

Gesenkten Hauptes hörte Mazzaredo der Verlesung zu und als selbe zu Ende war, ließ er sich willenlos in die Nähe der Grube führen, welche seinen Leichnam schon in der nächsten Viertelstunde in sich aufnehmen sollte. — Plötzlich belebte ein Hoffnungsstrahl die Züge des Delinquenten. Er gewahrte Gonzales, welcher ernst und gemessen soeben an der Spitze der Executionsmannschaft heranschritt. Aber Mazzaredo's Blut erstarrte von Neuem, als er in das wild rollende Auge des jungen Mannes blickte.

„Gonzales, Gonzales!“ preßte der Verurtheilte, „ist es wirklicher, blutiger Ernst, oder sollte man mit mir nur einen grausamen Scherz vorhaben?“

„Dein Blut, Dein Herzblut will ich sehen, Du elender Verführer,“ grollte Gonzales mit dumpfer Stimme.

„Wie?“ rief Mazzaredo erstaunt, „noch immer dieser unselige Irrthum! Dein Vater hätte Dir also noch immer nicht gesagt, daß —“

„Schweige, schweige!“ schrie Gonzales, in die höchste Wuth gerathend. —

„Nein, Du mußt mich hören, Gonzales,“ entgegnete Mazzaredo, gleichfalls beinahe außer sich, „Estefania ist —“

„Deine Metze!“ kreischte der Jüngling, und er vergaß sich in seiner leidenschaftlichen Erregung so weit, den Verurtheilten in das Gesicht zu schlagen.

Mazzaredo's Antlitz wurde purpurroth über die erlittene Schmach und zähneknirschend zerrte er an seinen Banden, welche ihm die Hände auf den Rücken gefesselt hielten.

Der alte Offizier trat dazwischen.

„Herr Hauptmann Altamira,“ begann er strenge, „Sie sind zu weit gegangen, und ich, als der ältere Offizier, ermahne Sie hiermit an die Spitze der Executionsmannschaft zurückzutreten und nur zu thun, was Ihre Pflicht erfordert.“

Gonzales wollte Einsprache erheben. — Aber Don Garcia de Vibrera, so hieß der alte Offizier, welcher vor einigen Stunden zufällig mit seiner Abtheilung zu jener Altamira's gestoßen war und als der rangsältere Hauptmann den Befehl zu führen hatte, wiederholte seine früheren Worte im kurzen kategorischen Commandotone und gab zugleich das Zeichen, daß dem Delinquenten die Augen zu verbinden seien.

Willenlos ließ Mazzaredo, moralisch wie physisch gebrochen, Alles mit sich geschehen, und sank, ein Stoßgebet leise seufzend, in die Kniee. Er hörte, wie die Hähne von neun Musketen knatterten.

„Schlagt an!" erschallte das Commando aus dem Munde von Gonzales und instinktmäßig hielt der Delinquent den Athem an sich, in der nächsten Secunde des tödtlichen Rufes: „Feuer!" gewärtig.

Aber Gonzales war grausam genug, sich an der Todesangst seines Opfers zu weiden und er ließ fast drei Minuten verstreichen, bevor er eine Wendung nach „Halb rechts" machte, um den Befehl zur vernichtenden Decharge zu geben. —

„Haltet ein, haltet ein!" schrie in diesem Augenblicke eine weibliche Stimme und Estefania stürzte zwischen den Bäumen mit aufgelösten Haaren auf den Delinquenten zu, den sie mit dem Ausdrucke des größten Entsetzens und der qualvollsten Angst mit ihrem eigenen Leibe deckte.

„Hinweg mit der Dirne! Reißt sie hinweg!" kreischte Gonzales wie rasend, „hinweg, oder ihr Beide seid des Todes!"

„Ja, ja, tödte mich," rief Estefania mit wilder Energie und klammerte sich um so fester an Mazzaredo an, welcher seine Sinne schwinden fühlte und, um nicht umzusinken, sich an die neben ihm Knieende anlehnen mußte.

Einige Soldaten, welche als Zuschauer in der Nähe standen, machten Miene den Befehl ihres Hauptmannes zu vollziehen, nachdem der alte Vibrera, der weit im Hintergrunde an einen Baum gelehnt stand, und sein Zigaritos höchst behaglich dampfte, an dem weitern Verlauf der furchtbaren Scene gar keinen Antheil zu nehmen schien.

Aber in Estefania schien mit dem Muthe einer Löwin auch deren Kraft gefahren zu sein. — Die beiden Männer, welche es gewagt, sie anzufassen, stolperten nach rechts und links und abermals umklammerte sie Mazzaredo, der nunmehr wirklich besinnungslos geworden war.

„Nun, wohlan denn, Du freche Tochter der Venus!" höhnte Gonzales, dessen Lippen weißer Schaum bedeckte, und indem er eine Pistole aus dem Gürtel zog, und selbe auf seine einstige Braut anschlug, setzte er mit hohler Stimme bei: „Du willst mit Deinem Buhlen sterben? So sei es denn; zuerst Du und dann er."

„Heilige Jungfrau von Guadelupe!" kreischte Estefania die Hände faltend, und mit dem Ausdruck der innigsten Andacht nach dem

Firmament blickend, hauchte sie: „Vergib, vergib, wenn ich den Schwur breche, welchen ich bei Deinem Namen geleistet. Höre, Gonzales, dieser Mann da ist — mein Vater!"

„Dein Vater?!" rief Gonzales und senkte unwillkürlich den Lauf seiner Mordwaffe, „Dein Vater? Ha! Du willst mich nur belügen, willst Zeit gewinnen!"

„Nun, so lies nur einen einzigen dieser Briefe!" ächzte das arme Mädchen und vor Scham und Schmerz beinahe vergehend, hielt sie Gonzales jene unwiderlegbaren Beweise von der Schande ihrer Mutter hin, welche ihr einst Mazzaredo in Malpica's Garten in der Vorstadt San Cosme überreicht hatte.

Mit fieberhafter Eile durchflog Gonzales zwei der Briefe, an deren Echtheit er nicht zweifeln konnte, denn auch ihm war die Handschrift der Señora Pepita Malpica sehr wohl bekannt.

Vernichtet starrte der junge Mann eine Weile vor sich hin und zufällig traf sein Blick die Executionsmannschaft hinter sich, welche noch immer ihre Flinten angeschlagen hielt. — Ein Schauer rieselte über seinen Rücken, denn er bedachte wie leicht durch einen Zufall oder ein Mißverständniß die Decharge erfolgen, und Estefania, seine arme, unschuldige Estefania, welche er wieder lieben durfte, und in diesem Augenblicke auch bereits wieder mit der ganzen Glut seiner Seele liebte, getödtet werden konnte.

Mit einem Satze sprang er daher vor die todtbringenden Gewehrläufe und mit zitternder, fast gebrochener Stimme lallte er: „Setzt ab." — Tief und erleichtert seufzte er auf, als er dieses Commando vollzogen sah.

Inzwischen hatte Estefania die Binde von des ohnmächtigen Mazzaredo Haupt gerissen und die Knoten der Stricke, welche seine Hände blutig schnitten, mit unglaublicher Kraft und Fertigkeit gelöst.

„Was soll das bedeuten?" sagte kalt und hochmüthig der alte Capitano de Vibrera, der mit finsterer, unheilverkündender Miene zur Gruppe trat.

„Daß der Vater meiner Braut nicht erschossen wird!" entgegnete Gonzales trocken, während er gelassen das Paket Briefe, welches er von Estefania erhalten, in der Brusttasche versorgte und den Rock langsam zuknöpfte.

„Ich hoffe schlecht gehört zu haben," warf Vibrera anscheinend gelassen hin, während er Mühe hatte, seinen Zorn zu beherrschen.

„Nun gut, Herr Kamerad,“ sagte Gonzales, während er zu Estefania trat, um derselben bei ihren Bemühungen, Mazzaredo in's Leben zurückzurufen, behilflich zu sein, „nun gut, so will ich Ihnen wiederholen, daß General Mazzaredo von mir die Erlaubniß erhält, sammt seiner Tochter von hier sich frank und frei zu entfernen.“

„Wenn ich nichts dagegen einzuwenden habe,“ polterte Vibrera, „das Urtheil des Kriegsgerichtes muß vollzogen werden, verstehen Sie mich, Sie, Herr Kamerad!“

Den alten Kriegsknecht hatte das letztere Wort im Munde des jungen Mannes sehr stark gewurmt, wie er denn überhaupt auf den Kriegsruhm des heldenmüthigen Gonzales in hohem Grade neidisch und insgeheim darüber sehr erbittert war.

„Capitano de Vibrera wird höflich ersucht, sich nicht in meine Angelegenheiten einzumischen oder —“ drohte Gonzales und schlug bedeutungsvoll an seine Seitenwaffe.

„Oho! Meuterei!“ höhnte de Vibrera und langte nach einer Pistole in seinem Gurte, „nun warte, mein feuchtohriges Bürschchen, Dir will ich sogleich Mores lehren!“

Der alte Capitano hatte aber nicht die Zeit, seine Drohung auszuführen; mit einem fürchterlichen Fluche ließ er die Pistole aus der Hand fallen. Gonzales' Klinge hatte ihm blitzschnell den rechten Arm durchstochen.

Ein fürchterlicher Kampf drohte zu entbrennen, denn die Mannschaften der beiden, heute zu einander gestoßenen kaiserlichen Abtheilungen nahmen Partei für ihre Hauptleute.

Da krachten mehrere Schüsse zwischen den Bäumen hervor. De Vibrera von mehreren Kugeln zugleich getroffen, stürzte leblos zu Boden. — Mazzaredo's in der Hacienda zurückgelassene Mannschaft war auf dem Kampfplatz erschienen. Der Ueberläufer, welcher in der Hacienda zurückbehalten worden war, hatte sich nämlich im letzten Augenblicke anders besonnen und Estefania, welche schon seit längerer Zeit bei ihrem natürlichen Vater weilte, gegen eine große Belohnung den ganzen Anschlag, um Mazzaredo durch List in die Gewalt der Kaiserlichen zu bringen, entdeckt. — Wie von der Windsbraut getragen, eilte das arme Mädchen aus der Hacienda fort, nach der bezeichneten, ihr wohlbekannten Stelle des Waldes; die Mannschaft in der Hacienda, beschämt durch den Muth und die Energie eines schwachen Weibes, beschloß nach kurzer Berathung einen Versuch zur Rettung

ihres Generals und ihrer gefangenen Kameraden zu thun. Letztere waren bald in der Lage sich zu befreien, als ihre Hüter oben am Felsrande sich eiligst zurückziehen mußten, um an dem erbitterten Kampfe in der Lichtung des Waldes theilzunehmen.

Gonzales, einen Augenblick unschlüssig, welches Benehmen er einhalten sollte, hörte auf die Stimme der Ehre, welche ihm gebot, seine Leute nicht einer gänzlichen Vernichtung preiszugeben, indem er sie etwa schmählich im Stiche ließ. — Er ordnete daher mit großer Geistesgegenwart und Vorsicht den Rückzug an und er selbst war der Letzte, welcher sich in das schützende Dickicht des Waldes warf.

„Adios, Estefania! Auf Wiedersehen!“ rief er dem holden Kinde zu, das noch immer neben seinem Vater kniete und dessen Leib schützend umschlungen hielt, ruhig und furchtlos darein blickend, ungeachtet des Kugelregens, der über ihrem schönen Haupte dahinsauste.

Mit geringem Verluste war es dem jungen Helden gelungen, seine Leute nach Querétaro zurückzuführen. Ein furchtbarer Verdacht war in Gonzales Seele aufgestiegen.

VI.

Vier Fliegen mit einem Schlage.

„Nun, wann werden wir endlich abreisen können?“

Diese Frage stellte mit aufmerksamer, besorgter Miene ein alter Bekannter von uns an Doctor N . . . ., ein ehemaliger Feldarzt des österreichischen Freiwilligencorps, der in Mexiko eine sehr gute Partie gemacht, und deshalb den Entschluß gefaßt hatte, in der Hauptstadt zu bleiben, wo er ein großes Renommée als Arzt genoß.

„Hm,“ erwiderte der Gefragte, „bevor nicht die Aequinoctialstürme ausgewüthet haben, möchte ich entschieden von einer Reise über den Ocean warnen. — Beiläufig in drei Wochen, also mit Mitte April — —“

„Sie haben leicht reden, lieber Doctor,“ unterbrach ihn der Baron von Schwarzenfels, „bis dahin wird aller Wahrscheinlichkeit nach

die Hauptstadt von den Dissidenten vollkommen eingeschlossen und unsere Entfernung von hier unmöglich sein. Ich hasse, ich verabscheue jetzt dieses perfide Land und auch Zoraïde, sowie Alice wünschen nichts sehnlicher als von hier loszukommen."

„Ich wiederhole nur," bemerkte der Arzt warnenden Tones, „daß die edle Dame noch nicht in der Lage wäre, ohne evidente Gefahr sich den Strapazen einer langen Seereise auszusetzen. Die Wunde ist zwar vollkommen geheilt, aber sie leidet jetzt sehr am Herzklopfen und dieses Nachübel muß gehoben sein, bevor sie die Blutirritirung, welche das Schwanken eines Schiffes mit sich bringt, ohne Gefahr für das Leben, verstehen Sie mich wohl, Herr Baron, ohne Gefahr für das Leben, zu ertragen vermag. — Sehen Sie doch nicht gar so finster darein! Nur noch drei Wochen und die gnädige Frau ist vollkommen hergestellt, dafür bürge ich."

Stanglhuber und Miß Alice waren stumme Zeugen dieser dem Baron keineswegs angenehmen Erörterungen. In Mexiko war ihm und den Seinigen in der That so viel des Schlimmen begegnet, daß er jetzt eine Art Heimweh zu verspüren anfing. Sogar seine aufopfernden Dienste für das Kaiserreich hatten ihm zuletzt nur Undank eingetragen. Auch nach der Affaire von Maravatio, welche seine theuere Freundin Zoraïde in die äußerste Lebensgefahr gebracht, zogen er und sein getreuer Franz neuerdings das Schwert für den Monarchen, den sie einmal den Eid der Treue geleistet, und all das Unglück, welches über ihn im Herbste des Jahres 1866 hereinbrach, würde beide Männer nur um so mehr bestimmt haben bis zum letzten Augenblick auszuharren, hätte es auch ihr Theuerstes gekostet.

Da ließ sich Schwarzenfels eines Tages hinreißen über die im December 1866 schamlos und unverhüllt in der Umgebung des Monarchen sich breit machende Pfaffenwirthschaft etwas derbe Ausdrücke zu gebrauchen. Eine heftige Scene zwischen ihm und Pater Fischer, wobei letzterer einige Souvenirs wegbekam, welche sich nicht in die Tasche stecken lassen, war die Folge hiervon und der Baron mußte zur Satisfaction des beleidigten Cabinetschefs quittiren. Natürlich that nun auch Stanglhuber dasselbe und nur Zoraïdens leidender Zustand hielt unsere Freunde noch in Mexiko zurück.

„Was unser Hinauskommen aus Mexiko unter allen Umständen betrifft," ergriff nun die holde Alice lächelnd das Wort, „so ist mir darum nicht bange; unser Freund François wird, wie er mir so

eben zu sagen die Güte hatte noch heute aufbrechen, um uns die erforderlichen Pässe zu besorgen."

„Ei der Tausend," rief der Baron erstaunt und eine entschiedene Mißbilligung war in seinen Zügen zu lesen, „bist Du denn rein toll geworden, mein lieber Franz, willst Du um jeden Preis Deine Haut in Mexiko zu Markt tragen?"

„Keines von Beiden," entgegnete der Marchese de Lisboa ruhig, „ich habe nur einen kleinen Spazierritt nach Toluca vor, wo das Hauptquartier der feindlichen Vorhut, welche zur Cernirung der Hauptstadt heranmarschirt, sich befindet und übermorgen bin ich zuverlässig wieder zurück. Fernandez wird mich begleiten."

Der Baron schüttelte abermals das Haupt und sagte: „Ich fürchte sehr, daß ich keinen von Euch Beiden je wieder sehe."

„Diese Besorgniß theile ich durchaus nicht," warf Alice rasch ein, „und ich wäre beinahe versucht die Promenade mitzumachen."

„Doctor!" schrie Schwarzenfels entsetzt, „fühlen Sie doch schnell dem närrischen Mädchen den Puls; bei Gott auch die ist wahnsinnig geworden."

„François und ich sind vollkommen bei Trost, mein liebes Papachen!" lächelte das liebliche Kind, „aber hinter dem Ausfluge unseres wackeren Freundes steckt ein doppeltes Geheimniß."

„Was? Ihr Zwei habt Geheimnisse miteinander, Geheimnisse hinter meinem Rücken, hinter dem Rücken Deiner Mutter? Du sprichst wohl nur im Scherze?"

Nach diesen Worten fixirte der Baron scharf seine künftige Stieftochter, welche über und über erröthete. Erschrocken über dieses Symptom wandte er sich dann rasch nach Stanglhuber, welcher etwas abseits stand und höchst phlegmatisch eine Puros dampfte. Die Gleichgiltigkeit, die sich in den Zügen seines bewährten Schicksalsgenossen abspiegelte, machte ihn froh aufathmen. Nichtsdestoweniger wollte er seinen letzten Zweifel geschwunden sehen und sagte:

„Vergib mir, mein guter Franz, ich hatte Dich eben in einem abscheulichen Verdachte! Ich ließ mich einen Augenblick zu dem Wahne verleiten, ich hoffe zu Gott, daß es wirklich nur ein Wahn ist, zwischen Dir und Alice bestünde ein geheimes Einverständniß."

„Das ist auch wirklich der Fall," scherzte Alice in der muntersten Laune und drückte ihrem Papachen, wie sie den Baron schon lange zu nennen gewohnt war, einen herzhaften Kuß auf den Mund.

Der Doctor, welcher merkte, daß er überflüssig zu werden begann, empfahl sich rasch.

Schwarzenfels rieb sich die Stirne. Er wähnte zu träumen. Nach einer kleinen Pause begann er sehr ernst:

„Ich glaube, es wird Dir, meine liebe Alice, der Umstand, daß François bereits verheiratet ist, nicht unbekannt sein. Falls Du ihn vergessen hättest, müßte ich Dich und Ihn hieran etwas mehr en detail erinnern.“

„Oh!“ erwiderte Alice ohne Besinnen und Verlegenheit, „wir haben erst vor einer Stunde von seiner Frau und seinem Söhnchen miteinander gesprochen. Er zeigte mir das Porträt, das ihm durch eine dritte Hand aus Wien dieser Tage zukam. Ein recht nettes Weibchen diese arme verlassene Elise und das kleine Fränzchen, ach muß das ein herziges Bübchen sein. Wie freue ich mich, daß ich Beide recht bald werde kennen lernen; meine Sympathie gehört bereits ihnen.“

„Machen wir der Sache ein Ende,“ nahm nun Stanglhuber das Wort, „Alice und meine Wenigkeit führen zwei kleine Ueberraschungen im Schilde, und ich hoffe, daß Sie, Herr Baron, uns nicht unsere Freude dadurch verderben, indem Sie auf weiteren Erörterungen bestehen.“

„Nun denn in Gottes Namen!“ sprach der Baron resignirt, „ich weiß, daß Du einer unehrenhaften Handlung ebensowenig fähig bist, als einer kindischen Thorheit. Ueberrascht mich also nach Herzenslust, aber ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß es von Alice mit ihrer zuvor ausgesprochenen Geneigtheit Dich nach Toluca zu begleiten, nicht Ernst gemeint sei. Ohne Zoraïdens Zustimmung könnte ich solch eine gefährliche Promenade nun und nimmer gestatten.“

„Ach wie können Sie, Papachen, nur denken, daß ich meine kranke Mutter verlassen werde!“ rief Alice mit einem allerliebsten Schmollen.

„Das habe ich mir ohnehin gedacht, mein gutes Kind,“ sagte Schwarzenfels begütigend, „aber Franz, Franz, mir bangt um Dich und unseren prächtigen Burschen, den Fernandez. Ihr Beide bezahlt eueren Vorwitz vielleicht mit euerem Leben! Wenn man Euch wie Hunde niederschießt, wer frägt darnach in dieser schrecklichen Zeit?“

„Lachen Sie mich aus, wenn Sie gerade Lust dazu verspüren“, antwortete Stanglhuber ganz ernst, „aber ich bin gewiß, daß uns auf dem ganzen Wege hin und zurück nicht ein einziges Haar gekrümmt werden wird. Die alte Amina hat es mir prophezeit und bei Gott,

nach alldem, was ich bisher von der Sehergabe dieser Mumie selbst erprobt, hielte ich es nunmehr für eine Sünde, in ihre Worte Zweifel zu setzen."

„Wirklich? Amina hätte Deiner Reise ein gutes Horoscop gestellt!" sagte der Baron lebhaft, „hm! Du weißt, daß ich in derlei Dingen stets ein Erzzweifler gewesen bin, aber allen jenen Thatsachen gegenüber, welche für den wahrhaft wunderbaren Fernblick der lahmen, eingeschrumpften, halberblindeten Greisin sprechen, muß sich alle menschliche Philosophie verkriechen. Und wann trittst Du Deine Reise schon an?"

„In etwa zwei Stunden, mit Eintritt der Dämmerung und ich werde mich zuvor noch von Ihnen verabschieden, Herr Baron."

„Du wirst mich bei Zoraïde treffen", sagte Schwarzenfels und eilte in das anstoßende Gemach.

„Ich begleite Sie, Papachen", rief Alice, welche während des Gespräches zwischen beiden Männern sich bei einem Schreibtische beschäftigte, „gleich schlägt es fünf Uhr und keine Hand als die meinige soll Mütterchen die Mahlzeit reichen."

Hastig eilte sie dem Barone nach, drückte aber Stanglhuber im Vorbeigehen verstohlen das rosafarbige Billet-doux in die Hand, welches sie soeben unbemerkt geschrieben hatte.

Ganz wohlbehalten langten Stanglhuber und sein Knappe Fernandez am folgenden Morgen nach einem ebenso langen als langweiligen Nachtritte in Toluca an, welches in einer fruchtbaren an Mais und Maguey reichen Gegend, 8561 Fuß über dem Meere, in der Nähe eines mächtigen Porphyrgebirges gelegen ist, über 12.000 Einwohner zählt und sich durch seine schöne Bauart und namentlich durch seine schönen Arkaden (Portales) an den Straßen auszeichnet. Diese Stadt treibt bedeutende Lichter- und Seifen-Fabrikation und ist auch durch ihre Würste und Schinken, welch' letztere in Zucker eingemacht, im ganzen Lande versendet werden, sehr berühmt.

Sowohl Stanglhuber als sein Begleiter trugen sich nach mexikanischer Sitte. Am Eingange der Stadt stießen sie auf den ersten Vorposten der Dissidenten. Auf das Quien viva? (Wer da?) der Schildwache gab Stanglhuber mit vollkommener Ruhe und Sicherheit die Parole ab, worauf er und sein Diener ohne Anstand passiren durften In der Stadt selbst war Stanglhuber, der schon öfters in Toluca gewesen, keinen Augenblick im Zweifel, wohin er sich zu wenden habe. Auf dem großen prachtvollen Hauptplatze, gerade der Kirche gegenüber,

übergab er vor dem Palaste, vor welchem zwei Schildwachen träge auf und ab schlichen, sein Pferd Fernandez und sicheren Schrittes eilte er die Treppen hinan. Er befand sich im Hauptquartiere der Dissidentenabtheilung, welche Toluca und Umgebung besetzt hielt und das zur Cernirung der Hauptstadt bestimmte Gros der Armee hier erwarten sollte. Wenige Worte, welche er mit dem Offizier du jour wechselte, genügten, um ihm sogleich beim Commandanten en chef Einlaß zu verschaffen, welcher nach orientalischer Sitte auf den Knieen kauerte und mit größtem Wohlbehagen seinen Tschibuk schmauchte. — Auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß dieser Mann, obwohl er die Uniform eines mexikanischen Obersten der Dissidenten trug, kein Mexikaner, sondern ein Orientale sei. Er war ein schöner, junger Mann von etwa 32 Jahren und jetzt, wo er bei Stanglhuber's Eintritt mit großer Lebhaftigkeit und dem Ausdrucke der herzlichsten Freude von seinem niedrigen Sitze wie elektrisirt emporschnellt, gewahren wir, daß er hoch gewachsen, muskulös und in seinen Bewegungen ebenso gewandt als elegant ist.

Wir sehen Osman Bey vor uns, dessen wir schon bei mehreren Gelegenheiten erwähnten. Wie wir wissen, diente er bis zum Jahre 1864 als Major in der türkischen Armee und ging um jene Zeit, mit einigen Empfehlungsbriefen des amerikanischen Gesandten in Konstantinopel versehen, nach Washington, wo ihn der Bevollmächtigte des Präsidenten Juarez als Oberst in General Ortega's Corps engagirte. Den Grund der Parteinahme des Muselmann's für die Sache der mexikanischen Republik werden wir sogleich erfahren.

Osman Bey sprach sehr gut sowohl französisch als spanisch. Er hatte eine ganz europäische Erziehung genossen, und sich auch als Soldat bereits durch Muth und militärische Fähigkeiten vielfach und auf das rühmlichste ausgezeichnet.

Noch während Osman Bey seine Freude kund gab, endlich die persönliche Bekanntschaft des Marchese de Lisboa zu machen, kramte Stanglhuber aus der Tasche ein ziemlich umfangreiches Paket, auf welches er lächelnd jenes rosafarbige Billet-doux legte, das ihm Alice im letzten Moment gestern Abends ganz heimlich zugesteckt hatte.

Osman Bey langte hastig nach dem Briefchen und bevor er noch dasselbe öffnete, drückte er mehrere heiße Küsse darauf. Seine Augen glänzten vor Wonne und Seligkeit als er den Inhalt las. Dann entkleidete er behutsam das Paket seiner Umhüllung; ein Ausruf

des Erstaunens entrang sich seinen Lippen als er die prachtvolle, mit einem unendlichen Aufwande von Fleiß und Geschicklichkeit gestickte Schärpe gewahrte, an welcher Alice so manche Woche gearbeitet hatte.

„Hat wirklich Niemand eine Ahnung, wie theuer mir Alice ist?“ begann endlich Osman Bey als sich der Paroxysmus seines Freudentaumels etwas gelegt hatte.

„Weder der Baron noch die gute Zoraïde lassen es sich im Entferntesten beifallen, daß der langjährige Berichterstatter über Leben und Treiben des alten Emirs, zur Enkelin des Helden Abd-el-Kader in nähere Beziehungen getreten sei,“ entgegnete Stanglhuber lächelnd, „wer sollte es auch wissen, daß Sie im vorigen Jahre sich mehrere Male mit größter Lebensgefahr in die Hauptstadt eingeschlichen hatten, um Ihre Briefe aus Damaskus Alicen persönlich zu überbringen.“

„Und ich bin bereit dieses Wagniß noch hundert Mal zu bestehen,“ rief Osman Bey, „wann reisen wir ab?“

„In einigen Stunden, sobald ich mein kleines Geschäft mit Ihrem Adlatus, dem Herrn Major Cadenugo in Ordnung gebracht habe,“ sagte Stanglhuber und sein Gesicht verzog sich dabei sehr sonderbar.

„Meinerseits ist bereits Alles nach Verabredung arrangirt,“ bemerkte Osman Bey, „für Sie und Fernandez sowie für mich und die zwei Diener, welche ich mit uns nehme, stehen die frischen Pferde schon gesattelt im Stalle und damit Sie in Ihrer Unterhaltung mit Cadenugo nicht gestört werden, will ich sogleich die nöthigen Befehle ertheilen.“

Während Osman Bey's Abwesenheit servirte ein Diener mehrere Erfrischungen, welche dem durch den langen Nachtritt völlig ausgehungerten Stanglhuber sehr wohl bekamen. Auch Osman Bey nahm schließlich an dem lucullischen Frühstücke Theil und im Nu waren ein paar Stündchen im angenehmsten Geplauder verflogen.

Osman Bey sah nach der Uhr.

„Major Cadenugo wird jetzt eben nach Hause gekommen sein; ich ließ ihn wissen, daß ich Punkt zehn Uhr bei ihm einen alten, lieben Bekannten, der sich recht sehr freue ihn wiederzusehen, persönlich einführen würde,“ bemerkte Osman Bey schmunzelnd.

„Gehen wir, gehen wir!“ rief Stanglhuber hastig und an des Obersten Arm schlenkerte er aus dem Palais nach dem Ende der Stadt zu, wo der Herr Major und Adlatus Don Cadenugo in einer

einsam stehenden Villa wohnte, welche von einem starken Piquet Soldaten bewacht wurde.

Beim Anblicke des Commandanten en chef trat die Wache unter das Gewehr. — Osman Bey ertheilte dem das ganze Piquet befehligenden Offiziere eine kurze Ordre.

Major Cadenugo, wie wir schon wissen ein Mann von der vollendetsten mexikanischen Höflichkeit, erwartete seinen Besuch bereits auf dem Corridor, denn er hatte den Ruf der Schildwache, unter das Gewehr zu treten, vernommen und seine Neugierde den „alten Freund" zu sehen, welchen ihm sein Oberst persönlich zuführte, war keine geringe.

Stanglhuber, der seit einigen Monaten einen dichten Vollbart trug und seinen breiten Sombrero tief in's Gesicht gedrückt hatte, kam dem Major auf den ersten Anblick ganz fremd vor, zumal er früher Stanglhuber stets nur in der Uniform sah und die mexikanische Nationaltracht ihm in der That ein ganz verändertes Aussehen lieh. — Auf Fernandez, der sich, in gewöhnliche Dienertracht gehüllt, im Dunkel des Corridors hielt, achtete Cadenugo gar nicht.

Erst als man durch zwei Vorgemächer in den Empfangssalon gelangt war, nahm Stanglhuber seinen Hut ab und wünschte dem Major mit ironischer Höflichkeit einen „guten Morgen!"

Cadenugo prallte erschrocken zurück.

„Valga me Dios!" rief er verwirrt, „wie Sie, Sie hier? Wie soll ich das deuten, mein Oberst?"

„Der Herr Marchese steht nicht mehr in kaiserlichen Diensten und wir verletzen daher durch einen Umgang mit ihm durchaus nicht unsere Dienstpflicht," erläuterte Osman Bey kurz.

„Ha, ha!" lachte Cadenugo, indem er Stanglhuber's Hand schüttelte, „also auch Sie sind zur Raison gekommen, daß es mit der anderen Partei nichts heißt; freut mich sehr, freut mich sehr!"

„Ich muß die Herren allein lassen," nahm nun Osman Bey das Wort, „ich habe eine dringende Estaffete in unser Hauptquartier zu expediren. Adios, Señores."

Nach diesen Worten eilte der Oberst nach flüchtigem Gruße raschen Schrittes davon.

„Und was verschafft mir wohl die Ehre Ihres Besuches, Señor Marchese?" frug Cadenugo als sich die Thüre hinter dem Obersten geschlossen.

„Wir zwei haben noch eine kleine Rechnung vollkommen in's Reine zu bringen," sagte Stanglhuber kurz.

„Eine Rechnung," wiederholte Cadenugo erstaunt, „daß ich nicht wüßte! Die 100.000 Piaster Lösegeld habe ja ich ohne Anstand eincassirt; der Herr Baron von Schwarzenfels ist mir daher nichts mehr schuldig."

„Es freut mich dies zu hören," sagte Stanglhuber trocken, „aber, mein lieber Herr Major, mit welchem Rechte haben Sie eigentlich die Kriegscasse mit 80.000 Piaster und das Lösegeld sich zugeeignet?"

„Nach welchem Rechte!" lachte Cadenugo aus vollem Halse, „nach welchem Rechte? Nach dem Kriegsrechte, nach dem Rechte des Stärkeren. — Doch Spaß bei Seite, Ihr Geld hat mir Glück gebracht, ich habe es im Spiele bereits mehr als verdoppelt."

„Ei das wäre!?" rief Stanglhuber, „und das viele Geld führen Sie immer bei sich?"

„Freilich. Wo wäre es auch sicherer als bei mir selbst, zumal ich, unter uns gesagt, nur auf eine gute Gelegenheit passe um mich vom Dienste ganz zurück zu ziehen. Mit fast 400.000 Piaster in Gold und guten englischen Papieren in der Tasche wäre man wohl ein Narr, sich länger den bleiernen Pillen zu exponiren und wenn Sie mir ein Mittel wüßten mein Vermögen in Sicherheit zu bringen, würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Ihrer Redlichkeit möchte ich unbedingt vertrauen, während kein einziger meiner Landsleute auch nur einen Augenblick anstände, mir den letzten Centavo zu stehlen. Chez nous n'est rien organisée que le vol. (Bei uns ist nichts organisirt als der Diebstahl). Ich muß es wohl wissen, ich war ja über zehn Jahre Plateados, und zwar nicht einer der schlechtesten."

„Ich schwöre Ihnen," erwiderte Stanglhuber, „daß Ihr ganzes Vermögen in sehr sicheren Händen aufgehoben sein soll, wenn Sie meinen freundlichen Rath in All und Jedem befolgen."

„Nun und wie hätte ich das anzufangen?" sagte Cadenugo eifrig. —

„Vor Allem legen Sie Ihren Schatz hier auf diesen Tisch."

Der Major beeilte sich, eine schwere eiserne Cassette, welche ihm zur Rechten in den Fußboden eingeschraubt war, aufzuschließen. Er legte sechs Säckchen mit Gold und etwa 30—40 Werthpapiere auf den Tisch. —

„Ich behalte stets nur so viel Geld im Hause," warf Cadenugo

hin, „als ich gerade zum Spiele brauche, alles andere setze ich sogleich in englische Papiere um, denn ich will Mexiko ganz verlassen und mich in London oder Paris ansässig machen.“

Stanglhuber nahm ein leeres Blatt Papier zur Hand und summirte bedächtig den Gesammtwerth des ganzen Mammons, der vor ihm auf dem Tische lag.

„Fürwahr, ein recht artiger Schatz!“ nickte endlich Stanglhuber, als er mit seinem Calcül zu Ende war, „weit mehr als zwei Millionen Francs, nämlich 422.000 Piaster macht Ihr ganzes Vermögen aus. Ich gratulire, Herr Major, ich gratulire.“

Cadenugo schmunzelte vergnügt und wollte seinen Schatz wieder in die Cassette zurücklegen.

„Noch einen Augenblick,“ sagte Stanglhuber ruhig und legte seine beiden Hände auf den Stoß Werthpapiere vor sich, „wenn mich aber jetzt die Lust anwandelte, diese Papiere zu mir zu stecken?“

„Das wäre ein schlechter Spaß!“ lachte Cadenugo herzlich, „ein Ruf von mir und die Wache käme herauf, um Sie festzunehmen.“

„Gut,“ fuhr Stanglhuber den gleichen Ton anschlagend fort, „stellen wir die Wache auf die Probe, — raps — da stecken schon Ihre Wechsel sammt und sonders in meiner Tasche.“

„Treiben Sie keine Dummheiten!“ rief Cadenugo ärgerlich, „ich kann doch einen alten Kameraden, einen Mann, welchen mein Oberst bei mir eingeführt, nicht vor meinen Leuten als Dieb blamiren, sollte es auch offenbar nur zum Spaße geschehen.“

„Und ich wette, Herr Major, daß Sie mich nicht blamiren können; gilt's? Ich setze 1000 Piaster.“

„Daß ich ein Narr wäre,“ entgegnete Cadenugo kichernd. „Sie wollen mich überlisten; Sie würden meine Wechsel auf den Tisch zurücklegen, bevor die Wache eintritt und der Blamirte wäre dann ich. Ha, ha, ha! Cadenugo ist ein Schlaukopf, den bekommen Sie so leicht nicht daran, mein theuerster Freund!“

Plötzlich stutzte aber der Major. Die Gesichtszüge seines Gastes hatten auf einmal ein so diabolisches Aussehen angenommen, daß er unwillkürlich Schlimmes zu ahnen begann. — Er stürzte nach dem Fenster, um nach der Wache zu sehen.

„Sie bemühen sich umsonst, Herr Major,“ sagte Stanglhuber im ironischen Tone und trat Cadenugo knapp an die linke Seite, „das ganze Piquet ist mit dem Herrn Obersten abgezogen und auch

Ihre Dienerschaft hat das Feld geräumt; wir Drei allein befinden uns im Hause."

„Wer ist der Dritte?" preßte Cadenugo, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat.

Statt der Antwort stieß Stanglhuber in ein silbernes Pfeifchen. Fernandez, in der Hand eine Pistole haltend, deren Hahn gespannt war, trat ein und stellte sich bei der Thüre auf.

„Sie haben," begann nun Stanglhuber gelassen, „zuvor eingekannt, daß Sie nur durch das Recht des Stärkeren in den Besitz der Kriegscasse und des Lösegeldes gelangt sind und da Sie diesen Rechtstitel als vollkommen honett selbst hinstellten, so sehe ich keinen Grund ein, warum ich nicht jetzt dem Baron die ihm von Ihnen abgenommenen 180.000 Piaster zurückerobern sollte."

Cadenugo kniff die Lippen. Er begriff, daß er ganz und gar in die Gewalt seines Gegners gerathen sei, und daß er von Glück sagen könne, wenn er mit der Zurückgabe des Raubes davon kam. Es blieb ihm ja noch immer mehr als die Hälfte der 422.000 Piaster, wenn er die 180.000 an Schwarzenfels zurückgab. — Er beeilte sich daher in so freundlichen Worten als es seine innere Wuth gestattete, zu letzterem seine Bereitwilligkeit zu erklären.

Stanglhuber zog sämmtliche Werthpapiere aus der Tasche, zählte davon Wechsel im Werthe von 180.000 Piaster ab und legte den Rest langsam auf den Tisch vor sich. — Cadenugo wollte das Paket, welches noch immer mehr als eine Million Francs repräsentirte, an sich nehmen. — Stanglhuber verhinderte ihn jedoch daran und sagte: „Gemach, Herr Major, unsere Abrechnung ist noch nicht zu Ende."

Cadenugo verfärbte sich; er glaubte bereits Alles in Ordnung. Aber schnell erheiterte sich sein Antlitz und er rief:

„Ach ja, Sie sprechen für die zehn Monate, als die 180.000 Piaster in meinem Besitze sich befanden, die Interessen an? Sind Sie um unser Geschäft schnell zu beendigen, mit 20.000 Piaster zufrieden?"

„Angenommen," erwiderte Stanglhuber mit einem leichten Kopfnicken und von dem Reste pr. 242.000 Piaster zählte er bedächtig die von Cadenugo offerirten hohen Percente ab und ließ diesen Betrag den 180.000 Piastern in seiner Brusttasche Gesellschaft leisten.

Cadenugo, der vor Aufregung und Angst am ganzen Leibe zitterte, machte jetzt abermals Miene sich der Papiere zu bemächtigen, welche so einladend vor ihm wieder auf dem Tische lagen.

Aber auch diesmal wehrte Stanglhuber seinem Vorhaben, indem er ganz naiv sagte: „Sind wir denn schon zu Ende?"

Cadenugo knirschte mit den Zähnen. — Es wurde ihm klar, daß sein unbarmherziger Gegner eine grausame Rache im Sinne habe und alles Frühere nur eine Einleitung gewesen sei.

„Bis zu dem Augenblicke," nahm Stanglhuber mit einer für den Major wahrhaft entsetzlichen Ruhe das Wort, „bis zu dem Augenblicke, wo Sie in Maravatio für gut befanden, unser Freicorps zum Treubruche zu verleiten, hatte der Herr Baron von Schwarzenfels für seine Truppe nicht weniger als 327.694 Piaster baar ausgelegt. — Dieses Geld ist völlig zwecklos verloren, denn bevor noch das Freicorps gegen den Feind einen einzigen Schuß gethan, haben Sie, Herr Major Cadenugo, es den Dissidenten zugeführt. — Ich bin daher so frei, nach Ihrer Theorie vom Rechte des Stärkeren, von Ihnen auch den Ersatz der genannten Ausrüstungskosten zu fordern und diesen Rest in Papieren und Geld zu confisciren, wonach Sie uns noch immer 105.694 Piaster schuldig bleiben würden, ich sage würden, denn ich gedenke die Rechnung zwischen uns noch in dieser Stunde für alle Zeiten abzuschließen."

„Man will mich ermorden?" schrie Cadenugo wild und sein Blick suchte nach seinen an der Wand hängenden Waffen, deren sich aber Fernandez schon längst bemächtigt hatte.

„Beruhigen Sie sich, mein Herr!" sagte Stanglhuber gelassen „den Strick hätte Ihre elende Verrätherei zwar schon längst verdient, aber da ich, Gott sei Dank, nicht mehr Offizier bin, fühle ich gar keinen Beruf in mir, mich weiter in die mexikanischen Händel zu mischen. Ich will nur eine Privatangelegenheit des Baron von Schwarzenfels in's Reine bringen. Kommen wir also zu Ende. — Fernandez! Fülle Deine Umhängetasche mit diesen Goldsäckchen, während ich den Tisch von diesen Papierchen rein mache. — So — und nun, mein lieber Cadenugo werde ich Ihnen den Schuldrest von 105.694 Piaster quittiren."

Nach diesen Worten langte Stanglhuber nach der schweren Reitpeitsche, welche an seiner Seite hing.

„Höll und Teufel!" knirschte Cadenugo und wie eine Wildkatze sprang er auf Stanglhuber los. Aber dieser, ein großer, überaus kräftiger und gewandter Mann, hielt den kleinen, schmächtigen Creolen, als ob er nur ein Bübchen gewesen wäre, mit der linken Faust

am Rockkragen fest und nach unten, während seine rechte unbarmherzig und unermüdlich die Peitsche handhabte.

„Sie werden zugeben," sagte Stanglhuber, als er endlich halb athemlos den schuftigen Verräther wie einen räudigen Hund weit von sich weg in eine Ecke des Salons geschleudert hatte, „Sie werden zugeben, Don Cadenugo, daß die wohlverdienten Schläge, die Sie bekamen, Ihnen sehr glänzend honorirt wurden. — 105.694 Piaster für fünfzig bis sechzig Hiebe, sind ein schweres Geld."

Cadenugo brüllte vor Scham, Wuth und Schmerz wie ein Stier. —

„Binde und knoble den Schurken," befahl Stanglhuber seinen Knappen. — In einem Nu hatte Fernandez diese Ordre vollzogen.

„Machen Sie keinen unnützen Versuch, um sich zu befreien," fuhr Stanglhuber fort, „vor sechs Uhr Abends wird Niemand erscheinen, um Sie aus Ihrer unangenehmen Lage zu befreien. Adieu, mein Freund; wir sind vollkommen quitt."

Stanglhuber und sein Knappe sperrten sorgfältig alle Thüren des Hauses ab und nahmen die Schlüssel mit sich, die sie im Vorbeigehen in einen Brunnen warfen. Dann eilten Beide zu Osman Bey, der sie bereits vollkommen reisefertig erwartete.

„Wie ich aus Ihrem heiteren Antlitze entnehme ist Alles nach Wunsch abgegangen," begrüßte er die Nahenden, „auch ich habe inzwischen meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht. Geld und Rechnungen sind von mir ordnungsmäßig dem ältesten Hauptmanne übergeben und die Estaffete, womit ich dem Hauptquartiere meinen Austritt aus der Armee der Dissidenten anzeige, ist soeben abgegangen. Ich kann mich von hier ohne Schuld, ja in allen Ehren entfernen, denn ich hatte mir vorbehalten, zu jeder Stunde meinen Abschied nehmen zu dürfen."

„Zu Pferd, zu Pferd," rief Stanglhuber, „hier ist es am Ende doch nicht sehr geheuer. In zwei Stunden aber, wenn wir auf den Seitenwegen, die uns Fernandez führen wird, dahin traben, dann wollen wir gemüthlich plaudern, dann haben wir keine weitere Gefahr zu befürchten. Wenn man, wie ich, zwei Millionen Francs bei sich führt und noch dazu fremdes Geld, hat man nicht das Recht Gefahren aufzusuchen; man flieht sie."

Noch während Stanglhuber sprach, sprengte der aus fünf Mann bestehende Reitertrupp durch die Straßen von Toluca. Nach einem halbstündigen scharfen Ritt war die größte Gefahr vorüber.

Man ließ die Rosse etwas verschnauben. Osman Bey benützte diese Pause um seine Oberstenuniform aus und die Kleidung eines mexikanischen Ranchero anzuziehen. Nach einem weiteren Ritte von drei Stunden erklärte Fernandez, daß man sich bereits auf einem Gebiete befinde, wohin die Dissidenten noch nicht gekommen waren. Bis Abends konnte man leicht Tlalpan oder wie es meistens genannt wird, San Agostin de las Cuevas erreichen, welches freundliche, nur mehr vier Leguas von Mexiko entfernte Landstädtchen seiner gesunden Lage wegen ein beliebter Sommeraufenthalt der mexikanischen Haute volée, dabei aber auch durch die Fiestas de San Agostin um Pfingsten, bei denen das Monte-Spiel in erschrecklichem Umfange getrieben wird, sehr berüchtigt ist. Unsere Reiter hatten nämlich nicht den kürzeren und bequemeren Weg über Lerma und Santa Fé sondern einen wenig frequenten Pfad rechts nach Mipola zu gewählt, welcher eigentlich nur für Maulthiere gangbar war und über welche stellenweise die Pferde nur hinübergebracht werden konnten, indem man sie am Zügel führte. Da Roß und Mann zu sehr ermüdet waren um noch in der Nacht nach der Hauptstadt zu gelangen, beschloß man in der gras- und wasserreichen Schlucht, die sich zur Rechten sehr einladend aufthat, bis zur Abenddämmerung einer mehrstündigen Ruhe zu pflegen. War es in Tlalpan, das man, um kein Aufsehen zu erregen, erst in der Dunkelheit betreten wollte, wider Vermuthen nicht recht geheuer, so konnten die etwas ausgerasteten armen Thiere im äußersten Falle immerhin einen Weitermarsch wenigstens bis San Angel oder Miscoue, wo noch kaiserliche Garnisonen standen, aushalten.

In Tlalpan war jedoch, als unsere Reiter dort gegen neun Uhr Abends sehr munter und guter Dinge ankamen, Alles in Ruhe und Ordnung und man sprach daher in dem ersten besten Hause, das zu Gesichte stand, nach Landessitte um Quartier ein, welcher Bitte natürlich in der zuvorkommendsten Weise entsprochen wurde. Unter den wenigen Tugenden, deren der Mexikaner sich rühmen kann, steht die feine und liebenswürdige Art, mit der er den Geboten der Gastfreundschaft auch gegen einen wildfremden Menschen gewissenhaft nachkommt, jedenfalls oben an.

Osman Bey und Stanglhuber, welche in den wenigen Stunden ihres Beisammenseins bereits ihren gegenseitigen Werth erkannt und eine feste, innige Freundschaft geschlossen hatten, ritten am nächsten Morgen fröhlich plaudernd neben einander. Mit Behagen

schlürften sie die kühle, reine, duftende Morgenluft, und ergötzten sich an dem Aufgange der Sonne, denn sie waren bereits mit erstem Grauen der Dämmerung aufgebrochen um bereits zwischen zehn und eilf Vormittags in der Hauptstadt einzutreffen. Da knallte plötzlich die Büchse ihres Führers Fernandez, welcher als Wegweiser voraustrabte. Ein Reh (cervus mexicanus, ein eigenthümliches Mittelding zwischen unserem Reh und Hirsch) war vor ihm aufgesprungen. Der Mestize fluchte entsetzlich. Er hatte das Wild nur angeschossen und nicht getödtet; ein Ruck seines Pferdes mußte daran schuld sein, denn er traf sonst jeden Vogel im schnellsten Fluge. Wüthend jagte er daher dem stark schweißenden Wilde nach; bei so heftigem Blutverluste konnte es wohl seine Flucht nicht weit fortsetzen. Auch Osman Bey und Stanglhuber spornten ihre Pferde und folgten der Jagdspur. Nach einem kaum zehn Minuten währenden Ritte fand man das schöne Thier am Fuße eines großen, uralten Baumes, der bereits abzusterben anfing, verendet.

„Donnerwetter!“ rief Stanglhuber und folgte dem Beispiele seines Freundes Osman Bey, der sich die Nase mit dem Sacktuche zuhielt, „was ist das nur für ein pesthauchender Gestank?“

Es war in der That ein höchst widriger, penetranter Verwesungsgeruch, welcher sich rings um den alten, allein stehenden Baum fühlbar machte.

„Das kommt aus dem Baume“, sagte Fernandez, der nicht so empfindliche Geruchsnerven besaß, wie die beiden Herren und mit einem Handbeile, das er vom Sattel losmachte, in die morsche, wurmstichige Rinde dareinzuhauen begann, „wir werden gleich sehen, was es da drinnen gibt.“

Osman Bey und sein Freund zogen sich in angemessene Entfernung zurück und erwarteten, was der Mestize wohl zu Tage fördern würde.

In weniger als zehn Minuten hatte Fernandez auf fünf Fuß Höhe und drei Fuß Breite die eine Seite durchbrochen. — Er guckte in den Baum hinein und zog aus demselben eine ziemlich große und sehr schwere Ledertasche heraus, welche er den beiden Herren überbrachte.

„In dem Baume“, sagte er, „ist ein Mensch lebendig verhungert. Wahrscheinlich hat er vor Verfolgern dort Schutz gesucht, und indem er sich in die Höhlung stürzte, mochte er wohl nicht daran gedacht haben, ob und wie er wieder herauskommen werde und so mußte er elendiglich zu Grunde gehen. — Das ist schon öfters dagewesen.“

Fernandez kramte, während er sprach, den Inhalt der Ledertasche aus. Prätiosen aller Art, sogar Silberlöffel und silberne Leuchter fanden sich vor. — Es war eine complete Schatzkammer im Kleinen.

„Oeffne einmal jenes elegante Etui," gebot Stanglhuber, auf ein Sammtkästchen von rothem Sammt deutend, das auch von außen mit echten Perlen besetzt war und das Porträt der Kaiserin Eugenie trug.

Fernandez gehorchte und ein höchst kostbarer Damenschmuck wurde sichtbar. Ein Zettelchen lag obenauf. Es enthielt die Worte:

„Der Fürstin Isabella von Lobieski zu Ihrem morgigen Geburtstage als Angedenken von Ihrer Freundin

Eugenie."

Stanglhuber rieb sich nachdenklich die Stirne und ungeachtet seines tiefen Ekels vor dem Verwesungsgeruche eilte er zum Baume und warf in dessen Inneres einen Blick.

„Es ist Demetrius!" rief er, „er ist es; ich erkenne nicht nur seine Livrée, sondern auch sein struppiges Haar. Hier hat Gott gerichtet. Schauderhaft, schauderhaft. Sein Mordversuch in München und seine übrigen Schandthaten im Dienste der elenden Fürstin sind furchtbar bestraft. Welch' grauenhafter Tod, auf solche Weise umzukommen!"

„Fernandez", befahl er, als er tief erschüttert zu Osman Bey zurückgekehrt war, und demselben in Kürze den Vorfall mitgetheilt hatte, „Fernandez zünde jenen Baum an, damit der Leichnam jenes Scheusals nicht länger die Luft verpeste."

„Sehr wohl, Señor," sagte Fernandez, „aber ich werde so frei sein zuerst die Taschen jenes Spitzbuben zu untersuchen; einige Piaster Reisegeld hatte er gewiß bei sich."

Gesagt, gethan und die Mühe des Mestizen wurde über alle Erwartung belohnt. — Die Taschen des Russen enthielten über 700 Goldstücke aus aller Herren Länder; es war die Frucht aller Ersparnisse, die er seit dreißig Jahren auf verbrecherischen Wegen zusammengeschaart.

„Diesen Rehbock hat mir die heilige Jungfrau von Guadeloupe gesendet," sagte Fernandez vergnügt über das merkwürdige Resultat seiner Jagd, „und es soll mir auch nicht darauf ankommen zu ihren Ehren zwanzig Messen, jede zu einem Piaster, lesen zu lassen. Ich müßte gar keine Religion im Leibe haben, wenn ich mich der Madonna für ihr Geschenk nicht erkenntlich zeigen sollte."

Nachdem der Diener seinen „heiligen" Rehbock und sein Gold auf seinem Pferde versorgt hatte, machte er sich daran mit Hilfe der beiden Diener von Osman Bey den alten Baum in Brand zu stecken, was auch alsbald gelang.

Dieser Vorfall verzögerte die Ankunft in der Hauptstadt um etwa eine Stunde. — Man traf daher vor der uns schon mehrfach bekannten Villa in der Vorstadt San Cosme erst mit der Mittagsstunde ein. — Klopfenden Herzens stieg Osman Bey aus dem Sattel. Alicens war er zwar gewiß, aber durfte er auch eines freundlichen Empfanges von Seite Jener gewärtig sein, welche er seine Schwiegereltern zu nennen, so sehnlich wünschte? —

Stanglhuber seinerseits konnte mit dem Resultate seines Ausfluges zufrieden sein. — Er hatte über zwei Millionen Francs dem Baron zurück erobert, einen meineidigen Schurken gezüchtigt, einen Bräutigam in's Haus gebracht und endlich eine kleine Schatzkammer, auf welche Schwarzenfels vor Gott und der Welt ein Eigenthumsrecht ansprechen durfte, und welche wahrscheinlich für immer verloren gewesen wäre, aufgefunden, kurz er hatte vier Fliegen mit einem Schlage getroffen.

V.

Entlarvt.

Etwa eine Woche nach jener fürchterlichen Nacht im Walde nächst Celaya, welche ohne Estefania's heldenmüthige Dazwischenkunft für Mazzaredo auf ein Haar sehr fatal geworden wäre, trat Gonzales, dessen bestaubte und zerrissene Kleider vermuthen ließen, daß er soeben eine lange und mühevolle Reise zurückgelegt haben mochte, hastig in das Arbeitscabinet seines Vaters.

Erstaunt, ja fast erschrocken, stellte dieser die Tasse mit Chocalade, welche er eben zum Frühstück hinabschlürfen wollte, auf das Credenztischchen neben sich und fixirte scharf den Ankommenden, der durchaus keine freundliche Miene zur Schau trug, sondern steif, kalt und überaus ceremoniös, blos durch eine stumme Verbeugung grüßte und gar nicht Willens schien, zuerst das unheimliche Schweigen zu brechen.

„Du hier, in der Hauptstadt?“ begann endlich Don Altamira nach einer ziemlich langen Pause, „ist denn Deine Mission gegen Mazzaredo's Corps schon zu Ende?“

„Sie ist zu Ende und mit ihr mein Dienst in der kaiserlichen Armee,“ entgegnete Gonzales trocken.

„Wie,“ rief Altamira, kaum im Stande seine Freude zu verbergen, „wie, es wäre Dir endlich doch gelungen Mazzaredo in Deine Gewalt zu bekommen?“

„Es ist mir gelungen, Señor!“

„Das heißt Mazzaredo ist todt; Du hast Deinen Racheschwur gehalten und der Elende starb auf Dein Commando!“ jubelte der Unversöhnliche, und seine Augen funkelten vor grausamer Wollust.

„Beinahe wäre es so gekommen,“ sagte Gonzales sehr ernst, „aber der Allmächtige war barmherzig und hat mich vor einem Verbrechen bewahrt.“

Don Altamira erblaßte; aber in dem nächsten Augenblicke bekam sein ingrimmiger Haß gegen Mazzaredo wieder die Oberhand und wild mit den Füßen den Boden stampfend, während er zugleich drohend seine Fäuste ballte, kreischte er halb von Sinnen:

„Elender Bube, Du hättest Deinen Schwur vergessen, Du hättest Mazzaredo nicht getödtet!“

Gonzales fuhr bei diesem Schimpfe zusammen, und packte krampfhaft den Griff seines Dolches, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig, daß der Beleidiger sein Vater sei. Mit ziemlich fester Stimme entgegnete er daher:

„Ich habe nur geschworen, den Verführer Estefania's zu tödten, nicht aber ihren Vater.“

Don Altamira kniff die Lippen, und seine Stirne in krause Falten legend, sagte er nach einer Weile kurz: „Du faselst, Gonzales, wer hat Dir die alberne Mähre aufgebunden, daß Estefania die Tochter Mazzaredo's sei?“

„Ich habe Briefe in Händen, welche über das sträfliche Verhältniß der Señora Pepita Malpica mit General Mazzaredo nicht den mindesten Zweifel gestatten.“

„Und wer gab Dir diese Briefe?“

„Estefania!“

„Hölle und Teufel,“ schrie Altamira von Entsetzen erfaßt, „wo trafst Du das Mädchen?“ — Er wähnte nämlich Estefania bei ihrer

Mutter in Puebla; er hatte keine Ahnung, daß Mutter und Tochter insgeheim von Puebla nach dem Norden aufgebrochen waren, um Mazzaredo aufzusuchen und daß sich Beide in jener Hacienda verborgen hielten, welche nächst Celaya den Dissidenten als Schlupfwinkel diente und welche einer verwitweten Schwester der Señora Malpica gehörte.

Gonzales erzählte nun in Kürze den ganzen Vorgang, wie er Mazzaredo durch List in seine Gewalt gebracht hatte, und wie der Delinquent durch Estefania gerettet wurde.

„Alles berechtigt mich zur Annahme," schloß Gonzales mit düsterer Miene, „daß Sie mit mir und der armen Estefania ein böses, vermessenes Spiel getrieben haben. Wären Sie nicht mein Vater, müßte ich von Ihnen blutige Rechenschaft darüber fordern. Aber eine Genugthuung sind Sie mir schuldig; Sie sind verpflichtet mir die Gründe bekannt zu geben, welche Sie veranlaßt haben, meine arme Braut und mich zum Werkzeuge Ihrer dunklen Pläne zu mißbrauchen, das Glück zweier jungen Herzen so freventlich und mit so grausamem Vorbedachte zu zertreten. — Sprechen Sie, sprechen Sie, mein Vater, ich flehe Sie darum auf den Knieen an — zwingen Sie mich nicht Sie zu hassen, Sie zu verachten!"

„Die Leidenschaft hat Dich blind gemacht, mein Sohn," sagte Altamira, sich zu einem gütigen, wohlwollenden Tone zwingend, „morgen oder übermorgen, wenn Du ruhiger geworden bist, will ich Deinem Wunsche vollständig entsprechen. Jetzt verlasse mich aber, mein Kind, ich habe dringende Geschäfte zu besorgen."

Gonzales wollte etwas einwenden, aber Altamira, der seine ganze Selbstbeherrschung wieder gewonnen, maß den jungen Mann mit einem imponirenden, gebieterischen Blicke, daß, ohne Verletzung des schuldigen Gehorsams, eine weitere Replik unstatthaft gewesen wäre. — Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß Gonzales in Folge der sehr löblichen Ehrfurcht, welche in Mexiko die Kinder ihren Eltern gegenüber stets an den Tag zu legen pflegen, über die kühne Sprache, die er sich zum ersten Male in seinem Leben gegen seinen Vater erlaubt hatte, von bitteren Vorwürfen gequält wurde. Er zog sich daher nach einer tiefen Verbeugung zurück.

Als Altamira sich wieder allein befand, machte er sich mit fieberhafter Hast daran, mehrere Fächer und Laden seines Schreibtisches vollends auszuleeren, eine Arbeit, welche er schon vor zwei Stunden

begonnen hatte und welche nur durch das Frühstück und die unvermuthete Ankunft seines Sohnes unterbrochen worden war.

„Ich bin entlarvt oder sehr, sehr nahe daran es zu werden, entlarvt nach allen Richtungen,“ murmelte er mit höchst besorgter Miene, „seit der Kaiser in Querétaro sich befindet, ist meine Lage hier eine peinliche, ja eine sehr gefährliche geworden. — Der Spitzbube Marquez, der jetzt hier den Oberbefehl führt, haßt mich und wehe mir, wenn er hinter meine Schliche käme. Auch mit Miramon stehe ich auf schlechtem Fuße. Beide Hallunken wissen jetzt, wem sie es zu verdanken haben, daß sie vor zwei Jahren nach Europa in die Verbannung gesendet wurden. — Wahrlich, ich habe Eile von hier fortzukommen und jetzt noch die fatale Entdeckung, die der Bursche gemacht; erfährt er vollends die Wahrheit, wäre er capabel mich eigenhändig aufzuknüpfen. Ein wahres Glück, daß ich dem Beispiele unserer Bischöfe rechtzeitig folgte und mein ganzes Vermögen jenseits des Oceans in Sicherheit brachte. Es ist ein recht nettes Sümmchen, volle 20 Millionen Francs, beinahe so viel als mein Freund Labastida zusammenzuraffen wußte. Und nun noch der letzte Gang zu meinem Notar, um den Kaufschilling für meine fünf Haciendas, für diesen Palast und meine Villa in Takubaya in Empfang zu nehmen; macht etwas über drei Millionen — nicht einen halben Centavo will ich für Mazzaredo's Bastard hier übrig lassen. Ha, ha, ha! Für übermorgen habe ich Dir, mein Bürschchen, Erklärungen zugesagt! Ja, ja, Du sollst, Du wirst sie haben, wenn der Rechtsanwalt alle diese Räume für den neuen Eigenthümer in Anspruch nimmt und Dich als Bettler auf die Straße setzt. — Noch heute Abends will ich nach Celaya aufbrechen. — Mazzaredo's Blut muß und wird fließen, eher verlasse ich Mexiko nicht — pah! hundert statt eines Bravo werde ich finden, um dem elenden Verführer Elvira's einen Dolch zwischen die Rippen zu jagen.“

Während dieses Selbstgespräches hatte Altamira eine Unmasse Papiere in den Camin geworfen, wo selbe sogleich hell aufloderten, andere, aber wenige Schriften steckte er in ein großes Portefeuille. — Dann schellte er. — Ein Diener trat ein. Es war Ignace, sein früherer Spion im kaiserlichen Lustschlosse von Chapultepec, dessen sich der Leser vielleicht noch vom Beginne unserer Erzählung erinnern wird.

„Ignace!“ sagte Altamira ernst, „ich habe um die letzten Worte erfahren, welche vor vier Monaten Deine Mutter auf ihrem Todtenbette sprach.“

„Señor!“ stotterte Ignace verwirrt, „ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, daß über meine Lippen —“

„Ich weiß es,“ unterbrach Altamira mit bei ihm ungewöhnlicher Güte den Burschen, „denn ihr seid belauscht worden und ich bin überzeugt, daß Du das Geheimniß Deiner Geburt einst mit Dir zu Grabe getragen hättest. Ich habe Dich seit jener Stunde aufmerksam beobachtet und mit keiner einzigen Miene verriethest Du je, daß Du in diesem Hause weit höhere Anrechte besitzest, als Dir Dein niederer Stand als Diener anzuweisen scheint.“

Ignace ergriff mit Inbrunst Altamira's Hand und drückte auf selbe mehrere heiße Küsse. — Der sonst so stolze, hochfahrende Mann ließ den jungen Menschen gewähren, ja er betrachtete ihn sogar mit einem Anfluge von Zärtlichkeit.

„Wie auch jetzt sprichst Du nicht jenes Wort aus, welches Dir seit Monaten ganz gewiß stets auf der Zunge schwebt?“ frug Altamira forschend.

„Nie, nie!“ rief Ignace, „so lange Sie mir es nicht gestatten werden.“

„Und diese Erlaubniß soll Dir werden — jenseits des Oceans,“ entgegnete Altamira, „Du wirst dann die öde Leere meines Herzens ausfüllen und mich vergessen lehren, daß es noch einen Menschen gibt, der unberechtigt meinen Namen trägt.“

„Wie, Herr!“ sagte Ignace höchst erstaunt, „Don Gonzales wäre nicht Ihr Sohn, er der Erbe Ihres Namens, Ihrer Schätze?“

„Ein elender Bastard ist er, Mazzaredo's Bastard!“ schrie Altamira wild, „und in die unterste Hölle will ich lebendig fahren für alle Ewigkeit, wenn er von meinem ganzen Vermögen je nur einen einzigen Centavo erhält; Du, Du, Ignace, Du, der Sohn der armen Antonie, die ich so schmählich verführte und dann in Noth und Elend verkümmern ließ, Du sollst auch vor der Welt mein Sohn, mein einziger Sohn sein, meinen Namen und meine Millionen erben.“

Ignace war wie versteinert. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er zwar im Stillen gehofft, daß sich sein gestrenger Herr einst jener schwachen Stunde erinnern werde, der er, Ignace, vor achtzehn Jahren sein armseliges Leben verdankte, er hoffte, daß der mexikanische Crösus ihn vielleicht mit einem kleinen Vermögen ausstatten werde, aber daß er ihn, den Sohn einer armen Bonne aus der Schweiz, förmlich adoptiren und dadurch vor der ganzen Welt anerkennen wolle, hätte der junge Mensch nie auch nur zu träumen gewagt.

XVIII.



(Seite 87.)

Laut schluchzend stürzte der Bursche Altamira zu Füßen, aber er wagte es nicht, das Wort „Vater“ auszusprechen.

Altamira, dem der unbedingte Gehorsam Ignace's von jeher gefiel, hob den Jüngling, der vor Freude und Dankbarkeit seine Kniee krampfhaft umklammert hielt, sanft auf.

„Fasse Dich, mein Junge“, sagte er begütigend, „ich will Alles thun, um den Geist Deiner Mutter, gegen die ich so hart und fühllos handelte, zu versöhnen. Antonie war eine starke Seele. Mit Entrüstung wies sie jede Unterstützung von mir zurück und lebte nach wie vor von ihrer Hände Arbeit. Selbst Dich entzog sie sorgsam meinem Blicke. Du solltest mich nie, nie kennen lernen. Ein Zufall vereitelte zwar diese Absicht, als Du etwa vierzehn Jahre alt geworden, und von jener Stunde an stehst Du unter meiner Obhut. In Chapultepec fand ich dann Gelegenheit, Deine Schlauheit und Ergebenheit auf die Probe zu stellen und diese Probe hast Du glänzend bestanden. — In Europa soll Deiner Erziehung nachgeholfen werden. Mit Leichtigkeit wird Dein offener Kopf die Kenntnisse in sich aufnehmen, deren Du bedarfst, um in der großen Welt Deinen ungeheuren Reichthum mit Anstand zu genießen. Nun aber, mein lieber Ignace, laß uns aufbrechen. Noch vor Abends will ich der Hauptstadt für immer den Rücken kehren. Nächst Celaya habe ich noch ein kleines, aber nicht ganz ungefährliches Geschäft abzuthun. Sodann werden wir Matamoros zu erreichen suchen, und uns dort dann nach New-Orleans oder Havannah einschiffen. Heute über zwei Monate, hoffe ich, wirst Du bereits die Wunder von Paris und London angestaunt haben. Da nimm dieses Portefeuille und trage es in den Wagen hinab; in zwei bis drei Stunden dürfte ich mit meinem Notare im Reinen sein. Bis fünf Uhr Nachmittags wirst Du einen Postwagen mit acht Maulthieren unweit der Aduana warten lassen. Niemand darf unsere Abreise ahnen. Hier ein Beutel mit Gold und nun auf Wiedersehen, mein lieber Ignace.“

Der junge Mensch verschwand. Altamira trat nun abermals zu seinem Schreibtische und griff mechanisch in ein geheimes Schubfach, welches offen stand.

„Was soll das heißen?“ brummte er verdrießlich vor sich hin, „ich weiß doch gewiß, daß ich das kleine grüne Portefeuille hier verwahrt gehalten habe. Merkwürdig! Oder sollte ich mich dennoch irren, sollte ich es zufällig mit den anderen Papieren in's Feuer geworfen haben? Seit einigen Wochen bin ich in der That sehr zerstreut und ich

kann mich im Augenblick durchaus nicht entsinnen, wann ich dieses Fach zum letzten Male aufschloß. Pah! Was liegt am Ende daran; das grüne Portefeuille enthielt ja nur einige alte Papiere, die niemanden interessiren werden, und das eine weiß ich gewiß, es ist kein einziges darunter, welches mich compromittiren könnte — also verlieren wir keine Zeit mit dieser Lappalie."

Dann warf Altamira einen langen nachdenklichen Blick in dem Gemache rings um sich. Hier hatte bereits sein Großvater gehaust und er stand nun im Begriffe, diese prachtvollen Räume um einen Spottpreis zu veräußern, und seiner Heimat für immer Lebewohl zu sagen.

„Es muß sein!" grollte er nach einer sehr langen Pause vor sich hin, „es muß sein; lieber soll ein Fremder in die Wiege meiner Ahnen einziehen als der Bastard des verfluchten Mazzaredo!"

Hastigen Schrittes eilte er dann die Marmortreppe hinab um zum Notar zu fahren. — Ohne in den Palast zurückzukehren begab er sich von seinem Rechtsfreunde in eine französische Restauration in der Takubastraße und von dort gegen fünf Uhr zur Aduana (Zollgebäude), wo Ignace mit dem Reisewagen bereits seiner harrte.

Don Gonzales litt es inzwischen nicht in seines Vaters Hause. Nach der etwas heftigen Unterredung, der wir beigewohnt, begab er sich schnurstraks in die Vorstadt San Cosme, wo, wie wir wissen, Don Malpica eine Villa besaß, welche unmittelbar an jene des Baron Schwarzenfels anstieß.

Señora Malpica und Estefania hatten, als Gonzales eintrat, soeben ihre Reisekleider abgelegt. — Sie waren von Celaya in des jungen Altamira Gesellschaft nach der Hauptstadt gekommen. — Die Worte: „Auf Wiedersehen, Estefania", welche Gonzales im Walde seiner Braut zum Abschiede zugerufen, wußte er alsbald in Erfüllung zu bringen. — Als er seine Mannschaft nach Querétaro in Sicherheit gebracht, glaubte er seiner Pflicht vollkommen Genüge geleistet zu haben. — Er quittirte den kaiserlichen Dienst und flog, so schnell ihn nur sein Pferd zu tragen vermochte, nach der Hacienda bei Celaya, wo er das Hauptquartier Mazzaredo's wußte, denn dort fand er gewiß auch Estefania wieder. — Auf die Möglichkeit: während dieses Rittes von den Kaiserlichen oder den Dissidenten gefangen und niedergeschossen zu werden, dachte er nicht ein Mal. Ihn beschäftigte nur die Sehnsucht Estefania wieder zu sehen, ihr Abbitte zu leisten und in ihren Armen das Glück der Liebe zu genießen, ein Glück, auf

das er in seiner thörichten Verblendung schon für immer verzichtet hatte. — Mazzaredo war großmüthig genug den Schimpf, welchen er von Gonzales erlitten, zu vergeben. Er trug der Leidenschaft von der der junge Mann geblendet worden war Rechnung, schwur aber, daß er mit Altamira über seine Perfidie, deren wahren Grund und Endzweck er jedoch nicht kannte, blutig abrechnen wolle. — Ein herzliches Verhältniß zwischen Mazzaredo und Gonzales war unter solchen Antecedentien nicht gut denkbar, wenigstens nicht für die allererste Zeit, und Señora Malpica, welche der Sache auf den Grund sehen wollte und nunmehr fürchtete, daß Altamira ihrem Gemale in Mexiko einen Floh in das Ohr setzen könnte, zeigte sich daher sehr geneigt dem Wunsche der beiden jungen Leute zu folgen, nämlich nach der Hauptstadt zu reisen. — Der „gehörnte Siegfried“ — Malpica genannt — wußte übrigens gar nicht, daß seine Frau und seine Tochter sich schon seit Monaten im Norden aufhielten; er sowie Altamira wähnten beide in Puebla; so geheim und schlau hatte es Señora Pepita verstanden ihre Abreise von der „Stadt der Engel“ zu maskiren.

Señor Malpica war herzlich erfreut als er sein treues Weibchen und sein liebes Töchterchen gleich einer Bombe in's Haus fallen sah. — Er lobte seine Frau für die kluge Vorsicht, daß sie Puebla, welches Porfirio Diaz zu bedrohen anfing, endlich verlassen habe. — Hier in der Hauptstadt, meinte er nicht mit Unrecht, werde eine Katastrophe jedenfalls noch länger ausbleiben als in Puebla und je größer eine Stadt um so geringer die Gefahren und Unannehmlichkeiten einer Belagerung.

Señor Malpica schlug die Hände über dem Kopfe zusammen als er jetzt erfuhr, daß sein liebes, allezeit getreues Weibchen nicht, wie er bisher vermeint, in Puebla, sondern bei ihrer verwitweten Schwester nächst Celaya auf Besuch gewesen sei.

Als die ersten Begrüßungen zu Ende waren, stellte sich auch Gonzales dem Señor Malpica vor, der eine große Freude über das stattliche Aeußere seines Schwiegersohnes an den Tag legte. Der junge Mann war stark von der Sonne gebräunt und die wenigen Monate, voll von Entbehrungen, Strapatzen und bitteren Seelenleiden, hatten seinen Zügen wirklich eine Reife aufgeprägt, welche ihn um einige Jahre älter erscheinen ließen. Alles was zwischen Gonzales und Estefania seit jener Nacht vorgefallen, in der Mazzaredo dem jungen Mädchen als Vater sich erklärt hatte, war dem gutmüthigen Tropfe Malpica völlig unbekannt geblieben.

„Wie, mein lieber Junge,“ begann Malpica als Gonzales ihm in Kürze mittheilte, daß er den Dienst in der kaiserlichen Armee quittirt habe, „das wäre Dein Ernst? — Ich kann Dir zu diesem Entschlusse nur gratuliren. Auch ich habe mich von der kaiserlichen Partei losgeschält, das heißt eigentlich ich habe nur das vernünftige Beispiel Deines Papa nachgeahmt.“

„Die Sache des Kaisers ist in der That unwiderbringlich verloren,“ erwiderte Gonzales, „der edle Monarch thäte weit besser sich bei Zeiten mit seiner zur Stunde noch respectablen Macht nach der See durchzuschlagen bevor es zu spät wird; das Heer der Republikaner schwillt wie ein Wildstrom nach einem Wolkenbruche an. Die kleine Armee in Querétaro kämpft einen nutzlosen Verzweiflungskampf, zumal auch dort, wie überall, die Reihen der Kaiserlichen von Verräthern strotzen.“

Gonzales vermied es, wie wir sehen, auf das eigentliche Motiv seines Austrittes aus der kaiserlichen Armee zu kommen. Seit er Estefania wieder sein nennen durfte, war es ihm vollkommen gleichgiltig geworden, wer in Mexiko schließlich die Oberhand behielt, ob Republik ob Kaiserreich.

Nachdem man über hunderterlei verschiedene Dinge geplaudert, war endlich die Stunde zum Diner herangerückt. Der alte Malpica befand sich in der besten Laune von der Welt. Er lachte, er scherzte in einem fort und sprach dem vortrefflichen Malaga mehr als gewöhnlich zu. Die Aussicht, daß die Vermälung der jungen Leute schon in den nächsten Tagen stattfinden sollte, entzückte ihn unendlich. Sowohl Gonzales als Estefania schnitt es tief in die Seele, den armen guten Mann in einem so groben Irrthume über seine angehofften Großvaterfreuden befangen zu sehen. Aber abgesehen davon, daß die Schonung, welche sie der Señora Pepita schuldeten, hierüber jede Erklärung unmöglich machte, wäre es undankbar, ja grausam gewesen dem Manne, welcher für Estefania bisher so liebevoll gesorgt, seinen seligen Wahn zu benehmen. Señora Pepita hingegen schien auch in dieser Beziehung mit allen Gewissensscrupeln schon längst ins Reine gekommen zu sein, denn sie hörte mit wirklicher, nicht etwa blos affectirter Gleichgiltigkeit den unerschöpflichen Lobsprüchen ihres Gemales auf sein herziges innigst geliebtes Kind Estefania zu, denn sie fand es vollkommen in der Ordnung, daß Malpica ihre Tochter als seine Tochter ansah und behandelte, lautete ja doch der Taufschein ganz regelrecht und was die

Sünde anbelangt, der Estefania ihr Dasein verdankte, so galt dies der bigotten Señora für eine längst abgethane Sache. Sie hatte ihren Fehltritt anno dazumal gewissenhaft und unter getreulicher Schilderung aller Nebenumstände gebeichtet, der Jesuitenkirche in Puebla 3000 Piaster in Gold zur Stiftung von Messen gespendet und in Anbetracht dieser ihrer werkthätigen Reue volle Absolution erhalten. Nach ihrer Anschauung stand also Niemandem mehr das Recht zu über ihren Ehebruch auch nur etwas Uebles zu denken, denn die Absolution hatte ja Alles ungeschehen gemacht und Señora Malpica würde sich selbst eine Thörin gescholten haben, wenn sie nach ihrer „Buße" jener Affaire auch nur eine einzige unangenehme Erinnerung gewidmet hätte.

Solche verschrobene Begriffe von „Beichte" und „Buße" finden wir leider bei so vielen Katholiken, welche mit einer äußerlichen und oberflächlichen Beobachtung des religiösen Cultus dem inneren Menschen hinlänglich zu genügen glauben.

Als das reiche Mahl beendet war und Señor Malpica ziemlich unsicheren Schrittes im Salon auf und abtrippelte, während er seine Zigarre dampfte, trat Gonzales mit ziemlich verlegener Miene auf ihn zu und sagte halblaut:

„Ich hätte eine Bitte an Sie, Señor!"

„Sprich, sprich, mein Herzensjunge!" rief Malpica jovial und klopfte dem jungen Manne etwas derb auf die Schulter, „sprich, Alles ist Dir im Voraus gewährt und wenn Du diese zwei Finger meiner rechten Hand verlangen solltest."

„So arg ist es wohl nicht," lächelte Gonzales, „es ist nur eine kleine Gefälligkeit — —"

„Ha, ha," kicherte Malpica, „hat der junge Herr vielleicht geheime Schulden, he? Heraus mit der Sprache; ich habe erst gestern wieder 100.000 Piaster baar ins Trockene gebracht und in meiner geheimen Schatzkammer deponirt — fürchte also nicht mein lieber Gonzales, daß die Summe, die Du begehrst, mich in Verlegenheit bringen könnte und wäre sie auch noch so groß. — Du weißt, Estefania bekommt eine halbe Million Aussteuer mit; das Geld liegt bereit und mir gilt es gleich, ob Du die schönen Füchse schon heute in Empfang nimmst oder erst in ein paar Tagen, nämlich nach der Hochzeit."

„Ich danke bestens, Señor!" erwiderte Gonzales ablehnend, „ich habe nicht nur keine Schulden, sondern besitze sogar noch zwei bis dreitausend Piaster."

Daß ein Mensch außer Geld noch etwas brauchen könne, ging weit über Malpica's Horizont; er blickte daher den jungen Mann ganz verdutzt an.

„Ich möchte Sie für ein paar Tage um Unterkunft in Ihrem Hause bitten," fuhr Gonzales etwas erröthend fort, „zwischen mir und meinem Vater ist heute Morgens eine etwas unangenehme Scene vorgefallen, welche mir den Aufenthalt in seinem Palais verleidet hat."

„Das ist das Ganze?" rief Malpica enttäuscht, „und deswegen machst Du, Du mein Schwiegersohn, Du, der Du unter meinen Augen aufgewachsen bist, Du, der stets in diesem Hause bei Tag und Nacht nach Belieben aus und eingehen durfte, plötzlich so viel Aufhebens. In acht Tagen mußt Du ohnehin hier einziehen; was hindert Dich also Deine Appartements schon heute in Besitz zu nehmen?"

In Mexiko herrscht nämlich die eigenthümliche Sitte, daß der Bräutigam in den Familienstand der Braut aufgenommen wird, und wo dies die räumlichen und sonstigen Verhältnisse nur halbwegs gestatten, bei den Schwiegereltern wohnen muß.

„Aber," fuhr Malpica nach einer Pause fort, „was hat es denn nur zwischen Dir und Deinem Vater gegeben? Auch gegen mich ist er in der letzten Zeit sehr, sehr unfreundlich gewesen, so unfreundlich, daß ich ihn schon volle vierzehn Tage nicht mehr besuchte."

Gonzales nahm zum Vorwande, daß sein Vater über seinen plötzlichen eigenmächtigen Austritt aus der kaiserlichen Armee sehr erzürnt gewesen sei und ihm darüber die bittersten Vorwürfe gemacht habe.

„Lächerlich!" sagte Malpica achselzuckend, „Don Altamira wird bald wieder gelindere Saiten aufziehen; übrigens kommt mir der Mann seit Kurzem ganz verändert vor. So launisch und mürrisch gab er sich noch nie und ich kenne ihn doch schon so viele Jahre, ja sogar gegen mich, seinen vertrautesten Freund, zeigte er sich mißtrauisch, geheimnißvoll und letzteres ist es, was am meisten mich verdrießt. Weißt Du was, mein Junge? Morgen oder übermorgen gehen wir miteinander zu Deinem Papa. Die Lebensart erfordert es ja, daß wir ihm den Vermälungstag bekannt geben und um seine Zustimmung bitten. Aufrichtig gesagt, mein Herz hängt an ihm und ich sehne die Stunde herbei, wo er mir wieder freundlich die Hand drücken wird."

Während noch Malpica sprach, hatte sich die schöne Estefania zu ihrem Geliebten geschlichen und denselben sanft am Arme gefaßt. Gonzales verstand diesen Wink. Er empfahl sich von Don Mal-

pica und der Señora Pepita um mit seiner Braut einen Spaziergang in den Garten zu unternehmen.

Malpica, der in seiner guten Laune jetzt sogar ein Liedchen zu trällern begann, wünschte den jungen Leuten halb singend, halb sprechend gute Unterhaltung, ermahnte sie aber bald wieder zu kommen, um einen Robber Whist zu spielen. Señora Malpica ruhte träge auf dem Sopha, eine Siesta haltend. Sie dachte an Mazzaredo und an ihre Schwester. Sie bereute es jetzt Celaya verlassen zu haben. Sie stellte im Geiste einzelne Beobachtungen zusammen, welche sie zu dem Schlusse führten, daß zwischen ihrem Don Juan und ihrer Schwester ein ernsthafter Liebeshandel im Anzuge sei, ja daß letztere in den General sogar rasend verliebt sein müsse. Ihre Eifersucht wurde durch diese Betrachtungen sehr bald derart angefacht, daß sie plötzlich mit Lebhaftigkeit vom Sopha aufsprang.

„Ei, mein Täubchen!“ rief Malpica besorgt und eilte zu seiner Gemalin, „Du bist unwohl, mein Engelchen; ha, wie Deine Wangen glühen, Deine Augen funkeln, das Fieber hat Dich überkommen; schnell, schnell will ich den Arzt rufen lassen.“

„Bemühen Sie sich nicht, mein Freund!“ entgegnete Señora Pepita, sich zu einem ruhigen Tone zwingend, „bemühen Sie sich nicht, ich fühle mich schon wieder ziemlich wohl. Reichen Sie mir Ihren Arm, wir wollen eine kleine Promenade in den Garten machen und nach dem jungen Brautpaar sehen.“

Malpica beeilte sich, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Statt aus dem Salon directe über die Terrasse, wählte jedoch Señora Pepita den Weg durch die Appartements hindurch, weil sie eine Mantille, die sich in ihrem Boudoir befand, umzunehmen wünschte.

Bei dieser Gelegenheit kam man auch durch Malpica's Schreibzimmer.

„Ei der Tausend!“ rief der ehemalige Campecheholzhändler, „da habe ich aus lauter Freude über Deine unvermuthete Ankunft meinen Secretär unversperrt gelassen; es hat dies zwar nichts zu bedeuten, aber unangenehm wäre es mir doch gewesen, wenn Gonzales diese grüne Brieftasche da gesehen und vielleicht als das Eigenthum seines Vaters erkannt hätte.“

Mit diesen Worten nahm Malpica den Gegenstand, von welchem er soeben gesprochen hatte, von seinem Schreibtische weg, um ihn in seiner eisernen Casse aufzubewahren.

„Du wirst doch nicht dieses alte Portefeuille gestohlen haben?“ meinte Señora Pepita, welche auch heute, wie gewöhnlich, ihren Gemal bald dutzte, bald mit einem höflichen Sie tractirte, was übrigens der arme Tropf für höchst geistreich hielt.

„Ach, mein Herzchen!“ erwiderte Malpica schmunzelnd, „Du hast fürwahr den Nagel auf den Kopf getroffen.“

„Erklären Sie sich näher, Señor!“ sagte Frau Malpica und versuchte sich ein nobles Air zu geben, indem sie ihren Gemal von unten bis oben mit dem Blicke maß.

„Die Geschichte ist nicht gar so schlimm, als Du vielleicht meinst, mein süßes Hühnchen,“ beeilte sich Malpica ganz eingeschüchtert zu entgegnen. „Vor einigen Wochen hatte mich Altamira ersucht, ihm bei der Ordnung seiner Papiere behilflich zu sein, denn er wollte damals den Kaiser nach Querétaro begleiten, überlegte es sich aber im letzten Augenblicke wieder anders. — Um mich kurz zu fassen — während ich damit beschäftigt war mit Altamira seine zahllosen Correspondenzen zu sichten, wurde mein Freund durch einen Besuch genöthigt, sich auf ein Viertelstündchen in den Empfangssaal zu begeben. — Da ich mit der Arbeit einhalten mußte, so lange Altamira abwesend war, unterhielt ich mich damit, seinen wundervoll gearbeiteten Schreibtisch genauer zu besichtigen. Zufällig drücke ich an eine Feder, ein verborgenes Fach springt auf und ich gewahre darin diese grüne Brieftasche, die mich magnetisch anzog; ich besichtige selbe von allen Seiten und will sie endlich zurücklegen, berühre aber unvorsichtiger Weise eine falsche Feder; das geheime Fach klappt zu; ich höre Altamira zurückkehren. In der Verwirrung ist es mir unmöglich die richtige Feder zu treffen, um das Fach aufzuschließen und die Brieftasche an ihren früheren Ort zu legen. Es bleibt mir also nichts übrig, als das verdammte Portefeuille rasch in die Tasche zu schieben. Ich hatte die feste Absicht, es demnächst wieder an seine Stelle zu schaffen, wenn ich nämlich, wie es ja schon so oft geschah, in Altamira's Arbeitszimmer allein wäre. Da trat aber zwischen mir und Altamira jene kleine Verstimmung ein, welche mich von seinem Palais schon durch volle vierzehn Tage ferne hält. Aber übermorgen besuche ich ihn in Gonzales' Begleitung denn doch wieder — ich kann nun einmal ohne meinen Pedro nicht leben.“

„Und was enthält das Portefeuille?“ unterbrach Señora Pepita ihren redseligen Gemal kurz.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Malpica treuherzig.

Seine Gemalin schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf.

„Aber was denkst Du denn, mein holdes Püppchen," eiferte Malpica, „ist es denn nicht schändlich genug von mir, daß ich das Portefeuille in meine Tasche gleiten ließ? Ich sollte mich auch noch erfrechen einen weiteren Vertrauensmißbrauch zu begehen, indem ich den Inhalt kennen lerne. Nein, nein! Keinen Blick will ich auf die Papiere werfen, die es enthält."

„Ich werde weniger scrupulös sein als Sie, mein Herr Gemal!" sagte Señora Pepita mit geringschätzigem Lächeln, und ehe es sich Señor Malpica versah, hielt sie die grüne Brieftasche in ihren Händen.

„Pepita!" schrie der ehrliche Malpica entsetzt, „Du darfst keinen einzigen der Briefe lesen; bei Gott, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich in die fatale Lage komme, Dir etwas abschlagen zu müssen. —"

Malpica legte in der That in seinem Ton und in seine Haltung eine Entschiedenheit, die Señora Pepita noch nie an ihm bemerkt hatte und sie in Erstaunen setzte. Schlangenklug, wie sie war, begriff sie, daß sie diesmal nachgeben müsse, um nicht für alle Zukunft ihre bisher unbedingte Herrschaft über das gutmüthige Kameel, das sich ihr Gemal nannte, zu verlieren. Andererseits war aber ihre Neugierde in hohem Grade gereizt. Sie beschloß daher das Portefeuille durch List, wenigstens auf kurze Zeit, in ihren Besitz zu bringen.

„Ich verspreche Dir, mein lieber Mann," schmeichelte sie mit ungewöhnlich sanfter Stimme und zärtlichen Blicken, „ich verspreche Dir, die Briefe nicht zu lesen" — leise murmelte sie aber vor sich hin: „das heißt nicht vor morgen Früh." Durch diesen Revers glaubte sie ihrem jesuitisch geschulten Gewissen für den Wortbruch, den sie sich bereits vorgenommen hatte, schon im Vorhinein vollkommen Genüge geleistet zu haben. —

„Du schwörst, die Briefe nicht zu lesen, wenn ich Dir das Portefeuille überlasse?" frug Malpica ernst.

„Ich schwöre es bei Gott und allen Heiligen," entgegnete Señora Malpica, wiederholte aber in Gedanken den Revers, daß ihr Schwur nur bis morgen Früh zu gelten habe.

„Und auch bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe?"

Die Señora zuckte leicht zusammen; Gott und alle Heiligen zu

belügen hatte ihr gar kein Besinnen verursacht; aber die Madonna von Guadeloupe würde sie denn doch lieber aus dem Spiele gelassen haben.

Sie überlegte jedoch nicht lange; eine strenge Buße und die Stiftung einer Seelenmesse konnten ja auch diese Sünde quitt machen. — Señora Malpica rief also auch die heilige Jungfrau von Guadeloupe mit fester Stimme als Zeugin an.

Vollkommen beruhigt, folgte nun Malpica das grüne Portefeuille an seine Gemalin zur Aufbewahrung aus.

Weitere Erörterungen wurden durch den Eintritt des Brautpaares gestört, das seine Promenade beendet und die „Eltern“ schon im ganzen Hause gesucht hatte.

Man setzte sich sofort zum Whisttische. Señora Malpica spielte heute ausnehmend schlecht. — Neugierde und Unruhe über den Inhalt der grünen Brieftasche quälten sie unablässig. — Auch Gonzales und Estefania beschäftigten sich in ihren Gedanken mit viel angenehmeren Dingen als mit den Triks. Kein Wunder, daß Señor Malpica, der, wie alle Mexikaner, das Spiel mit einer Art Devotion cultivirte, schon nach einer halben Stunde unwillig die Karten auf den Tisch warf und erklärte: Es wäre Sünde, auf solche Weise das edle Whist noch länger zu profaniren.

Estefania übernahm es daher, den Rest des Abends mit Musik auszufüllen. Sie setzte sich zu einem prachtvollen Erard'schen Flügel dessen Tasten ihre niedlichen Fingerchen mit großer Kunstfertigkeit zu behandeln verstanden.

VI.

Das grüne Portefeuille.

Die ehr- und tugendsame Señora Pepita vermochte, als man sich ungewöhnlich zeitlich zur Ruhe begeben hatte, nicht einzuschlummern. Sie wiederholte drei Mal ihr gewöhnliches Nachtgebet. Eine große Unruhe und Aengstlichkeit hatte sich ihrer, zumeist doch so apathischen Seele bemeistert. Der falsche Schwur, den sie bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe geleistet, folterte ihr sonst so laxes Gewissen. Ihre Aufre-

gung steigerte sich, je näher die Mitternachtsstunde heranrückte. In der Herzensangst, von der sie sich beherrscht fühlte, plapperte sie nun emsig einen ganzen Rosenkranz herunter. Die geistlose und geisttödtende Monotonie, mit der sie dieser „Arbeit“ oblag, brachte wirklich eine calmirende Wirkung hervor; Señora Pepita verfiel in einen leisen Halbschlummer. Da fuhr sie plötzlich zu Tode erschrocken von ihrem Lager empor. Ein Gekrach, wie von einem Pistolenschusse hatte sie aufgeweckt. In der ersten Bestürzung vermuthete sie, daß Räuber in das Haus gedrungen wären, aber bei dem ziemlich hellen Scheine ihres Nachtlichtes vergewisserte sie sich alsbald, daß sie in ihrem wohlverschlossenen Gemache allein sei.

„Das war ein Zeichen der heiligen Jungfrau von Guadeloupe,“ stöhnte jetzt Frau Malpica und sie erschrack weit heftiger, als wenn eine Bande Mordbrenner sich des Hauses bemächtigt gehabt hätten.

Daß der Lärm, wie es in der That der Fall gewesen, von dem Zerspringen eines Möbels herrühren konnte, fiel ihr nicht im Entferntesten bei, sie würde auch eine solche natürliche Auslegung mit Entrüstung von sich gewiesen haben. Ihr Aberglaube verlangte nun einmal eine sublimere Auslegung, und wer Wunder durchaus haben will, der braucht nur darnach zu greifen.

„Ich werde mir selbst eine Buße auferlegen,“ lallte sie, indem sie sich in einem fort bekreuzte, „außer der täglichen Messe, die ich hier in der Kirche der frommen Väter der Gesellschaft Jesu morgen stiften werde, will ich freiwillig meine Neugierde bis übermorgen bezähmen; ja, ja, das ist eine große, eine schwere Buße und um mein Verdienst zu erhöhen, will ich morgen das grüne Portefeuille dreimal öffnen und schließen ohne einen einzigen der Briefe herauszunehmen oder gar zu lesen; das schwöre ich jetzt Dir, Du heilige Gnadenmutter von Guadeloupe ohne Hinterhaltsgedanken und nun gib mir ein Zeichen Deines Zornes, wenn Dich mein Gelübde nicht befriedigt, nicht versöhnt haben sollte.“

Zitternd, in athemloser Spannung, erwartete Señora Malpica auf den Knieen liegend, daß sich der Knall nun wiederholen werde. Aber es blieb Alles ruhig.

Wohl eine Viertelstunde verstrich bevor Señora Pepita es wagte sich zu erheben.

„Die Madonna ist versöhnt,“ jubelte sie endlich, als die Frist, die sie selbst der Mutter Gottes zur Offenbarung ihres etwaigen Mißfallens eingeräumt hatte, glücklich verstrichen war, ohne daß sich das

mindeste Geräusch hören ließ. Dann suchte sie wieder ihr Lager auf und schlief jetzt bis in den hellen Morgen hinein so ruhig und zufrieden, wie schon seit lange nicht.

Und solche bigotte Charaktere, wie diese Señora Pepita Malpica gab und gibt es leider zu Tausenden und Tausenden. Sie sind eben nur die natürliche Folge jener banalen Frömmler-Erziehung, welche die Formen des so erhabenen Christenthums mit minutiöser Aengstlichkeit einhält und pflegt, dessen Grundlehren aber, das heißt die umfassendste Humanität und die lauterste allgiltige Moral ignorirt, und dabei diesen Principien durch laxe, ja sittenwidrige Axiome, wie z. B. daß der Zweck die Mittel heiligen könne, geradezu diametral entgegenarbeitet.

Am folgenden Morgen stattete Señora Malpica in bester Laune ihrem Gemale in dessen Arbeitscabinet einen Besuch ab. Sie war zum Ausgehen bereits vollkommen angekleidet.

„Wohin, wohin so zeitlich, mein Engel?“ frug Señor Malpica und küßte seiner Frau galant die Hand.

„In die Kirche, mein Freund!“

„So, so! Aber doch nicht da nebenan zu den Jesuiten? Hm!“

„Und was hätten Sie dagegen wohl einzuwenden, mein Herr?“ frug die Señora ganz kurz angebunden.

„Nichts, nichts,“ beeilte sich Malpica mit Unterwürfigkeit zu erwidern, „mir will es nur nicht recht behagen, daß die frommen Väter der Gesellschaft Jesu separate Predigten bei geschlossenen Thüren für das eine oder das andere Geschlecht abhalten; ich sehe doch keinen Grund ein, warum —“

„Señor!“ unterbrach Pepita höchst entrüstet ihren Gemal. „Señor! Sie wollten sich unterfangen etwas besser zu verstehen als jene frommen Diener des Herrn? Wissen Sie, daß Sie eine Todsünde damit begehen.“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete Malpica mit Ueberzeugung, „mein wackerer Beichtvater, der Pater Chrisostomus vom Orden des heil. Franziscus hat eben jenen Ausspruch gethan, der Dir mein liebes Täubchen, so anstößig gewesen, ja noch mehr, wenn Du seine letzte Sonntagspredigt gehört hättest, wie der die Moral der Jesuiten heruntergemacht.“

„Schweigen Sie, Señor!“ schrie Pepita vor Zorn erglühend und mit dem Fuße den Boden stampfend, „schweigen Sie mit Ihren ketzerischen Aeußerungen. Sie sprechen über Dinge, die Sie nicht

verstehen; die Jesuiten sind die Leibgarde des Papstes, der wahre Felsen Petri und nur der Neid und die Mißgunst verleiten die armseligen Franziskaner-Mönche gegen die eben so edlen als gottesfürchtigen Söhne Loyola's die öffentliche Meinung aufzuhetzen. — Doch machen wir ein Ende; ich bin nicht hieher gekommen um mit Ihnen theologische Streitfragen zu erledigen, kurz gesagt ich brauche Geld."

„Wie viel befiehlt mein Püppchen?" sagte Malpica ganz unterwürfig und steckte den Schlüssel an seine große eiserne Cassa.

„Achttausend Piaster in Gold."

„Hier sind sie, mein Täubchen. Uebrigens," fügte Malpica ganz devot bei, „hast Du von Deinen Interessen noch immer weitere 12.000 für dieses Jahr bei mir stehen."

„Wirklich? Nach meiner Rechnung würden es blos 9000 sein."

„12.000 bei einem Centavo. Ich habe glücklich mit Deinem Capitale speculirt."

„Das freut mich," entgegnete Señora Malpica kurz, „nun wollen Sie aber so freundlich sein, diese acht Beutel mit Gold in mein Boudoir schaffen zu lassen."

„Ich werde es selbst besorgen," erwiderte der galante Ehemann mit einer tiefen Verbeugung und öffnete der Señora, welche stolz wie ein Pfau aus dem Gemache rauschte, eigenhändig alle Thüren bis in den Hausflur hinab.

Zwei Stunden später kehrte Señora Malpica in Begleitung eines alten Jesuiten, es war der Prior der Congregation in Mexiko, nach Hause zurück. — Der fromme Mann nahm die Hälfte der Beutel, welche auf dem Camine des Boudoir von Señor Malpica hinterlegt worden waren, in Empfang. — Señora Malpica hatte hiermit einen Theil ihres Gelübdes erfüllt, nämlich eine Seelenmesse gestiftet. Nun ging sie an den zweiten Theil, u. z. damit sie dabei standhaft bleibe, in Gegenwart des frommen Mannes. Sie zog aus ihrem Schmuckkästchen das fatale grüne Portefeuille hervor und öffnete und schloß es drei Mal. Sie wollte den Gegenstand ihrer verzehrenden Neugierde mit einem unterdrückten Seufzer eben wieder an seine frühere Stelle legen, als der Jesuit seine Hand darnach ausstreckte.

„Ich, Ihr Beichtvater, meine fromme Tochter, habe das Recht und die Pflicht mich näher von dem Wesen jener Briefe zu überzeugen, die Sie zu einer Sünde verleiteten, einer Sünde, die Ihnen, angesichts

ihrer werkthätigen Buße, vergeben worden," sprach der fromme Mann höchst salbungsvollen Tones.

Señora Malpica überließ dem Jesuiten das grüne Portefeuille ohne alles Widerstreben. — Dasselbe enthielt blos fünf kurze Briefe und einen Zettel mit verschiedenen Notizen.

Der fromme Mann hatte Mühe seine Ueberraschung zu bemeistern als er den Inhalt der Papiere kennen gelernt. Er legte selbe endlich wieder in die Brieftasche zurück, wobei es ihn gar gewaltig in den Fingern juckte sich einen der Briefe, der ihm am meisten interessirte, heimlich anzueignen. Aber Pepita hielt starr und von Neugierde entflammt ihre Augen auf ihn geheftet; der Jesuite machte also aus der Nothwendigkeit eine Tugend und stellte das grüne Portefeuille mit vollständigem Inhalte zurück.

„Wann soll die Vermälung Ihrer Tochter mit Don Gonzales Altamira stattfinden?" frug der Prior sich zum Gehen anschickend, nachdem er die acht Beutel mit Gold in seinen weiten Taschen versorgt hatte.

„Im Laufe der nächsten Woche, ehrwürdiger Vater."

„Und morgen Früh werden Sie, meine fromme Tochter, den Inhalt des Portefeuilles lesen?"

„Sollte ich es vielleicht nicht, ungeachtet meiner Buße?" bemerkte Señora Pepita mit lebhafter Besorgniß.

„Sie sollen, Sie müssen es sogar," sagte der Jesuit mit Bestimmtheit und schritt zur Thüre hinaus.

Um nicht einer augenblicklichen Versuchung ihrer verzehrenden Neugierde zu erliegen, verschloß nun Pepita hastig die Brieftasche in ihrem Schmuckkästchen und begab sich eilig in den großen Salon im ersten Stocke, wo sie sowohl das Brautpaar als auch ihren Herrn Gemal antraf. Alle Drei befanden sich in der seligsten Stimmung. Malpica scherzte und lachte mit den jungen Leuten um die Wette und riß sogar mitunter etwas zweideutige Witze, welche alle mehr oder minder seine mit Sehnsucht erhoffte Großvaterschaft zum Objecte hatten und der armen Estefania fortwährend das Blut nach den Wangen trieben.

„Oh weh," rief der fidele Schwiegervater in spe, als er seine gestrenge Gemalin eintreten sah, „jetzt heißt es wieder hübsch modest sein. —"

Señora Pepita hielt in der That ungemein auf äußeren Anstand, wie so viele ihres Gleichen, welche es unter vier Augen um so weniger genau nehmen.

Es wäre wohl überflüssig zu schildern, wie in Malpica's bräutlichem Hause der Rest dieses schönen und glücklichen Tages abgethan wurde, wenn wir nur noch beifügen, daß Señora Pepita so freundlich war, sich gleich nach dem Diner aus dem Hause zu entfernen, um eine Unzahl von Visiten abzustatten, so daß sie erst gegen Mitternacht wieder heimkehrte und sich dann, ohne die Gesellschaft im ersten Stocke zu incommodiren, directe in ihr Schlafgemach verfügte.

Malpica, der auch Abends aus Freude dem Weine etwas zu viel zugesprochen hatte, mahnte, als die Uhr bereits die zweite Stunde nach Mitternacht wies, mit etwas lallender Stimme zum Aufbruche, und bot Estefania den Arm, um sie nach ihrem Gemache zu geleiten.

„Also um sieben Uhr,“ wiederholte er wohl zum zehnten Mal, „Du weißt, Gonzales, Dein Papa pflegt oft zeitlich das Haus zu verlassen, und heute, ja heute muß alles in's Reine gebracht werden.“

„Ich werde Sie gewiß nicht warten lassen,“ entgegnete Gonzales, indem er seiner schönen Braut noch hundert Kußhände nachwarf.

Wie verabredet, langten Malpica und sein zukünftiger Schwiegersohn kurz nach sieben Uhr Morgens vor dem Palaste Don Altamira's an. — Als sie ihren Wagen verließen und unter das Portale traten, blickte Gonzales etwas befremdet um sich; er gewahrte nämlich, daß ein anderer Portier, und noch dazu in einer Livrée, welche entschieden nicht die altherkömmliche und stadtbekannte der Altamira's war, unter dem Thore auf- und abschritt und ihn, den Sohn des Hauses, gar nicht zu beachten schien. — Dieselbe fremde Livrée, wie der Portier, trugen auch viele andere Diener, welche emsig hin- und herliefen. — Kisten, Koffer und Hausgeräthe aller Art standen überall in der Flur und auf den Gängen umher.

„Was soll denn dies bedeuten?“ murmelte Malpica höchst betroffen, während Gonzales auf den Thorwart zuschritt und denselben kurz anließ:

„Wo ist der alte José, der frühere Portier?“

„Entlassen!“ entgegnete der Gefragte kurz, denn selbst in Mexiko, wo doch der letzte Lastträger höflich ist, sind die Portiers, um uns gelinde auszudrücken, voll des stolzesten Bewußtseins und lakonischer Redeweise.

„Entlassen? José, der schon unter Großvater gedient!“ rief Gonzales ungläubig.

„Nun denn — pensionirt, wenn das besser klingt!“ warf der Cerberus hin und setzte seine Promenade ruhig fort.

Malpica hatte inzwischen sich mit einem der Diener in ein kurzes Gespräch eingelassen. Ueber das, was er vernahm, riß er Mund und Augen auf. — Er faßte sich aber schnell, zog Gonzales auf die Straße hinaus, und indem er den jungen Mann drängte in den Wagen einzusteigen, gab er dem Kutscher Befehl, so schnell als die Pferde zu laufen vermögen, nach der Garita de Peralvillo zu fahren, in deren Nähe der Notar Don Porfirio de Fracida wohnte, welcher sowohl seine als Altamira's Rechtsgeschäfte zu besorgen pflegte.

„Unglaublich, unglaublich!“ rief Malpica ein über das andere Mal, während der Wagen mit rasender Schnelligkeit dahinrollte, „Dein Vater sollte über Nacht alles verkauft haben, sogar das Palais seiner Ahnen?“

Gonzales war wie niedergedonnert. Er wähnte zu träumen. Sollte sein Vater wirklich Grund gehabt haben, den für heute versprochenen Erklärungen durch eine fluchtähnliche Entfernung aus Mexiko, aus dem Wege zu gehen? Drohte abermals seinem Glücke ein vernichtender Schlag? Dieser letztere Gedanke machte ihn zittern und laut sprach er seine düsteren Besorgnisse aus.

„Beruhige Dich, mein lieber Sohn,“ tröstete der gute Malpica, „gleich sind wir zur Stelle, um aus Don Fracida's Munde Näheres zu vernehmen. Uebrigens möge kommen was da wolle, Deine Hochzeit mit Estefania findet nächsten Mittwoch statt; in dieser Angelegenheit lasse ich mir von Niemanden darein reden, ja selbst nicht von meiner Frau.“

Malpica erschrack beinahe über die Kühnheit seiner letzten Worte, aber sie waren ihm nichtsdestoweniger vollkommen Ernst. — Der Wagen hielt.

Malpica und Gonzales stürmten ohne Umstände in das Zimmer des Rechtsfreundes.

„Ich habe erwartet, beide Herren etwas eilig eintreten zu sehen,“ bemerkte Don Fracida fein lächelnd, als seine beiden Besucher etwas zu spät daran dachten, ihre unhöfliche Hast zu entschuldigen.

„Meine Obliegenheit,“ fuhr der Notar ruhig fort, „ist mit der persönlichen Ueberreichung dieses Briefes an Don Gonzales zu Ende.

— Alles Weitere hat sich Se. Excellenz Geheimrath persönlich vorbehalten."

Hastig öffnete Gonzales das Couvert und las Folgendes:

„Mein lieber Gonzales!

„Der Dienst Sr. Majestät des Kaisers ruft mich nach Querétaro. Die Stimme der Ehre gebietet mir zweimal diesem Rufe zu folgen, seit Du eigenmächtig Deine Fahne verlassen hast. — Doch, ich will Dir deshalb nicht grollen. Zum Beweise gebe ich Dir hiemit meine förmliche Einwilligung zu Deiner Vermälung mit Estefania Malpica, und wünsche ich nunmehr selbst, daß Ihr recht bald vor den Altar tretet, wenn mein alter Freund in dem Umstande, daß ich Dir für den Augenblick auch nicht einen einzigen Piaster zur Gründung Deines Hausstandes zu geben vermag, nicht ein wesentliches Hinderniß finden sollte. — Wisse denn, ich bin gänzlich ruinirt; schon seit mehreren Jahren siechte mein einst so bedeutendes Vermögen allmälig dahin, so daß ich jetzt durch den Verkauf meiner sämmtlichen Liegenschaften kaum meine Schulden tilgen und so viel erübrigen werde, um in Europa ein dürftiges Dasein mit elenden zehn- bis zwanzigtausend Francs Rente zu fristen. — Ich sage in Europa, denn das Drama des zweiten Kaiserreiches wird bald zu Ende gespielt sein, und ich wünsche nichts sehnlicher, als unter dessen Trümmern begraben zu werden. — Lebe wohl für immer."

Mexiko, 21. Mai 1867.

Altamira."

Gonzales reichte mechanisch diesen Brief, nachdem er ihn wiederholt gelesen, Don Malpica hin.

„Das ist schlimm, sehr schlimm!" sagte Malpica nachdenklich, als auch er die überraschende Kunde vernahm, an welcher jedoch, wie der Leser bereits weiß, kein einziges wahres Wort war.

Am ganzen Leibe bebend, schritt Gonzales hinter Malpica nach dem Wagen. Der Gedanke, daß Malpica in seiner Armuth jetzt ein Hinderniß sehen konnte, ihm Estefania zum Weibe zu geben, lastete wie ein erdrückender Alp auf seiner Brust. Er wollte, er mußte Gewißheit haben.

„Geben Sie mir Leben oder Tod?" wagte der junge Mann zu fragen, als die Equipage die Richtung nach San Cosme einschlug.

„Vor Allem, mein lieber Junge," erwiderte Malpica bedächtig, „müssen wir an ihn denken; meinst Du etwa, ich werde einen so guten, alten Freund, wie mir mein Pedro gewesen, einfach in der Tinte sitzen lassen? Das wäre nicht übel! An nichts soll's ihm fehlen, und wenn Du von Estefania's Mitgift etwa so ein hunderttausend Dollarchen dazulegen wolltest, würde es mich nur freuen, recht herzlich freuen."

Statt aller Antwort fiel Gonzales dem wackeren Malpica, der ungeachtet seines ziemlich beschränkten Verstandes und seines lächerlichen Pepitacultus das Herz auf dem rechten Flecke trug, laut aufjauchzend um den Hals.

„Am Ende," fuhr Malpica fort, als sich der Paroxysmus seines Schwiegersohnes etwas gelegt hatte, „bin ich in einer Beziehung sogar froh, Dich arm zu sehen wie eine Kirchenmaus; jetzt gehörst Du mein, ganz mein; ich darf nicht mehr fürchten, daß Du mir mein liebes, einziges Töchterchen, weiß Gott wohin, in alle Welt davonführst. Welch' ein Trost für mich — ich werde einst nicht alt und verlassen allein sterben; Ihr, meine theuren Kinder, werdet mir gewiß das brechende Auge schließen und meinem Sarge folgen."

Gonzales fühlte einen tiefen Stich in seinem Herzen. Der selige Irrthum des sanften, guten Mannes, der eine Tochter zu besitzen glaubte, schmerzte ihn unendlich, und er fühlte Gewissensbisse, daß er an dem Betruge, der eigentlich der sittenlosen Pepita allein zur Last fiel, gleichsam theilnahm. Konnte, durfte er aber sprechen, abgesehen davon, daß Señora Pepita noch in Celaya den beiden jungen Leuten einen feierlichen Schwur abnahm, daß sie ihren Gemal nun und nimmer seiner Illusion berauben würden?

Kaum hatten Malpica und Gonzales den Fuß in das Haus gesetzt, als ein Diener ersteren zu seiner Gemalin entbot.

„Himmel!" rief Malpica, als er Señora Pepita gewahrte, „wie siehst Du aus, mein Engelchen, Du bist krank, sterbenskrank!"

„Es wird schnell vorübergehen, mein Freund!" erwiderte Señora Malpica, sich zu einem koketten Lächeln zwingend. In Wahrheit sah die Dame ungemein angegriffen aus, und obgleich sie sich alle Mühe gab ruhig zu scheinen, war sie doch handgreiflich die Beute einer unendlichen inneren Unruhe.

Der arme Malpica rannte wie besessen im Gemache umher, er schrie nach Wasser, Eis, Essig und allen möglichen Riechessenzen der Welt.

„Beruhigen Sie sich doch," wiederholte Pepita dringend, „ich schwöre Ihnen, daß mein Anfall sehr bald vorübergehen wird. Luftveränderung wird mir am Besten bekommen; ich hätte daher eine Bitte an Dich, mein lieber Mann."

Von seiner Frau mit „Du" und mit „lieber Mann" angesprochen zu werden, das war für den armen Malpica zu viel Glück auf einmal.

„Sprich, sprich, mein Herzblättchen!" rief er in Extase und drückte einen Kuß auf die Stirne seiner Gemalin.

„Ich empfinde eine große Sehnsucht, unsere Villa in Takubaya für einige Tage zu beziehen, bevor noch eine etwaige Belagerung der Stadt uns den Aufenthalt dort verleidet. Aber es wird draußen Alles in größter Unordnung sein, und ich fürchte, Dich zu sehr zu incommodiren, wenn — — —"

„Schon heute Abends sollst Du nach Takubaya fahren und Alles in Ordnung finden. Ich nehme vier oder fünf Diener mit, — ich leite und überwache Alles, und wenn Du mit den jungen Leuten um sechs Uhr angefahren kommst, sollst Du Deine Wunder erleben. — Adios, adios, mein holdes Täubchen!"

Nach diesen Worten stürzte Malpica auf und davon, ganz überglücklich seiner Pepita heute eine rechte Ueberraschung bereiten zu können. — Binnen wenigen Stunden sollten Tapezierer und Kunstgärtner ihr Aeußerstes leisten, und auch nach einem Pyrotechniker wurde gesendet, denn ohne Feuerwerk gibt es in Mexiko nicht das kleinste Fest.

„Gott sei Dank," seufzte die Señora, als ihr diensteifriger Gemal sich entfernt hatte, „Gott sei Dank, daß meine List gelang, um diesen lächerlichen Tropf für heute aus dem Hause zu bringen. Ach, wenn doch die nächste Stunde schon vorüber wäre. Welch' fürchterliches Verhängniß! Am Ende bleibt Estefania doch mein Kind, und heute fühle ich in meiner Brust ein gewisses Etwas, das ich bisher noch nie gekannt — es wird die Mutterliebe sein. Und der arme, junge Mensch, wenn er sich ein Leid anthäte?! Kann ich aber anders? — Es muß sein — warum gelüstete es mich auch gar so sehr, den Inhalt dieses grünen Portefeuilles zu schauen. — Mein Fehltritt mit Mazzaredo fängt an sehr böse Früchte zu tragen! — Ich werde noch mehr Seelenmessen stiften müssen."

Mühsam erhob sich Pepita nach diesen Worten von ihrem Fauteuil und das grüne Portefeuille mit der linken Hand krampfhaft

an sich pressend, wankte sie nach dem Salon, wo sie Gonzales und Estefania zu treffen wußte, denn sie vernahm von dort das Clavierspiel ihrer Tochter, und wo diese sich befand, war auch der junge Mann sicherlich nicht ferne.

Das fröhliche Geplauder und Scherzen, welches sie schon von weitem vernahm, schnitt der alten Sünderin in die Seele, denn sie mußte es verstummen machen, für immer verstummen.

„Ach! die Mama!“ riefen Gonzales und Estefania wie aus einer Kehle, „das ist schön, daß Sie heute schon so zeitlich sichtbar werden.“

„Hat Don Malpica Ihnen schon unsere Morgenaffaire erzählt, wissen Sie schon, daß mein Papa bei Nacht und Nebel Mexiko verließ?“ frug Gonzales.

„Und weißt Du, mein liebes Mütterchen, daß wir nächsten Mittwoch schon getraut sein werden?“ fiel Estefania redselig ein.

Señora Pepita ließ sich auf dem nächsten Stuhl fallen und sagte mit tonloser Stimme, welche dem schönen Brautpaar das Blut erstarren machte:

„Was Du soeben sprachst, meine Tochter, hat keinen Sinn. Nehmt allen Euren Muth zusammen und macht Euch auf das Schlimmste gefaßt.“

Gonzales und Estefania erblaßten und sahen sich betroffen an.

„Du weißt, mein lieber Gonzales,“ fuhr Pepita ernst fort, „daß ich bis zur Stunde nie, auch nur einen Augenblick, gegen Deine Verbindung mit Estefania gewesen bin, offen gesagt, es war mir so ziemlich gleichgiltig, wer einst mein Schwiegersohn werden würde. Heute aber muß ich erklären, daß Eure eheliche Verbindung eine baare Unmöglichkeit geworden ist.“

„Was soll das bedeuten,“ stotterte Gonzales, welchem seine Sinne zu vergehen drohten, während Estefania in athemloser Spannung und wie vom Fieberfroste geschüttelt, sich auf die Rücklehne eines Fauteuils stützen mußte, um nicht umzusinken.

„Meine armen Kinder,“ nahm Señora Malpica nach einer Pause mit vibrirender Stimme wieder das Wort, „Ihr wißt um jenes fatale Geheimniß, welches zwischen mir und General Mazzaredo obwaltet und sich auch auf Estefania bezieht. — Meine Hand zittert, indem ich Dir, Gonzales, diesen Brief reiche; er wird Dir meine früheren Worte erklären, Du wirst meine entschiedene Weigerung be-

greiflich finden, und ich werde nicht vergeblich an Deine Großmuth appelliren, um vor meinem Gemale auf eine plausible Weise, welche meine Vergangenheit schont, Deinen Rücktritt von der Verbindung mit Estefania zu begründen."

Nach diesen Worten übergab sie Gonzales einen vergilbten Brief. Der junge Mann, vor dessen Augen die Buchstaben tanzten, las mit Mühe Folgendes:

„Theure Elvira!

„Ich könnte es unmöglich über mein Herz bringen, einem alten Vater sein einziges Kind zu entführen und Dich zu einem Diebstahle an seinem Eigenthume zu verleiten, denn bei meinem geringen Vermögen wärest Du gezwungen, an Gold und Juwelen zusammenzuraffen, was Dir unter die Hände kommt, sollten wir überhaupt standesgemäß leben können.

„Der Traum, welchen wir heute Nacht mit einander verlebt, wird mir ewig unvergeßlich sein; suche auch Du in dieser süßen Erinnerung einen Trost für die Trennung, welche für uns Beide eine Nothwendigkeit geworden. Mache Don Altamira so glücklich, als Du es vermagst. Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich bereits auf der Reise nach Veracruz, um mich nach der Halbinsel Yucatan einzuschiffen, wohin ich um meine Uebersetzung zu einem anderen Regimente gebeten habe. — Lebe wohl, theure Elvira, und mögen Dich nie gereuen jene zwei kurzen Stunden, in denen Du so glücklich gemacht Deinen Freund

Mexiko, 12. August 1848.

Manuel de Mazzaredo."

„Wer ist diese Elvira?" hauchte Gonzales, der in eine fürchterliche Aufregung zu gerathen begann.

„Deine Mutter — Unglückseliger!" rief Señora Pepita aufstehend und zwischen beide Brautleute tretend, setzte sie die zermalmenden Worte bei: „Auch Du bist Mazzaredo's Sohn und Estefania ist Deine Schwester!"

„Barmherziger Gott im Himmel!" kreischte Estefania, als sie diese Donnerworte vernahm und sank leblos zu Boden.

„Und ich, ich habe mit ihr — gesündigt!" rief Gonzales, und von Entsetzen und Verzweiflung erfaßt, stürzte er wie rasend fort aus dem Saale und aus dem Hause.

VII.

Bestrafter Hochmuth.

In den letzten Tagen des Monats April 1867 ward auf der Rhede von Toulon das Linienschiff „Souverain“ signalisirt. Es trug den einstigen Dictator von Mexiko an Bord. Marschall Bazaine stand im Begriffe, wieder Frankreichs Boden zu betreten.

Eine ungeheure Menschenmasse wogte auf dem Quai hin und her. Flüche und Verwünschungen gegen den Marschall, gegen die Intervention, ja sogar selbst gegen Napoleon wurden ungescheut ausgestoßen. Die feindselige Stimmung gegen den Mann, der in Mexiko den französischen Namen für alle Zeiten so tief verhaßt gemacht, gab sich vollkommen zwanglos kund.

Zudem hatte die „Gazette du Midi“ schon Tags zuvor die von den Behörden nicht dementirte Nachricht gebracht, daß aus Paris der Befehl angelangt sei, dem Marschall Bazaine bei seiner Ausschiffung keinerlei Ehrenbezeugungen zu erweisen. Diese Ordre war in der That keine leere Zeitungsente. Der Seepräfect und der Commandant von Toulon, welche an Bord des „Souverain“ kamen, verständigten Bazaine officiell von der in Rede stehenden kaiserlichen Verfügung. — Der Marschall vernahm diese Mittheilung anscheinend ganz gleichgiltig; aber als er zu Fuß die Menschenmasse am Ufer durchschritt und Hohn und Spott aller Art laut an sein Ohr drangen, da hatte der stolze, hochmüthige Mann, der jenseits des Oceans so trefflich den Imperator zu spielen verstanden, und sich in die Rolle eines modernen Nero hineingelebt, alle Mühe, sein Haupt aufrecht zu halten und nicht unter der Last der Schande und des Fluches der öffentlichen Meinung, die auf ihn wie ein Orkan hereinstürmte, zusammenzubrechen. Der kurze Weg vom Strande bis zum Commandanturgebäude, seinem Absteigequartier, gestaltete sich für ihn zu einem moralischen Spießruthenlaufen, wie es wohl nicht ärger und schmerzlicher gedacht werden kann.

Und ist etwa diesem Manne damit zu viel geschehen? Nein,

abermals nein. Schon zu Anfang unseres Werkes haben wir Bazaine nur als das hingestellt, was er wirklich war und ist. Wir konnten es mit vollster Beruhigung thun, denn die meisten jener Documente, welche Herr Wilhelm von Montlong, kaiserl. mexikanischer Generalstabsmajor und gewesener Cabinetsoffizier des Kaisers Maximilian erst im Frühjahre 1868 veröffentlicht hat, befanden sich schon vor Jahresfrist in beglaubigter Abschrift in unseren Händen. Sachgemäß konnten wir aber von diesen Documenten erst jetzt, wo unser Werk dem Abschlusse naht, und Marschall Bazaine für uns vom Schauplatze definitiv abtritt, einen passenden Gebrauch machen. — So viel, um von uns den etwaigen Vorwurf abzuwälzen, daß wir an Herrn von Montlong ein Plagiat im Sinne hätten.

Daß es von jeher Bazaine's Absicht war, Kaiser Max zur Abdankung zu zwingen und sich dann zum Präsidenten der Republik Mexiko aufzuwerfen, haben wir schon bei mehreren Gelegenheiten hervorgehoben. Selbst als es um die Intervention bereits sehr schlimm stand, als die Räumung Mexiko's von den Franzosen bereits präcis ausgesprochen, und zum Theile schon in's Werk gesetzt war, nämlich zur Zeit, als Kaiser Maximilian im Spätherbste 1866 von der Hauptstadt nach Orizaba abreiste, träumte Bazaine noch immer von der Verwirklichung seiner Herrschergelüste. So ist es z. B. eine bekannte Sache, daß der Marschall damals öfter in Begleitung eines Ordonnanzoffiziers die Front des kaiserlichen Palastes passirte und denselben auffallend fixirte. Diese Promenaden Bazaine's erregten nachgerade die allgemeine Aufmerksamkeit, ja es geschah sogar, daß die zufällig an der Ecke postirten französischen Offiziere bei einer solchen Gelegenheit das bekannte französische Spottlied: Tu ne l'habiteras pas, Nicolas (Du wirst ihn nicht bewohnen, Nicolaus), intonirten.

Wir wollen nun einige Thatsachen anführen, welche beweisen werden, daß unser bisheriges, vielleicht hart und parteiisch erschienenes Urtheil über den Marschall Bazaine im Gegentheile allzu milde gelautet habe.

Wie wenig übrigens Bazaine von seinen eigenen Leuten geachtet war, geht wohl am besten daraus hervor, daß ihn die französischen Offiziere unter sich nur „le palafrenier manqué“ (den verunglückten Stallknecht) zu nennen pflegten.

Wir lassen nun ein volles Dutzend jener grellen Verbrechen folgen, welche theils vom Marschall persönlich, theils durch seine Leute, sei es

mit seinem Vorwissen, sei es mit seiner nachträglichen Genehmigung, verübt worden sind.

1. Im Jahre 1864 setzte General Brincourt, einer der Lieblinge Bazaines, in Chihuahua einen kaiserlich-mexikanischen Oberst ohne allen triftigen Grund, sondern blos aus persönlicher Rancune in's Gefängniß, und ließ ihn durch zwei Stunden täglich die Straße kehren. Als die Damen der Stadt dies sahen, brachten sie ihm, während er den Besen handhaben mußte, Blumensträuße. In Folge dessen ließ General Brincourt durch Plakate verkünden, daß jede Dame, welch' Standes sie auch sei, die dem Obersten wieder Blumen spende, gleichfalls zum Straßenkehren werde verurtheilt werden. Diese Rohheit, welche auf die sprichwörtliche französische Politesse ein sehr schlechtes Licht wirft, empörte natürlich die ganze Bevölkerung.

Nachdem der Oberst den ihm auferlegten Schimpf durch volle zehn Tage ertragen, ließ er ihn zu sich rufen, und bedeutete ihm: „Ich überlasse es nun ganz Ihrem Willen, zu den Liberalen überzugehen; ich scheere mich den Teufel darum.“ Natürlich that dies der Oberst und viele andere Offiziere schloßen sich ihm an.

2. Capitän Charrier von der Fremdenlegion befahl als Commandant zu San Luis de la Paz dem politischen Präfekten einer kleinen Stadt das Todesurtheil seines Bruders, dessen ganzes Verbrechen in seiner liberalen Gesinnung bestand, zu unterzeichnen. Als der Präfekt dies verweigerte, drohte Charrier auch ihm mit dem Tode des Erschießens.

3. Als General Mangin das liberal gesinnte Dorf Montealto besetzt hatte und sah, daß die Einwohner der französischen Intervention abgeneigt seien, ließ er in einer Nacht 46 Einwohner des Ortes einfangen, und sammt dem Pfarrer, ohne jedes Verhör und Urtheil zum warnenden Beispiel für die übrigen, auf der Stelle erschießen.

Einige Zeit nach dieser entsetzlichen Metzelei verfiel General Mangin in Wahnsinn, und selbst seine Offiziere vergönnten ihm diese Strafe für eine Barbarei, welche die Ehre der französischen Armee brandmarkte.

4. Oberstlieutenant Ornano machte mit seinem Streifcorps häufige Expeditionen. Bei vier derselben stieß er auf den Feind, ohne ihn jedoch anzugreifen. Bei einer solchen Gelegenheit erstattete er einmal den Marschall seinen Bericht mit der Phrase: „En ce moment je suis en face de l'ennemi et je fais le café sous son nez!“ (In diesem

Augenblick stehe ich angesichts des Feindes und bereite den Caffe unter seiner Nase.)

Der Marschall antwortete ihm dankend für sein gutes Verhalten, und die intelligente Art und Weise, wie er seine Befehle ausführe, und versprach Ornano, der vor 18 Monaten noch Capitän gewesen, in Anbetracht seiner großen Verdienste zum Obersten vorzuschlagen.

Welcher Wicht dieser Ornano gewesen, geht übrigens auch aus folgenden authentischen Thatsachen hervor, die wir nicht verschweigen dürfen, denn sie beweisen, wie in Frankreich Geschichte gemacht wird. Jedes Paketboot von Veracruz brachte nämlich nach Europa fulminante Berichte über die glänzenden Erfolge der Colonnen Ornano's.

Ein Offizier, der die sogenannten Feldzüge Ornano's mitgemacht, erhielt eine Decoration. Als ihm von Offizieren einer andern Truppe hierzu Glück gewünscht wurde, äußerte er Folgendes: „Du thust mir Unrecht, mein Lieber, denn wir haben jedes Mal dem Feinde den Rücken gekehrt. Wenn Ornano mich mit mehreren Anderen in seinen Berichten auszeichnete, so that er es nur aus Furcht, damit wir nicht wider ihn auftreten, und alle seine Gefechtsrelationen als gefälscht bezeichnen."

Gegen wehrlose Weiber und Kinder verstieg sich jedoch Ornano's Heldenschaar um so leichter und lieber zu glänzenden Waffenthaten, wie z. B. in dem Dorfe San Francisco, in welches Ornano einen Zug Cavallerie zur Recognoszirung entsendete. Beim Passiren dieses Dorfes fand man alle Thüren verschlossen, und ein einziger fünfzehnjähriger Knabe trat, als er das Pferdegetrappel vernahm, neugierig auf die Schwelle des Hauses. Der Offizier, der den Zug commandirte, amusirte sich damit, dem armen Burschen in dem Momente, als ihn seine Mutter ins Haus zurückrief, den Schädel mit einem Säbelhieb zu spalten!!!

5. Im Monate Juli 1866, Nachts 11 Uhr, erhielt ein Infanterie-Bataillon Befehl, unverzüglich in Eilmärschen nach Pihotillos aufzubrechen, da die Banden des Aurellano Ribera diese Hacienda in Folge Weigerung, denselben 10.000 Piaster Contribution zu zahlen, anzuzünden drohten. Vor dem Meierhofe angelangt, sah man den Feind auf eine Legua Entfernung im Thale campiren. Als der Bataillonschef keinen Befehl zum Angriff gab, und die Offiziere deshalb Vorstellungen machten, gab er zur Antwort, daß er Befehl habe, sich jeden Angriffs zu enthalten, wenn der Feind ihn nicht angreife. Da die Offiziere annahmen, daß es ein Irrthum desjenigen sein müsse, der einen solchen

Befehl gegeben habe, so baten sie ihren Commandanten, nochmals beim Bataillonscommando zu San Luis Potosi anzufragen und gleichzeitig zu bemerken, daß der Feind nicht entwischen könne. In San Luis Potosi wurde jedoch der Courier, der die Antwort auf diese Anfrage überbringen sollte, zurückbehalten und erst 16 Stunden später abgesendet.

Als nun der diesem Bataillon beigegebene mexikanische Oberst Aranjo sah, daß so lange Zeit keine Antwort erfolgte, erbat er sich die Erlaubniß, den Feind angreifen zu dürfen; dieser hatte aber längst schon durch die Bergschluchten von San Francisco das Weite gesucht.

Dasselbe Manöver wurde bei der Hacienda de las Pillas wiederholt.

Da diese beiden Haciendas den Anverwandten des Marschalls Bazaine gehörten, so hielt der Marschall es für gerathener, jeden Angriff auf die Liberalen zu untersagen, da diese sonst nach Abzug der Franzosen die Haciendas geplündert und angezündet hätten.

6. Bekanntlich hatte Marschall Bazaine eine Inspectionsreise nach San Luis Potosi gemacht, und in den Journalen hieß es prahlerisch:

„Der Marschall Bazaine hat Mexiko am 2. Juli (1866) mit seinem Generalstabe verlassen, um sich nach San Luis Potosi zu begeben, und die Operationen im Norden mehr in der Nähe zu leiten."

Bei dieser Expedition, welche nur 1½ Millionen Francs kostete, leitete ihn jedoch der Nebengedanke zu sondiren, inwiefern die Stimmung seinen Präsidentengelüsten günstig wäre. — Als er seinen Einzug in Potosi hielt, und auf dem großen Platze die Truppe aufgestellt war, hoffte er auf eine Demonstration von Seite des Volkes zu seinen Gunsten. Aber alle Straßen waren leer, alle Fenster blieben geschlossen, und höchst mißvergnügt begab er sich nach seinem Hôtel. Seine eigenen Offiziere bemerkten spöttisch: „Il a salué la troupe en faisant des grimaces, qui lui rendaient la figure comme une brioche mal faite." (Er hat die Truppe mit Grimassen salutirt, welche ihm das Ansehen eines mißrathenen Kuchens gaben.)

Der „geheime" Zweck dieser Expedition bestand nebenbei auch darin, die reiche Hacienda von Bocas zu besuchen, welche einer bejahrten Tante seiner Frau gehörte, und eines Tages ihm vermacht werden sollte; die Liberalen hatten jener Tante eine Contribution von 10.000 Piaster auferlegt und gedroht, daß sie bei Nichtbezahlung die Hacienda niederbrennen; seitdem jedoch der Marschall den Meierhof durch seine noble

Gegenwart geheiligt hatte, verzichteten seine geheimen Freunde, die Liberalen, auf Contribution und Drohung.

7. Einige Tage nach dem Besuche des Marschalls in Potosi ritten zwei Offiziere, Capitän Chapelong und Unterlieutenant Conseillant, durch die Vorstadt Tlaxcala. — Beim Passiren einer Brücke begegneten sie zwei Mexikanern, die, im eifrigen Gespräch miteinander begriffen, ihnen nicht sogleich Platz machten. Als diese beiden Offiziere den geringen Respect der Mexikaner bemerkten, schlugen sie ihnen mit ihren Reitpeitschen ins Gesicht. —

Die so behandelten Mexikaner, welche ohne Waffen waren, nannten die Offiziere: Verräther von Franzosen. Bei diesen Worten schießt Capitän Chapelong eine Pistole auf einen denselben ab, der andere Mexikaner antwortete mit einem Steinwurfe; hierauf rief Unterlieutenant Conseillant einen zufällig in der Nähe befindlichen, französischen Contreguerilla herbei und befahl ihm, auf die Mexikaner zu schießen. Der Soldat schoß zwei Mal, verwundete jedoch statt der Mexikaner eine Frau, welche eben im Begriffe stand, am Flusse zu waschen.

8. Statt diese beiden Offiziere zu bestrafen, benützte Ornano diese Gelegenheit, um die ganze Stadt für den demüthigenden und unfreundlichen Empfang des Marschalls zu züchtigen. Morgens vier Uhr ließ er die Vorstadt Tlaxcala durch vier Compagnien umstellen, und ohne jegliche Rücksicht auf die noch im Bette liegenden Frauen seine Soldaten sodann in alle Zimmer dringen und die männlichen Individuen eines jeden Hauses, in deren Ermanglung aber auch die Frauen verhaften. Trotz der lauten Entrüstung der Offiziere, wie der ganzen Stadt ließ er sie alle, sechshundert an der Zahl in den Hof der San Francisco-Caserne abführen und dort zusammenpferchen. Als die Stadt diese armen Opfer barbarischer Willkür reclamirte, legte er derselben eine Contribution von 2000 Piastern auf; da aber die armen Vorstadtbewohner eine solche Summe nicht zahlen konnten, so zwang er sie zu Befestigungsarbeiten.

Letztere ließ er überhaupt nur ausführen, um bei etwaiger Nachfrage über die Verwendung der von ihm so oft eingezogenen Contributionsgelder sagen zu können, daß er sie zum Fortificationsbau verwendet habe.

Als er endlich sah, daß er mit seiner Handlungsweise den Zweck, eine dem Kaiserreiche bisher ergebene Stadt, diesem zu entfremden, erreicht hatte, gab er die Gefangenen wieder frei.

9. Während der Marschall sich in Matehuala aufhielt (August 1866) gaben ihm die kaiserlichen Autoritäten daselbst ein Diner. Beim Nachtische hielt er an sie folgende Rede:

„Meine Herren! Sprechen wir frei und offen! Frankreich will das Land nicht zwingen, das kaiserliche Regime beizubehalten. Napoleon wollte nur Euer Glück, als er Maximilian auf den Thron Mexiko's setzte; er hat jedoch sich überzeugt, daß er sich in vielen Hinsichten getäuscht. Ihr wollt die Republik? Bezeichnet mir den Präsidenten, Ihr habt nur ein Wort zu sagen und ich werde Euch mit meinem ganzen Einflusse unterstützen. Frankreich wird Euerem Wunsche gerecht werden und Eure Stimme in die Wagschale legen.“

Die kaiserlichen Autoritäten, wie jene zu Potosi, darauf vorbereitet, daß der Marschall sich gerne zum Präsidenten proclamirt sehen möchte und sei es auch nur von einem Tribus des Apachenstammes, um die Maske abnehmen und sich zum Vollstrecker des nationalen Willens aufwerfen zu können, schwiegen und verschwanden. —

10. Ungeachtet all' dieser Umtriebe, von denen wir hier nur einzelne wenige Pröbchen aus einer Unmasse von Thatsachen frischweg herausgegriffen haben, schämte sich der Marschall Bazaine denn doch nicht, bei jeder feierlichen Gelegenheit hunderte von Decorationen für das Expeditionscorps vom Kaiser Max zu erbitten; bei Decorationen, die der Kaiser ohne Vorschlag des französischen Generalstabes, wirklich verdienstvollen Offizieren gab, zerriß er jedoch die vom Kaiser signirten Diplome.

11. Der zahllosen, entsetzlichen Greuelthaten, welche Oberst Dupin als Commandant der Contreguerillas beging, wurde bereits an einer früheren Stelle erwähnt*), ebenso wie des Bazaine'schen Blutbefehles vom 11. October 1865, welcher dem so vielfach angefochtenen kaiserlichen Decrete vom 3. desselben Monates erst eine unbedingt vernichtende Schärfe gab, wie wir schon im 3. Capitel des I. Bandes, unter dem Titel: „Kaiserkrone und Marschallshut“ ausführlich nachgewiesen haben.

Der Hochmuthsteufel, von welchem Bazaine besessen war, hinderte ihn jedoch durchaus nicht auch seine materiellen Interessen im Auge zu behalten und für dieselben bestens zu sorgen. Bei seiner Ver-

*) II. Band, S. 166.

mälung im Jahre 1865 mit Señorita de la Peña hatte er, wie schon einst erwähnt, vom Kaiser Maximilian in der Vorstadt San Cosme einen prächtigen Palast, der mit seinen Appertinentien auf 700.000 Francs geschätzt wurde, als Hochzeitsgeschenk erhalten. In der betreffenden Schenkungsurkunde verpflichtete sich die mexikanische Regierung, für den Fall, daß der Marschall abberufen werden sollte, ihm den Palast sammt Mobilien um 150.000 Piaster in Gold (circa 800.000 Francs) wieder abzukaufen. — Bazaine war wirklich so — gütig, als er abreisen mußte, die letztgenannte Summe zu reclamiren, während er doch wußte, daß die kaiserlich mexikanischen Cassen bis auf den Grund geleert waren und man der Armee den Sold schuldig bleiben mußte. — Der Marschall schlug daher sein Palais auf eigene Faust mit Schaden los, indem er es dem amerikanischen Consul um 400.000 Francs abtrat. —

Auch bei mancher anderen Gelegenheit bewies Bazaine seine Uneigennützigkeit, von welcher sein literarischer Schildknappe Emil Graf Kératry so viel des Rühmlichen seinem Lesepublikum aufzuschwatzen sucht, auf das Glänzendste. —

So war z. B. das Ayuntamiento (die Commune) von Mexiko den französischen Offizieren, einschließlich des Marschalls, eine bedeutende Summe an Quartiergeldern schuldig. Die französischen Offiziere bezogen nämlich statt Naturalwohnung außer ihren hohen Kriegsgagen auch noch excessiv bemessene Quartiergelder. — Da die Commune nicht zahlen konnte, ließ Bazaine das kaiserliche Arsenal von französischen Truppen besetzen und alle Vorräthe mit Beschlag belegen. Der Kaiser that nun sein Möglichstes, um dieser neuen Schmach, mit der der Marschall ihn belud, ein Ziel zu setzen. Mit den größten Opfern wurde wirklich so ziemlich die ganze Forderung an die Franzosen entrichtet. Nichts destoweniger ließ Bazaine die Beschlagnahme des Arsenals fortdauern, verkaufte aus demselben Gewehre und Munition und ließ nebstbei vernichten, was nur möglich. Nicht genug — die übrig gelassenen Granaten, welche später bei der Belagerung von Mexiko nicht platzten, wurden von den Franzosen insgeheim mit Sand gefüllt. Um allen diesen durch Tausende von Zeugen constatirten Schändlichkeiten die Krone aufzusetzen, verkaufte Bazaine schließlich sogar den noch von dem Präsidenten Santa-Anna herstammenden, der Stadt Mexiko gehörigen Galawagen, welcher ihm zur bloßen Benützung anvertraut worden war! — — —

Bei solch' einem himmelschreienden Gebahren entfällt die Nothwendigkeit jedweder weiteren Reflexion, denn an deren Stelle soll und muß ein Aufschrei sittlicher Entrüstung, der Ekel vor dem Gemeinen, der Fluch der Verdammung treten.

VIII.

Verzweiflungskämpfe.

Am 22. Februar (1867) rückte in Querétaro die 4000 Mann starke Brigade des General Mendez von Acambaro ein. Tags darauf war ein Requiem für den bei San Jacinto in Gefangenschaft gerathenen und auf Juarez's Befehl erschossenen General D. Joaquim Miramon, Bruder des uns bereits näher bekannten Obergenerals Don Miguel Miramon, welcher bei obgenanntem Orte eine höchst schimpfliche Niederlage erlitten hatte, denn mit nur 400 Reiter und 300 Mann Infanterie, nahm ihm dort General Escobedo seine ganze Artillerie und Munition, die Kriegscasse mit 25,000 Piaster und 500 Gefangene ab, obwohl das kaiserliche Corps fast zehnmal stärker war, als jene handvoll Liberaler.

Die Unfähigkeit und Nachlässigkeit, welche hierbei der bei jeder Gelegenheit von den Clerikalen ob seines militärischen Genies bis in den Himmel erhobene General Don Miguel Miramon so evident an den Tag legte, bemüßigte den Kaiser, angesichts der gänzlichen Vernichtung des Miramon'schen Corps, die ursprüngliche Formation seiner sämmtlichen Streitkräfte in drei Armeecorps dahin umzuändern, daß die Trümmer des zweiten mit dem übrigen verschmolzen wurden, wobei der genannte Miramon das Commando über sämmtliche Infanterie und Fußartillerie, General Mejia jenes der Cavallerie und berittenen Artillerie übernahmen. Die Durchführung dieser Reorganisation, welche einzig und allein durch Miramon's unverantwortliche Niederlage nothwendig geworden war, nahm viele kostbare Zeit in Anspruch, welche der thätige Feind für sich sehr gut zu benützen verstand.

Die gesammten Streitkräfte des Kaisers betrugen Anfangs März an felddiensttauglichen Truppen nicht mehr als 4000 Mann Infante-

rie, 3000 Mann Cavallerie und 44 glatte Geschütze, jedoch war diese kleine Armee von gutem Geiste beseelt und ihre tactische Ausbildung lobenswerth.

General Escobedo stand damals südlich von Querétaro auf der Straße von Celaya mit 13.000 Mann, während Corona die Straße von Mexiko mit 8000 Mann occupirte und von der Armee des Porfirio Diaz noch 5000 Mann als Verstärkung im Anzuge waren. Im Ganzen geboten die Liberalen um Querétaro herum über mehr als 30.000 Mann. — Das schließliche Resultat des Verzweiflungskampfes, welchen Kaiser Max aufgenommen, konnte also nicht zweifelhaft sein, zumal der Monarch von Verräthern aller Art umlauert war.

Das ganze Gebiet von Querétaro ist von Gebirgen eingeschlossen, von unzugänglichen Schluchten und einer großen Anzahl reißender, jedoch nicht schiffbarer Flüsse durchschnitten. Das Klima ist gemäßigt. — Von der Stadt Querétaro führen mehrere selbst für Fuhrwerke aller Art practicable Straßen nach Guadalajaro, San Luis Potosi, Zacatecas, Aguas calientes und Durango.

Querétaro gehört also zu einem der wichtigsten Punkte im Norden von Mexiko. Außerdem bietet die Stadt selbst mehrere feste Punkte, wie z. B. im Osten den Convent de la Cruz, mit Kirchhof und Wasserleitung, im Nordwesten den Cerro de las Campanas außerhalb der Stadt, von welchen zwei Positionen diese vollkommen beherrscht wird. Oestlich von Convent de la Cruz wird aber dieser und die Stadt von einem Ausläufer der Sierra garda, dem 2939 Meter hohen Cimatario dominirt, welcher mittelst einer zwei Leguas langen Wasserleitung (Cañeria) sehr gutes Trinkwasser zuführt. Diese Wasserleitung wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Kosten des Vice-Königs Don Juan Antonio de Urrutia y Arana erbaut und ruht zum Theil auf schön ausgeführten Bogen von 100 Fuß Höhe. — Querétaro zählt über 40.000 Einwohner, zumeist Indianer und Mestizen, welche in Wollenmanufactur arbeiten und sehr geschätzte Holzschnitzereien erzeugen. Drei große öffentliche Plätze, mehrere prächtige Kirchen, die vielen schönen Häuser, die herrliche Alameda, der reizende Paseo de la Cañada und das gesunde Klima, machen Querétaro zu einer der angenehmsten mexikanischen Städte. — Am Fuße des Cimatario und zwar in der Nähe der Promenaden, am Eingange des Thales, liegt die Baumwollspinn-Fabrik Hercules, die größte im Land, welche vor der Intervention über 3000 Arbeiter beschäftigte.

Diese kleine Skizze von Querétaro ist zum richtigen Verständnisse mancher der im Nachfolgenden erzählten Begebenheiten unerläßlich.

Ungeachtet die Kaiserlichen in so großer Minderzahl waren, beschloß der heldenmüthige Monarch nichtsdestoweniger in der Richtung nach Guanajuato und Potosi zu marschiren, um den Feind aufzusuchen, als dieser plötzlich in San Jacinto einrückte und starke Colonnen gegen Querétaro entsendete.

In Folge dessen verlegte der Kaiser sein Hauptquartier auf den Cerro de las Campanas und erließ am 6. März 1867, um 10 Uhr Nachts folgenden Armeebefehl:

„Soldaten!

„Wir stehen am Vorabend von Ereignissen, welche definitiv über das Schicksal Unseres geliebten Vaterlandes entscheiden werden. Nicht blinder Ehrgeiz ist es, der Uns zu diesem Feldzuge trieb: edlere Pflichten und Wünsche legen heute das Schwert in Unsere Hand: die Consolidirung Unserer Unabhängigkeit und die rasche Beendigung eines blutigen Krieges, der alle socialen Bande auflöst.

„Dies Unsere ganze Ambition. Denkt wohl daran und kämpft mit Muth, Energie und Ausdauer, entschlossen den Triumph als Preis Eures bewährten Patriotismus zu erringen und wenn die Vorsehung Uns beschützt, wenn ihr Sieger sein werdet, so vergeßt betreffs der Besiegten nicht, eure Pflichten als Soldaten, die einer moralischen Armee angehören, damit euer Ruhm sich nicht mit gesetzwidrigen Thaten beflecke. Haltet euch das, was ich in meinem letzten Decrete euch anempfohlen habe, gegenwärtig; überlaßt einer gerechten Justiz die Sorge, die Verbrecher zu richten; doch ihr dürft dieses Recht nie usurpiren.

„Das Gesetz wird seinen Lauf haben und ihr werdet, wenn das Schicksal Uns günstig ist, den Glanz euerer Waffen makellos bewahren.

„Soldaten! Es lebe Mexiko und seine Unabhängigkeit!

Maximilian.“

Der Kaiser, welcher die Absicht hatte, den Feind, der sich auf verschiedenen Wegen nahte, allsogleich anzugreifen, stieß bei seinen Generälen auf heftigen Widerstand; diese Herren hielten es für besser, die liberale Armee sich erst concentriren zu lassen!

Man ließ also die beiden Armeen Escobedo's und Corona's am Knotenpunkte der Wege nach Allende und Celaya ungestört debouchiren und dort ein Lager beziehen.

Die kaiserliche Armee, in der Stärke von nur 7000 Mann und 44 Geschützen, worunter kein einziges gezogenes sich befand, lehnte ihren rechten Flügel an den Rio blanco, den linken an die Hacienda Casa blanca und an die Garita Celaya an; das Centrum bildete der Cerro de las Campanas.

In dieser Aufstellung ließ man volle fünf Tage verstreichen. Man stand sich so nahe, daß man gegenseitig ganz deutlich die Hornsignale vernahm. — Der Unthätigkeit zuerst müde und über die Schwäche des Feindes aufgeklärt, umgingen die Liberalen endlich des Nachts die kaiserlichen Positionen und cernirten Querétaro. — Sie bemächtigten sich der oben erwähnten einzigen Wasserleitung, so daß man von nun an auf das schmutzige Flußwasser angewiesen war. Ferner postirte Escobedo drei gezogene Geschütze auf den Cimatario, wodurch der Convento de la Cruz vollständig dominirt wurde. — Obwohl die gut gezielten Granatenschüsse der Liberalen in diesem Convente es sehr gefährlich machten, sich dort im Freien blicken zu lassen, schlug der Kaiser dennoch daselbst sein Hauptquartier auf und ließ Miramon auf dem mit 8 Geschützen armirten Cerro zurück. General Castillo war mit der Vertheidigung der Stadt, General Mendez mit jener des Convents la Cruz und der umliegenden Schanzen betraut, Mejia bildete bei Casa blanca, dem Ausgange der Stadt gegen Celaya zu, mit der Cavallerie die Reserve.

Juarez war mittlerweile im liberalen Lager eingetroffen. Der Advokat konnte aber das Pulver nicht vertragen und reiste nach einigen Tagen wieder nach Potosi ab.

Am 12. März machte General Miramon eine Recognoscirung gegen das östliche vor Querétaro gelegene Dorf San Pablo und nahm dem überraschten Feinde eine Menge Waffen und Hornvieh weg.

Am 14. März Früh acht Uhr wagten die Liberalen endlich auf allen Linien einen heftigen Angriff, und es gelang ihnen, den Kirchhof des Convents la Cruz zu besetzen; doch kurze Zeit darauf nahmen 50 Oesterreicher denselben wieder im Sturm.

Hauptmann Linger stand mit dem Reste seiner Compagnie auf dem Dache des Convents; ohne auf die von überall her pfeifenden Kugeln zu achten, ging er ruhig auf und ab, mit wahrer Todesverachtung

da und dort seine Soldaten aneifernd, bis er in die Stirne von einer Kugel getroffen, todt zusammen stürzte.

Oberst Felix Prinz zu Salm-Salm eroberte an der Spitze seiner Cazadores die erste gezogene feindliche Kanone und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit und gute Führung der Truppen dergestalt aus, daß ihn der Kaiser des andern Tages mit dem Commando einer Brigade betraute, an deren Spitze er auch in allen späteren Affairen das Vertrauen seines Kaisers glänzend rechtfertigte.

Der Kaiser leitete die Schlacht mit bewundernswerther Ruhe und war durch keine Bitte zu bewegen, den Ort der Gefahr zu verlassen; überall wo der Kampf am heftigsten entbrannte, war er zugegen.

Oberst Lopez benahm sich schon hier zweideutig und blieb ruhiger Zuschauer, trotzdem Prinz Salm ihn zur Verfolgung des Feindes aufforderte.

Um 5 Uhr Nachmittags endete der sehr erbitterte Kampf, nachdem man dem Feind 750 Gefangene abgenommen und noch 5 Kanonen vernagelt hatte.

Der beiderseitige Verlust war sehr groß.

General Mejia hatte zwei glänzende Angriffe gemacht und mit seinen Lanzen tüchtig im Rücken des fliehenden Feindes gearbeitet.

Am 17. (März) machten die Kaiserlichen einen Ausfall, schlugen den Feind in die Flucht, eroberten zwei Geschütze, vernagelten einige andere und machten 600 Gefangene.

Am 22. erneuerter Ausfall von den Garita's Celaya und Ojuelas auf die vom Feinde besetzten Hacienda's von San Juanico und el Jacal. Auch hier floh der Feind in wilder Hast und ließ die dort aufgehäuften Proviant- und Waffenvorräthe in den Händen der Kaiserlichen. Seit dem 14. März beschränkte sich der gewitzigte Feind, trotz fünffacher Ueberlegenheit, nur auf Geschützfeuer und Demonstrationen *). Das moralische Uebergewicht war jedenfalls auf Seite der Kaiserlichen. Trotz aller Erfolge konnte jedoch nichts Entscheidendes geschehen, da der Feind sich stets zurückzog und eine Verfolgung nicht räthlich schien; die Stadt durfte nicht von Truppen entblößt werden.

Die Tapferkeit und der Enthusiasmus der kaiserlichen Truppen konnte also nicht einmal ausgebeutet werden. Die Unmöglichkeit, den Feind zu vernichten, lastete schwer auf Jedem, denn Jeder begriff, daß

*) Hinsichtlich dieser, sowie der späteren Daten über die Vorgänge in Querétaro und Mexiko folgen wir den officiösen Angaben des Herrn von Montlong.

man nur einen unnützen Verzweiflungskampf kämpfe, daß es binnen Kurzem sogar zur Flucht, zum Durchschlagen zu spät werden würde.

Die Möglichkeit, sich auf letztere Weise zu retten, existirte noch sogar Ende März für den Kaiser; denn am 27. war es dem General Marquez gelungen, mit 1000 Reitern die Hauptstadt Mexico nach einem fünftägigen Marsche voll Gefahren und Scharmützel von Querétaro aus zu erreichen. Um so leichter wäre es daher für Maximilian gewesen, sich mit der ganzen Armee dahin Bahn zu brechen. — Aber das Verhängniß, welches über dem Kaiser waltete, wollte es nun ein Mal, daß er hartnäckig dabei blieb, in und um Querétaro die Entscheidung seines Schicksals zu erwarten; statt das für seine Lage weit wichtigere Puebla mit aller Macht zu vertheidigen, wodurch er sich die Rückzugslinie zum Meere offen gehalten hätte, zog er also vor, auf seinem verlorenen Posten im Norden zu bleiben und zu sterben.

Marquez ward vom Kaiser von Querétaro nach der Hauptstadt mit Generalvollmachten als Reichsstatthalter gesendet, um dem verrätherischen kaiserlichen Finanzminister in Mexico den Proceß zu machen, und dessen Portefeuille dem General S. Santiago Vidaurri zu übergeben, sodann das von Porfirio Diaz hart bedrängte Puebla zu entsetzen und schließlich Verstärkung, Geld und Munition nach Querétaro zuführen zu lassen, worauf ein Hauptschlag gegen den Feind ausgeführt werden sollte.

Der elende Marquez rechtfertigte jedoch das große Vertrauen, das der Kaiser auf ihn gesetzt, nicht im mindesten. Statt in Eilmärschen Puebla auf dem kürzesten Wege zu erreichen, sich zwischen die Forts und Cholula zu werfen, wodurch nicht nur Puebla entsetzt, sondern auch Porfirio Diaz zwischen die Colonne Marquez und die Truppen von Tehuantepec gedrängt worden wäre, zog Marquez es vor, ganz kleine Tagmärsche zu machen und noch 18 Leguas von Puebla entfernt, gänzlich stehen zu bleiben. Er hatte über 4000 Mann geschulter Truppen bei sich, darunter sämmtliche Fremdentruppen, nämlich all jene Ueberbleibsel der österreichischen, belgischen und französischen Fremdenlegion, welche nicht in ihre Heimat zurückgekehrt waren.

Während nun der erbärmliche Marquez ganz gemächlich der Ruhe pflegte, fiel Puebla am 2. April (1867); der tapfere Held machte auf diese Nachricht rechtsum. Am 8. April erreichte er San Lorenzo, wo er erwartete, daß ihm Porfirio Diaz eine Schlacht anbieten würde, aber dieser beschränkte sich kluger Weise darauf, den Kaiserlichen von

den Höhen von Otumba, deren Besetzung Marquez gänzlich außer Acht gelassen, durch wohlgezielte Granatenschüsse großen Schaden zuzufügen. —

Marquez, immer mehr in die Enge getrieben, stahl sich aus seiner höchst fatalen Position in San Lorenzo bei Nacht und Nebel glücklich davon und suchte Texcuko zu erreichen.

Der Weg von San Lorenzo nach Texcuko führt ungefähr 4 Leguas in der Ebene, dann über die Grenzgebirge des Valle de Mexiko, welche fast unwegsam und gleich im Anfang von einer mehr als 100 Klafter tiefen Barranca mit senkrechten Abfällen abgesperrt sind. Ueber diese Untiefe führte eine für den Train unpraktikable Brücke.

Bei Ankunft vor dieser Barranca war Marquez wegen der zerstörten Brücke genöthigt, sein sämmtliches schweres Geschütz nebst allen Wägen und Munition in den Abgrund zu werfen. Drei gezogene Kanonen fielen jedoch dem Feinde in die Hände, da zu ihrer Unschädlichmachung keine Zeit mehr übrig blieb, denn die feindliche Cavallerie griff mit aller Heftigkeit an und es begann eine solche Verwirrung, daß das 10. Linien-Bataillon sich ergab und theilweise sogar auf die eigenen Offiziere feuerte.

Dieser Umstand, sowie die furchtbaren Explosionen, welche die in den Abgrund geschleuderten Munitionskarren verursachten, das Heulen der Schwerverwundeten, welche zurückgelassen werden mußten und sicher waren, von dem erbitterten Feinde niedergemetzelt zu werden, die heftige Verfolgung, die grenzenlose Unordnung, welche die der Colonne folgenden Soldatenweiber durch ihr Angstgeheul und durch ihr Drängen nach der Mitte der Colonne anrichteten, — alles dies brachte eine vollständige Demoralisation unter den an der Spitze marschirenden Mexikanern umsomehr hervor, als Marquez und sein Compadre, der Generalstabschef Andrade, gänzlich den Kopf verloren hatten.

In dieser allgemeinen Verwirrung übernahm das Regiment Hammerstein die Deckung des Rückzuges. Einige hundert brave Mexikaner schlossen sich an die wackere fremde Truppe an, welche Oberst Kobolich mit Umsicht und Energie commandirte und dem heftig nachdrängenden Feinde Schritt für Schritt das Terrain streitig machte.

Auf den Höhen von Texcuko angelangt, sprengte plötzlich Marquez, der sich stets an der Tête der Fliehenden hielt, mit einer Escorte von 150 Reitern in gestrecktem Galopp davon, seine Truppe nunmehr gänzlich im Stiche lassend.

Diese feige Flucht löste den letzten Rest von Ordnung auf, welche bisher das heldenmüthige Benehmen der fremden Truppen und ihrer Führer zusammengehalten hatte.

Da der feige Oberst Mosso, Commandant der Cazadores a caballo seinem würdigen Landsmanne und Protector Marquez nachgefolgt war, übernahm Major Csizmadia den Befehl über diese Truppe und bildete mit Hilfe des Rittmeisters See die Arrièregarde, um die wilde Flucht, die immer allgemeiner wurde, zu decken und den Offizieren, welche mit Revolver und Säbel ihre Leute zum Stehen zu bringen versuchten, die nöthige Zeit zu verschaffen. — In der That gelang es diesen braven Offizieren in der Nähe von Texcuko etwa 1500 Mann zu sammeln und zu ordnen, bis die Arrièregarde, welche den unermüdlich nachsetzenden Feind in respektvoller Entfernung zu halten wußte, nachrückte. —

Nun wurde die Colonne geschlossen und über Iepajalapa und Mejicalzingo nach Mexiko geführt, eine sehr schwierige Aufgabe, da auf dem noch 14 Leguas langen Wege um den See jedes Dorf feindlich gesinnt war und die Colonne bis 3 Uhr Früh beständig im Feuer blieb.

Die fremden Truppen hatten der deutschen Waffenehre mehr als Genüge gethan; sie büßten im Ganzen ein Dritttheil ihres Standes ein, das wackere Jägerbataillon Baron Hammerstein sogar mehr als zwei Drittel. Oberstlieutenant Baron Hammerstein, Major Baron Vesque, die Capitäne Baron Rauscher und Sutter, so wie Rittmeister See zeichneten sich besonders durch kaltblütige Unerschrockenheit und cameradschaftliches Zusammenwirken aus.

Hauptmann Rumpelmair und zwei Offiziere fielen bei heroischer Vertheidigung ihrer Geschütze. Lieutenant Malachowski von den Hußaren erlag bald seinen Wunden, ebenso Rittmeister Titus Ritter von Jordan der Cazadores a caballo.

Dreißig Leguas waren in 27 Stunden ohne Rast, ohne Nahrung zurückgelegt worden, über Gebirge und Seen, mit allen Terrainhindernissen kämpfend, unaufhörlich dem Feuer ausgesetzt und noch dazu schmählich im Stiche gelassen von ihrem Oberbefehlshaber, dem erbärmlichen Wichte Marquez.

Eine eigentliche regelmäßige Verpflegung gab es bei der kaiserl. mexik. Truppe unter Marquez nicht; es wurde von der Hand in den Mund gelebt, hie und da ein Paar Tage gepraßt, dann wieder eine Woche

gehungert. Die Verwundeten und Kranken entbehrten jeder Behandlung und Obsorge, denn das Sanitätspersonale bestand fast durchgehends aus Quacksalbern, welche höchstens einen Aderlaß oder ein Pflaster zu appliciren wußten. — Auf die Conservirung der Pferde und Maulthiere wurde gar kein Werth gelegt und viele Geschütze mußten blos aus Mangel an Zugthieren, welche man im wahren Sinne des Wortes, oft sogar ohne alle Noth, verhungern ließ, stehen gelassen werden. — Die Artillerie befand sich überhaupt in dem allermiserabelsten Zustande, denn nicht nur, daß an Bedienungsmannschaft großer Mangel herrschte und es an Vormeistern gänzlich fehlte, hatte man, um die Verwirrung voll zu machen, bei dem Marquez'schen Corps vier ganz verschiedene Geschützsysteme in Anwendung und die vorhandene Munition paßte zumeist zu gar keinem!

Auf diese klägliche Weise endete die Expedition zur Entsetzung Puebla's. Der wichtige, entscheidende Trumpf, welchen Kaiser Max damit ausgespielt, war verspielt!

Der Spitzbube Marquez ließ sich jedoch durch die Schmach, die er durch seine feige Flucht auf sich geladen, nicht besonders anfechten. Er nahm sein ehemaliges Metier als Straßenräuber wieder auf, wenn auch unter anderer Form und im schändlich mißbrauchten Namen seines Kaisers. Er setzte nämlich zu seinen Gunsten in der Hauptstadt die gewaltthätigsten, unerhörtesten Erpressungen in die Scene und schob, während seine Truppe an Allem den bittersten Mangel litt, das Blutgeld in seine Taschen.

Der Ruf der Schandthaten des Schurken Marquez drang sogar zu den Ohren des Kaisers, der jetzt wohl zu spät erkennen mochte, welche Hyäne er zum Reichsstatthalter ernannt hatte; der nachfolgende Brief gibt hiervon Zeugniß; er lautet:

„Querétaro, 3. Mai 1867.

„Herr General Marquez!

„Nachdem ich lange Zeit ohne irgend welche Nachrichten aus der Hauptstadt gewesen, habe ich gleichzeitig von verschiedenen Seiten Mittheilungen empfangen, die meine Gefühle tief verletzen. Sie nehmen Bezug auf Verhältnisse, von denen wir, schon um der Würde unseres Thrones willen, gewünscht hätten, daß sie niemals an die Oeffentlichkeit gelangt wären.

„Als Sie nach der Hauptstadt abreisten, wurden Sie auf Ihr

Begehren mit Vollmachten bekleidet, welche ausreichend waren, um eine ansehnliche Truppenzahl auf die Beine zu bringen, die Sie, nebst den von uns benöthigten Geldmitteln, diesem Platze zur Unterstützung zuführen sollten. Allein entgegen unseren Weisungen hatten Sie zaudernd eine verspätete Bewegung unternommen, die der belagerten Stadt Puebla gar keine Hilfe gebracht und Ursache des Verlustes der einzigen regulären Streitmacht, welche Sie in's Feld stellen konnten, gewesen ist, und dies in Folge der Unordnung und des Mangels an Geschicklichkeit, die sich bei Ihrem Rückzuge, der alle Zeichen einer regellosen Flucht an sich trug, kundgaben.

„Ich ziehe es vor, für jetzt zu schweigen von dem Schrecken und der Bestürzung, die Sie dazu vermocht haben, mit den Liberalen wegen bedingungsweiser Uebergabe der Hauptstadt zu verhandeln. Ich möchte auch den Haß, den Sie durch Ihre Bedrückungen und grausamen Maßregeln, welche die Geschichte niemals zu unseren Gunsten deuten wird, gegen das Kaiserreich hervorgerufen haben, am liebsten mit Stillschweigen übergehen. Derartige Handlungen haben ihr unvermeidliches Ergebniß zur Folge gehabt. Nicht allein die öffentliche Meinung ist gegen uns eingenommen, sondern sogar unsere besten Freunde, wie die Generale Vidaurri, de la Portilla, Espejo und Andere, weigern sich, an der Verantwortlichkeit für solche Ausschreitungen theilzunehmen.

„Und während in der Hauptstadt alle gesellschaftlichen Interessen durch die Erpressungen gefährdet sind, zu denen man gegriffen hat, um sich Geld zu verschaffen, das hernach unnütz vergeudet wurde — wodurch man bei der öffentlichen Meinung den Eindruck hervorrief, daß es zu verbrecherischen Zwecken gedient habe — kämpft die heldenmüthige Armee, welche diesen Platz vertheidigt, mit dem Hunger und fehlt es ihr an Schießbedarf, während die aus den eingeschmolzenen Kirchenglocken erzeugten Geschosse nutzlos verloren sind. Auf solchem Wege muß freilich das Kaiserthum zu Grunde gehen, denn in der Zeit, in welcher wir leben, erweisen sich nur die politischen Institutionen, welche den Völkern Nutzen bringen, als lebensfähig.

„Unser persönliches Bewußtsein indessen ist ein ruhiges, in Anbetracht, daß wir vor keinerlei Opfer zurückgeschreckt sind und nichts verabsäumt haben, was zu vollbringen irgend möglich war. Das unbegrenzte Vertrauen, welches wir in die uns umgebenden hervorragenden Männer gesetzt haben, und der Gebrauch, den jeder von ihnen von

diesem Vertrauen macht, werden die Grundlagen sein, auf welche die Geschichte ihr Urtheil über unsere Haltung stützen wird. Und was uns betrifft, so lehnen wir jedwede Verantwortlichkeit an was immer für einem Acte von Gewaltthätigkeit oder widerrechtlicher Handlungsweise von uns ab, und werden zu einem solchen weder jemals ermächtigen, noch ihn nachträglich gutheißen.

Maximilian."

Zum Schlusse dieses Capitels dürfte die Schilderung, welche ein höchst achtbarer französischer Offizier, Alexander de Stamir von Marquez liefert, ganz am Platze sein. Monsieur de Stamir, sagt: „Ich habe während sechs Monaten ununterbrochen in der Terra Caliente neben dem mexikanischen General Marquez gestanden und hatte also Gelegenheit, den Charakter dieses Mannes, der in jüngster Zeit eine so traurige Rolle gespielt, zu studiren. Marquez ist schwächlich, klein, sein Antlitz so häßlich, daß es beinahe Ekel einflößt; seine Gesichtsfarbe ist verbrannt; er geht schwer, da ihm ein Wagenrad einmal die Hüfte zerbrochen. Sein Gesicht glänzt stets von Schweiß, was selten ist bei einem Landes-Eingeborenen; im Uebrigen verwendet er auf seine Person keine Sorgfalt. Im Lager von Soledad oder La Pulga habe ich oft sein Zelt besucht, das er aus Furcht vor einem Ueberfall der Juaristen stets von einem Piquet Soldaten bewachen ließ. Neben seinem Bette bemerkte man einen langen, reich geschmückten Degen, der Karl XII. angehört haben soll. Marquez ist feige; er erblaßte und zitterte wie ein Kind. Der Bataillons-Chef Munier von der Fremdenlegion, ein Tapferer, sah sich oft in die harte Nothwendigkeit versetzt, ihm den Mangel an Energie vorzuwerfen. Selbst Oberst Dupin, der damals die Contre-Guerillas commandirte, hat sich wiederholt geweigert, mit ihm zu marschiren; die ganze Armee verabscheute ihn. Das Einzige, worauf Marquez sich verstand, war das Pistolenschießen, in dem er sich eine seltene Fertigkeit angeeignet; seine Grausamkeit gab mir Gelegenheit, das selbst zu beurtheilen. Seine Soldaten hatten einmal in einem Treffen einen Gefangenen gemacht; es war ein junger Mensch, höchstens 18 Jahre alt. Marquez ließ ihn vorführen und befahl auf der Stelle, daß er als Vaterlandsverräther erschossen werde. Er gestattete ihm nur eine Stunde Frist zu einer religiösen Vorbereitung auf den Tod. Der Pfarrer von Soledad hörte seine letzte Beichte. Während dessen ließ der General die Truppe in Schlachtordnung auf-

stellen und suchte zehn Mann aus, um das Todes-Peloton zu bilden. Alsbald wurde der Gefangene, das Antlitz voll Thränen — er dachte wahrscheinlich an seine Mutter — vorgeführt, unterstützt von seinem letzten Freunde, dem Priester, und sofort waren zehn Gewehrläufe bereit, das Todesgeschoß auf ihn auszuspeien, auf Befehl eines Lieutenants, der „Schlagt an!“ commandirte. Auf dieses Commando fiel ein Schuß, und das Opfer stürzte todt hin. Der Offizier hatte den Degen noch nicht erhoben, zum Zeichen, daß gefeuert werden sollte. Marquez selbst hatte auf sechszig Schritte Distanz, in seiner Blutgier bestrebt, dem Unglücklichen noch die letzte Sekunde seines Lebens zu rauben, geschossen. Die Soldaten hoben die Leiche auf; die Pistolenkugel war durch das linke Auge gedrungen. Die Verbrechen, welche Marquez seit der Heimkehr unserer Truppen begangen, sind, wie mir ein vor einem Monate aus Vera-Cruz zurückgekehrter Freund mittheilte, unerhört; nichts konnte die Wuth dieses Besessenen bändigen. Er erwürgte Alles, was Waffen zu tragen fähig war; befahl seinen Soldaten zu plündern, zu zerstören, zu mordbrennen, Frauen zu schänden und zu morden.“

Und ein solches Scheusal priesen die „Schwarzen“ als ein frommes löbliches Werkzeug ihrer Sache, als einen Vertheidiger der Kirche und der Religion!

IX.

Mutterherz.

Wir wenden nun von diesem widrigen Bilde den Blick ab, um in der Villa Schwarzenfels in Mexiko dem Empfange des Bräutigams, welchen Stanglhuber ganz unvermuthet in's Haus gebracht, beizuwohnen.

Der Baron und Zoraïde befanden sich im kleinen Salon, als Stanglhuber, seinen neuen Freund Osman-Bey an der Hand nach sich ziehend, ohne Umstände eintrat.

„Miß Alice nicht hier?“ frug Stanglhuber, sich im Gemache ringsum sehend, und vergaß darüber ganz und gar die Anwesen-

den zu grüßen, so sehr beschäftigte ihn in diesem Augenblicke der Gegenstand seiner Frage.

Schwarzenfels sah seinen Freund sehr erstaunt an und wollte eben über seine sonderbare Manier, einen Fremden einzuführen, eine Frage stellen, als Zoraïde, welche den äußerst verlegenen und beklommenen Osman-Bey einen Augenblick scharf fixirt hatte, einen Schrei der Ueberraschung ausstieß.

„Bei Gott!“ rief die Dame und sprang vom Fauteuil auf, „das ist ja mein Neffe, Osman-Bey; ja, ja, er ist's. Ich erkenne ihn trotz seiner Verkleidung, und ungeachtet ich ihn wohl seit zehn Jahren nicht mehr sah.“

„Ich bin es in der That, theuerste Tante,“ entgegnete der Muselmann, der mit exquisiter europäischer Höflichkeit die Hand der Sprecherin ergriff und selbe mit Innigkeit küßte.

„Ei, das wäre!“ sagte der Baron in die Hände klatschend, „ich dachte, Sie nicht sobald persönlich kennen zu lernen, und es freut mich daher um so herzlicher, daß es schon heute geschieht. — Sie werden uns doch nicht mehr verlassen?“

„Wenn Sie, Herr Baron, und meine gute Tante es gestatten, nie, nie mehr!“ erwiderte Osman-Bey rasch und mit Betonung, dabei Stanglhuber einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend.

„Das läßt sich hören!“ fiel der Baron jovial ein und schüttelte herzhaft die Hand seines Gastes, „jetzt aber, mein lieber Franz, schaffe schnell Alice zur Stelle; Du wirst sie im Garten mit Elvira treffen. Sie wird sich vielleicht auf ihren Vetter gar nicht mehr erinnern.“

„Das ist sogar wahrscheinlich,“ bemerkte Zoraïde, „denn es sind, wie gesagt, über zehn Jahre verflossen, seit ich Osman in Constantinopel das letzte Mal sah, und damals war Alice noch ein ganz kleines Mädchen. — Ich bin wirklich neugierig, welche Augen mein Töchterchen bei ihrem Eintritte machen wird, und ich möchte daher Monsieur François gebeten haben, uns diesen kleinen Spaß nicht durch voreiliges Ausschwätzen zu verderben.“

Monsieur François war so unartig, statt aller Antwort in ein helllautes Lachen auszubrechen, und auch Osman-Bey hatte alle Mühe ernsthaft zu bleiben.

„Ist denn dieser Mensch närrisch geworden?“ murmelte der Baron kopfschüttelnd vor sich hin.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Alice, welche schon längst den geheimen Auftrag gegeben hatte, sie sogleich von der Rückkehr des Herrn Marchese de Lisboa in Kenntniß zu setzen, flog auf Osman-Bey's Hals zu, der, alle Etiquette vergessend, das geliebte Wesen mit beiden Armen umschlang und ihr einige sehr herzhafte Küsse aufdrückte, welche nicht minder feurig erwidert wurden.

„Donnerwetter!" rief, sich an Zoraïde wendend, der Baron, der seit einigen Minuten aus einem Erstaunen in das andere verfiel. „Donnerwetter! Ein so gutes Gedächtniß hätte ich Alice doch nicht zugetraut; auf der Stelle hatte sie ihren Vetter erkannt."

Zoraïde erwiderte nichts, aber ihr Mund verzog sich zu einem sonderbaren Lächeln über die treuherzige Einfalt ihres Freundes. Der Scharfblick des Weibes und der Mutter ahnte sogleich den wahren Sachverhalt. Ihre Züge verriethen deutlich, daß sie durch die gemachte Entdeckung keineswegs unangenehm überrascht werde.

Stanglhuber hielt es an der Zeit, die Situation endlich aufzuklären.

„Die Gedächtnißprobe, welche die Miß soeben abgelegt," warf er ruhig hin, „ist am Ende nichts so besonderes, denn so viel ich weiß, sind es ja erst sieben Wochen her, daß sich die jungen Leute zum letzten Male sahen."

„Nur keine unzeitigen Spässe, mein lieber Franz!" mahnte Schwarzenfels beinahe ärgerlich.

„Bitte sehr, Herr Baron, es handelt sich hier um etwas sehr Ernstes," betheuerte der Vertraute der beiden Liebenden, „um etwas sehr Ernstes, denn ich bin eigens nach Toluca geritten, um Ihnen und der gnädigen Frau, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Miß Alicen's Bräutigam vorzustellen."

Stanglhuber schloß seine Worte mit einer ceremoniösen Verbeugung, und deutete auf das anmuthige Paar, das, die Arme in einander fest verschlungen, in athemloser Spannung dem Ausspruche der beiden „Alten" entgegenharrte.

Sowohl der Baron als Zoraïde erhoben drohend ihre Finger gegen das „verrätherische" Kleeblatt, aber sie lächelten dabei still vergnügt vor sich hin, und als Zoraïde einen Blick auf ihren Freund geworfen, und in dessen Augen die gewünschte Antwort auf ihre stumme Frage las, ergriff sie die Hände der zwei jungen Leute, legte sie in

einander und sprach mit vor Freude und Rührung halberstickter Stimme: „Seid glücklich und möge Gott Euren Bund segnen, wie wir ihn segnen!“

„Ja, Gott segne Euch!“ wiederholte der Baron, gleichfalls tief ergriffen.

Eine lange, lange Pause, voll der erhabensten Weihe und des innigsten Glückes trat ein. Dieser Augenblick war zu schön, zu erhaben, zu wichtig, um ihn durch Worte zu profaniren.

Schwarzenfels war der Erste, der die stumme Scene wieder belebte. Er trat auf seinen wackeren Franz zu, und indem er demselben vertraulich auf die Schulter klopfte, sagte er halblaut: „Du abscheulicher Geheimnißkrämer, erzähle jetzt doch, wie denn eigentlich das ganze Arrangement hinter unserem Rücken vor sich ging.“

„Erzählen Sie, erzählen Sie,“ drängte auch Zoraïde und nahm auf dem Sopha Platz. An ihrer Seite ließ sich der Baron nieder, während vor Beiden Stanglhuber seine lange Gestalt aufpflanzte, denn er plauderte stets am liebsten, wenn er stehen und zeitweise ein paar Schritte auf- und abgehen konnte. — Alice und Osman kamen nicht weiter in Betracht; sie hatten sich soeben unbemerkt in den Garten hinab verloren, und wir dürfen uns nicht der Besorgniß hingeben, daß ihnen vielleicht die Zeit zu lang geworden ist.

Als Stanglhuber mit dem Berichte aller seiner Erlebnisse der letzten drei Tage zu Ende war, betasteten sowohl der Baron als Zoraïde wiederholt die Wechsel und Schätze, welche der Erzähler, während er gesprochen, allmälig ausgekramt hatte. — Seine Zuhörer lachten schließlich herzlich, als Stanglhuber abermals auf die exakte Art und Weise zu reden kam, in der er dem Herrn Major Cadenugo den noch schuldigen Rest abquittirt hatte.

Schwarzenfels wollte seinem Freunde durchaus das ganze Gut, das von ihm zurückerobert worden war, aufdringen. Stanglhuber weigerte sich aber, davon auch nur einen einzigen Piaster zu nehmen, und der Baron gab erst sein Drängen auf, als ihm Zoraïde in's Ohr flüsterte, daß sich diese Angelegenheit wohl seiner Zeit in Wien zur gegenseitigen Zufriedenheit werde abthun lassen.

Um nun rasch auf ein anderes Thema zu kommen, warf jetzt der Baron die Frage auf, was wohl mit dem Inhalte der Ledertasche, welche an der Seite des so elendiglich zu Grunde gegangenen Demetrius gefunden worden war, zu geschehen habe.

Zoraïde meinte etwas naiv, die herrenlose „Schatzkammer“

gehöre dem Finder, wogegen aber Stanglhuber sehr energisch protestirte, weil das gefundene Gut ein gestohlenes sei, und in seinem lebhaften Rechtsbewußtsein trug er keinen Augenblick Bedenken, die vollen Eigenthumsansprüche der ihm so verhaßten Fürstin zu vertheidigen, falls der Baron für jene Summe, um welche ihn einst seine erste Gattin auf verbrecherische Weise gebracht, keinen Ersatz beanspruchen sollte.

„Gott bewahre!“ versicherte Schwarzenfels mit düsterer Miene, „Gott bewahre, daß es mir je, noch dazu in meinen jetzigen glänzenden Verhältnissen, beifallen könnte, von Isabella auch nur einen Deut zu nehmen. Den Raub, den sie an mir beging, indem sie sich meine ganze Erbschaft von 120.000 Thalern aneignete, ist ohnehin das allergeringste ihrer zahllosen Verbrechen. — Ich werde ihr den ganzen Plunder da nach Warschau senden, wo sie sich, wie ich dieser Tage aus Briefen von Europa entnahm, aufhält und eines der ersten Häuser führt, denn sie hat von der russischen Regierung alle ihrem Gatten confiscirten Güter zurückerhalten.“

„Gegen die unbedingte Zurückgabe muß ich Einsprache erheben,“ rief Zoraïde mit einer bei ihr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Entschiedenheit, „dieser gesammte Schmuck mag eine halbe Million Francs werth sein, und ich müßte mich in dem Charakter jener Dame sehr irren, wenn sie für solchen Preis nicht zu einer kleinen Gegengefälligkeit bereit wäre.“

„Hm! laß hören, mein Engel!“ erwiderte der Baron nachdenklich.

„Sie soll um diesen Preis einen bindenden Revers ausstellen, daß sie für alle Zeiten auf Deine Person jeder weiteren Ansprüche entsagt,“ sagte Zoraïde heftig, und faßte krampfhaft den Arm des Baron, als fürchte sie in ihrer eifersüchtigen Aufregung den Mann ihres Herzens von seiner ersten Gemalin schon zur Stunde reclamirt zu sehen.

„Du hast Recht, mein Kind,“ entgegnete Schwarzenfels zustimmend, „wir werden uns nach Warschau begeben, und dort die Sache mit der Fürstin persönlich in's Reine bringen.“

„Das ist ein etwas kühner Gedanke,“ warf Stanglhuber kopfschüttelnd ein, „Sie vergessen, Herr Baron, daß Sie sich der russischen Gastfreundschaft in Sibirien entzogen haben — —.“

„Das ist ein längst überwundener Standpunkt, mein lieber Franz,“ lachte Schwarzenfels, „50,000 Rubel, die ich schon vor Jahren von San Francisco aus nach Petersburg an den „rechten Ort“

gesendet, brachten Alles in Ordnung, und damit Du vollkommen beruhigt bist, da lies dieses mir gestern zugekommene Dekret, das mich von Seite der . . . schen Regierung in Wien als Generalconsul accreditirt.

„Brrr!" schnurrte Stanglhuber und salutirte militärisch, als er das Dekret zurückgab, „also sind Sie, Herr Baron, wirklich unter die Diplomaten gegangen! Au weh!"

„Was will der Mensch machen!" erwiderte Schwarzenfels schmunzelnd und mit den Achseln zuckend, „bis jetzt bin nur ich immer von der Welt angeführt worden; kein Wunder, daß mich endlich die Lust anwandelt, in diesem Genre einmal activ statt passiv mitzuwirken."

„Ich will nicht hoffen," sagte Zoraïde lächelnd, „daß Deine diplomatischen Kunststücke der Zukunft etwa auch auf mich Anwendung finden werden."

„Jeder gute Schauspieler übt seine Rolle zu Hause ein, und nicht erst auf der Bühne," entgegnete der Baron mit komischem Pathos.

„Dann will ich wenigstens immer Dein Souffleur sein, damit ich weiß was Du spielst. Gedenkst Du vielleicht auch Liebhaberrollen zu übernehmen?"

„Ganz gewiß, meine Theuerste, aber ich werde diese Gattung von Rollen nur auf meinem Haustheater, und mit Dir allein in die Scene setzen."

„Den Zweien da unten," warf Stanglhuber ein, der an einem der großen Fenster nach dem Garten stand, und Alice und Osman sich der Terrassentreppe nahen sah, „den Zweien da unten wäre es gewiß lieber, wenn Sie, Herr Baron und die gnädige Frau recht bald als „ehrwürdige Eltern" auftreten, und den dritten Act mit der Vermälung je eher desto lieber abschließen würden."

„Oh nein!" entgegnete Schwarzenfels bestimmt, „hinter dem Rücken der Mutter eine Liebschaft anknüpfen, und die ganze Affaire über ein Jahr geheim halten, ist und bleibt ein Unrecht, das Strafe verdient. Ich proponire daher, daß die jungen Leute erst an dem Tage getraut werden sollen, an welchem ich meiner innigst geliebten Zoraïde die Hand reiche, nämlich im Juni dieses Jahres, nachdem wir dem Emir unsere Visite abgestattet haben."

„Victoria!" jubelte das Brautpaar, das an der Thüre gelauscht hatte.

„Diese Anordnung stimmt vollkommen mit meinen Wünschen überein," bemerkte Zoraïde, als der Sturm der Freude, in den

XIX.



(Seite 160)

Alice und Osman ausgebrochen waren, sich etwas gelegt hatte, „es würde meinen armen Vater bitter kränken, wenn er vielleicht aus unserem Munde erfahren müßte, daß auch sein Neffe Osman dem Glauben des Propheten untreu geworden ist. Es wird also besser sein, daß seine Taufe erst nach unserem Besuche in Damaskus stattfindet.“

Ein großes Geräusch wurde plötzlich vom Garten her hörbar. — Stanglhuber eilte auf die Terrasse hinaus, um zu sehen was es gebe; die übrigen folgten ihm unverzüglich nach.

„Alc potom!“ schrie ein Mann in der Livrée des Baron, und suchte einem jungen Menschen eine Pistole im wüthenden Ringen zu entwinden, „satreccne, gib ich eins auf Kup Ihriges, wenn's nicht gleich aufhören mit Dummheiten sulchene dolkete. — Auslassen Pistolen verflixte, auslassen.“

Statt aller Antwort versuchte aber der junge Mann, welchen der Diener von rückwärts mit beiden Armen umschlungen hielt, die Mordwaffe an sein Herz zu setzen, um seine selbstmörderische Absicht auszuführen. — Der Schuß ging auch wirklich los, aber Dank der Energie und Geistesgegenwart des Dieners, der mit der linken Hand rechtzeitig einen Schlag führte, blieb der hartnäckige Selbstmörder völlig unverletzt, dagegen streifte die Kugel die Wange seines Retters nicht unbedeutend.

„Wie, Sie, Sie sind es, Gonzales,“ rief Stanglhuber, der in langen Sätzen herzugeeilt war, im höchsten Erstaunen.

Es war wirklich der unglückliche Liebhaber und — Bruder der armen Estefania. Um diese noch einmal unbemerkt von der Ferne zu sehen, hatte er sich in den Garten des Baron versteckt und seit vielen Stunden hinter der Mauer, von Gesträuchen verborgen, auf den Moment gelauert, wo das Mädchen im jenseitigen Parke auf und abwandeln würde. — Estefania erschien wirklich. Gonzales wagte kaum zu athmen, um nicht seine Gegenwart zu verrathen. Scham und Reue hielt ihn hiervon ab, und seine Reue steigerte sich zur Verzweiflung, als er das Opfer seines Leichtsinnes seit wenigen Tagen zu einer wahren Jammergestalt abgehärmt, wie eine Leiche mit gerungenen Händen auf- und abwandeln sah. Das arme Mädchen glaubte sich hier in der einsamen Laube, die Zeuge ihrer Sünde gewesen, ganz unbeachtet, und ließ ihren bitteren Thränen freien, ungehinderten Lauf.

Gonzales hatte es sich zugeschworen Estefania für immer zu meiden. Heute wollte er sie zum letzten Male in seinem Leben sehen

und dann hinausstürmen in die weite Welt, um je eher, je lieber den heißbegehrten Tod zu finden.

„Ach wie schön ist sie, wie sehr liebe ich sie noch immer," seufzte Gonzales stille vor sich hin, und mit seinen Blicken verschlang er das arme Mädchen, das kaum zehn Schritte von ihm entfernt war. Er konnte jedes Wort verstehen, das Estefania's Lippen im Selbstgespräche entschlüpfte.

„Furchtbar, furchtbar!" stöhnte endlich Estefania, ganz unbewußt ziemlich laut, denn sie war immer mehr in Affekt gerathen, „entsetzlich! Nicht länger kann ich mehr zweifeln — ich bin Mutter und der Vater meines Kindes ist mein Bruder — — —."

Gonzales schauderte an allen Gliedern, seine Haare stiegen zu Berge, der Schlag seines Herzens stand stille und in seinem Gehirne jagte und tobte es durcheinander wie im wilden Hexentanze. — Diese entsetzliche Kunde hatte er nicht erwartet.

„Meine Uhr ist abgelaufen!" lallte der Unglückliche vor sich, und wankte von der Mauer hinweg nach dem Innern des Gartens, „ich muß es mir selbst unmöglich machen, je mein Kind, das Kind meiner Schwester zu schauen."

Nach diesen Worten zog Gonzales eine Pistole aus dem Gurte. In diesem Augenblicke war es, wo ihn Wenzel Skrcicek gewahrte, und aus allen Kräften an dem beabsichtigten Selbstmorde zu hindern suchte.

Gonzales gab jeden weiteren Widerstand auf, als er Stanglhuber, seinen ehemaligen Kriegskameraden, gewahrte, jedoch murmelte er mit dem Ausdrucke des Trotzes und des Unwillens vor sich hin: „Was ich jetzt nicht thun konnte, wird vielleicht in einer Stunde möglich sein."

Auch der Baron und Zoraïde waren inzwischen nahe getreten. Beide versuchten, gleich Stanglhuber, den jungen Mann zu beruhigen und aus ihm die Ursache herauszubringen, welche ihn zu einem so verzweifelten Schritte gebracht haben mochte. — Aber Gonzales stieß nur mehr einzelne, unverständliche Worte aus, zuckte zeitweise heftig zusammen und wäre endlich zu Boden getaumelt, wenn ihn nicht der Baron und Franz rechtzeitig aufgefangen hätten. — Beide schleppten dann den Ohnmächtigen hinauf in ein Zimmer. — Der schnell herbeigeholte Hausarzt des Baron erklärte, daß der Besinnungslose an einer sehr bedenklichen Alteration seines ganzen Nervensystems leide und

möglicher Weise nach seinem Erwachen sogar ein Anfall von Tobsucht eintreten werde.

Stanglhuber nahm nun Wenzel ins Verhör und ließ sich von diesem alle Nebenumstände ausführlich erzählen. — Der Diener sagte, daß er schon in jenem Augenblicke Gonzales bemerkt habe, wo derselbe sich über die rückwärtige Mauer in den Garten schwang. Da er aber in dem Eindringlinge einen alten Bekannten seiner Herrschaften erkannte, beobachtete er ihn aus bloßer Neugierde und kam dadurch bald zu dem Schlusse, daß es der junge Herr auf Señorita Estefania im Garten nebenan abgesehen habe.

„Es muß in unserem Nachbarhause etwas ganz Besonderes vorgefallen sein," meinte Schwarzenfels, der nebst Zoraïde der kauderwelschen Erzählung Wenzels zugehört hatte, „schade, daß wir nicht mit der Familie näher bekannt geworden sind, eigentlich uns um sie noch gar nie gekümmert haben."

„Das Versäumte soll sogleich nachgeholt werden," bemerkte Zoraïde, „ich werde mich auf der Stelle hinüberbegeben; wie wir wissen, ist Gonzales mit den Malpica's innigst befreundet und sein jetziger Zustand macht es uns sogar zur Pflicht, unseren Nachbar davon zu verständigen, zumal, wie man spricht, Don Pedro Altamira aus Mexiko verschwunden ist." —

Zoraïde traf Estefania allein zu Hause. Ihre saubere Mama hatte sich aus Eifersucht auf ihre leibliche Schwester plötzlich wieder nach Celaya begeben und der gute Don Malpica, der sich selbst steif und fest einredete, daß sein Herzblättchen aus purer Schwesterliebe sich unter den jetzigen Verhältnissen so vielen augenscheinlichen Gefahren aussetze, ließ es sich diesmal nicht nehmen, sein treues Täubchen zu begleiten. Einer alten Duenna fiel die Aufgabe zu, bei Estefania die Rolle einer garde de dame zu spielen.

Estefania brach in ein herzbrechendes Schluchzen aus, als sie um Gonzales bedenklichen Zustand erfuhr. Nachdem sie sich sattsam ausgeweint, betrachtete sie lange und sinnend Zoraïde, welche ihr unbegrenztes Vertrauen einzuflößen schien. — Endlich rückte das arme Mädchen schüchtern mit einigen Andeutungen heraus. Stunden vergingen und als endlich Zoraïde, selbst höchst ergriffen, ja bestürzt Estefania mit dem Versprechen verließ, täglich zu kommen, wußte sie um alle, alle Geheimnisse ihrer jungen Freundin. —

Während Zoraïdens Abwesenheit hatte an Gonzales' Krankenlager ein wichtiges, erfreuliches Ereigniß stattgefunden.

Nach einer kurzen Unterredung, welche der Baron mit dem Arzte gehalten, war Alice gebeten worden, die wahnsinnige Elvira herbeizuholen. — Sanft und folgsam, wie immer, ließ sich Elvira, welche zu Alice eine so große Zuneigung gefaßt hatte, daß sie immer lachte und wie ein Kind in die Hände schlug, sobald sie ihrer liebevollen Gefährtin ansichtig wurde, in das Krankenzimmer führen. — Hier aber begann Elvira plötzlich sehr unruhig zu werden; ihr Blick haftete starr auf den Bettvorhängen, welche den noch immer bewußtlosen Gonzales den Blicken entzogen.

Der Baron gab ein Zeichen und in einem Nu flogen die gedachten Bettvorhänge auseinander und das bleiche abgehärmte Antlitz Gonzales wurde sichtbar.

Elvira stieß einen furchtbaren, gellenden Schrei aus. Sie hatte das Gesicht des jungen Mannes erkannt, den sie vom Pavillon aus schon seit so langer Zeit und so oft mit instinctiver Aufmerksamkeit im Nachbargarten beobachtet hatte; jene entsetzliche Nacht, wo dieser junge Mann mit einem anderen Manne, der ihrer Erinnerung so nahe stand, im blutigen Zweikampfe sich zerfleischte, wo schon in der nächsten Sekunde ohne ihre gespensterhafte Dazwischenkunft ein röchelnder Leichnam mit seinem Blute den Boden getränkt haben würde, tauchte in ihrer Seele auf.

„Er ist todt!“ kreischte Elvira und raufte ihre Haare.

„Nein, Dein Sohn lebt und wird leben, Elvira!“ rief der Baron mit Energie und ergriff die Wahnsinnige am Arme.

„Mein Sohn, mein Sohn!“ schrie Elvira und fuhr mit beiden Händen nach der Stirne, die sie krampfhaft preßte als wollte sie auf eine dunkle, unklare Erinnerung sich besinnen.

„Ja, es ist Dein Sohn,“ wiederholte Alice, führte Elvira zum Krankenlager und legte Gonzales' von Fieberhitze glühende Hand in jene der Wahnsinnigen.

Elvira's sonst so todtenbleiches Antlitz wurde purpurroth, ihre Augen belebten sich und mit Festigkeit haftete ihr noch kurz zuvor irrer, unsteter Blick auf dem bewußtlosen Kranken. Ein heller, leuchtender Blitz der Erinnerung flammte durch ihr Gehirn und mit dem Schreie: „Ja, ja, es ist mein Sohn!“ stürzte sie ohnmächtig zu Boden. Das Mutterherz hatte in ihr gesprochen, das Mutterherz hatte die Nacht ihres Geistes bezwungen.

Ein heftiger Blutstrom quoll aus Elvira's Mund und Nase.

„Das erspart einen tüchtigen Aderlaß!“ sagte der Arzt phlegmatisch, „die Gefahr eines Schlaganfalles hat sich von selbst beseitigt, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die Dame jetzt wirklich hergestellt werden.“

X.

Unter dem Galgen.

Als Zoraïde von ihrem langen Besuche bei Estefania zurückkam, ließ sie sogleich den Baron, ihre Tochter, Stanglhuber und Osman Bey auf ihr Zimmer laden, um über das, was sie gehört und gesehen, großen Rath zu halten. Zoraïde wies schließlich auch Mazzaredo's Brief vom Jahre 1848, welchen ihr Estefania anvertraut hatte, vor.

Dieser Brief spaltete die Rathschlagenden in zwei Parteien. — Zoraïde und Alice sträubten sich fast leidenschaftlich dagegen, daß jene unheilvollen Zeilen einen klaren Schuldbeweis wider die arme Elvira abgeben, während Schwarzenfels und Osman Bey achselzuckend meinten, es dürfte sehr schwer fallen, das geschriebene Bekenntniß Mazzaredo's anders zu deuten, als es wörtlich zu lesen war. Die beiden standhaften Verfechterinnen von Elvira's Unschuld hatten übrigens einen um so schwierigeren Stand, als man jetzt von Don Altamira's bisher so unerklärlicher Handlungsweise die Motive ganz gut begriff und die Voraussetzung gerechtfertigt war, daß der beleidigte Gatte ohne wirkliche Ueberzeugung von der Schuld seiner Gattin gegen den jungen Menschen, der vor der Welt als sein Sohn galt, nicht mit solch' raffinirter Grausamkeit gehandelt haben würde.

„Und ich bleibe dennoch dabei,“ rief Zoraïde trotz aller gewichtigen Gründe, die wider ihre Ansicht sprachen, „ich bleibe dabei, Elvira ist unschuldig und es waltet hier blos ein unseliger Verdacht ob.“

„Und Du, François, was meinst Du?“ frug nun der Baron mit Spannung Stanglhuber anblickend, der bisher eine ganz neutrale Haltung beobachtet, aber sehr aufmerksam den zuletzt mit einiger Heftigkeit sich bekämpfenden Parteien zugehört hatte.

„Es handelt sich hier nicht blos um die Ehre Elvira's," erwiderte der Interpellirte bedächtig, „sondern auch mit Rücksicht auf die Avancen, welche das Verhältniß zwischen Gonzales und Estefania leider gemacht, um Dinge von hoher practischer Bedeutung für diese beiden jungen Leute. — Gegen Elvira spricht jedenfalls der Schein, aber auch nur der Schein." —

„Bravo, bravo, François!" unterbrachen die zwei Damen enthusiastisch den Sprecher.

„Ich bitte mich ausreden zu lassen, meine Herrschaften," fuhr Stanglhuber phlegmatisch fort, nicht im mindesten durch den ihm gespendeten Beifall bestochen, „also, wie gesagt, wider Elvira spricht der Schein und wir besitzen zur Stunde keinen einzigen positiven Anhaltspunkt, um die unglücklichen jungen Leute zu überzeugen, daß sie keine Geschwister sind und darin liegt, wie ich glaube, der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit."

„Das ist wahr!" murmelten beide Parteien zustimmend.

„So aber Gott will," nahm Stanglhuber nach einer Pause wieder das Wort, „wird es mir vielleicht gelingen, in Mexiko, bevor ich dasselbe für immer verlasse, noch ein gutes Werk zu thun, nämlich die Schuldlosigkeit Elvira's wirklich zu beweisen und dadurch auch Gonzales und Estefania nicht nur die innere Ruhe sondern auch ihr gestörtes äußeres Glück wiederzugeben."

„Wie willst Du denn dies nur anfangen, mein Freund?" sagte Schwarzenfels etwas ungläubig, „kannst Du vielleicht hexen?"

„Die Vorsehung," entgegnete Stanglhuber ernst, „liebt es mitunter, Wohlthaten, die man seinem Nächsten erwiesen, auf eine merkwürdige Art zu lohnen und so wird, ich hoffe es, auch unser Wenzel ein unbewußtes Werkzeug der Güte Gottes sein. Wie Sie, meine Herrschaften, ohnehin wissen, hat der arme Teufel, an den mich schon seit Jahren eine große Zuneigung fesselte, ziemlich lange Zeit in einem Indianerdorfe im Campanariogebirge verlebt, nachdem wir ihn nicht ohne Mühen und Gefahren in Puebla vom Tode retteten. Wie Sie ferner wissen, hat er dort den Ehestand auf eine eben nicht sehr angenehme Weise verkostet, aber neu dürfte es Ihnen sein, denn erst vor wenigen Tagen hat es mir Wenzel eingestanden, daß der verliebte Mensch, welcher der Reize seiner rothhäutigen Frau bald überdrüssig geworden war, mit der Mulattin Anita in dem nahen Huitzlo, jenem fatalen Orte, wo wir Miß Alice den Händen der Fürstin entrissen, eine sehr

intime Bekanntschaft cultivirte, die ihm von Seite des Negers Basileo gewiß große Unannehmlichkeiten zugezogen haben würde, falls derselbe nur die Untreue seiner übrigens sehr häßlichen Gattin erfahren hätte. — Nun, zur Hauptsache — Anita erzählte ihrem geheimen Geliebten mehreres über gewisse sonderbare Dinge, welche in Guerrero's Villa zu Takubaya vor vielen Jahren sich zutrugen, von verbrecherischen Absichten, die der unwürdige Padre Teófilo schon auf das Mädchen Elvira gehegt, daß der alte Guerrero seine Tochter zur Heirat mit Don Altamira gezwungen und daß dabei ein gewisser Brief Mazzaredo's eine Hauptrolle spielte u. s. w. Alle diese Dinge interessirten Wenzel damals natürlich sehr wenig und er kann sich überhaupt hierauf nur mehr sehr unvollständig erinnern, daß es in der That schwer hält, seine Angaben zu einem vollständigen, klaren Ganzen zusammenzustellen, aber das eine scheint mir mit Gewißheit daraus hervorzugehen, daß zwischen Mazzaredo und Elvira wirklich eine Liebschaft existirte und daß der böse Teófilo diesen Umstand geschickt für seine Zwecke auszubeuten verstand."

„Deine Mittheilungen, lieber Franz!" bemerkte Schwarzenfels, als der Erzähler etwas inne hielt, „haben eine ziemliche Bresche in meine früheren Ansichten über Elvira gelegt, aber — wie willst Du nähere Aufklärungen erhalten und daraus Beweise zusammenstellen?"

„Ich werde," entgegnete Stanglhuber gelassen, „schon morgen nach Huitzlo aufbrechen und sowohl Basileo als Anita durch einen großen Lohn bewegen, sich mit mir hierher zu begeben, um in rechtsgiltiger Form ihre Aussagen zu deponiren. Und ebensowenig werde ich rasten, bis ich Mazzaredo gefunden und von ihm Näheres über diesen unheilvollen Brief erfahren habe."

„Bist Du von Sinnen?" rief der Baron erschrocken, „Du wirst in feindliche Hände gerathen. Wehe Dir, wenn Cadenugo Gelegenheit fände, sich zu revanchiren."

„Mein Vorhaben ist nicht ohne Gefahr," gab Stanglhuber zu, „aber da ich keinen andern Ausweg sehe, um die Wahrheit an den Tag zu fördern, so kann und darf es kein Bedenken für meine eigene Person geben."

„Ich werde meinen Freund begleiten," sagte Osman Bey sich vom Stuhle erhebend.

Alice erschrack heftig, aber sie wagte keine Einsprache. Sollte

sich der Mann ihres Herzens von dem schlichten, ehrlichen Stanglhuber an männlichem Muthe und edler Aufopferungsfähigkeit beschämen lassen?

Der Baron und Zoraïde sahen sich bestürzt an, aber auch sie unterließen jede Einsprache, denn sie ehrten im Stillen die Seelengröße, welche dem Entschlusse der beiden wackeren Männer zu Grunde lag und überdies wußten sie, daß solche Charaktere von einem einmal als gut und recht anerkannten Vorsatze durch nichts abzubringen wären.

„Der Himmel segne Euch und Euer Unternehmen," begnügte sich daher Zoraïde mit tief bewegter Stimme zu bemerken und rasch entfernte sie sich mit Alice nach ihrem Schlafgemache, wo Mutter und Tochter in Thränen ausbrachen und auf den Knieen zu Gott um die glückliche Rückkehr der beiden Ehrenmänner flehten.

Zum Glücke befand sich Osman Bey im Besitze gewichtiger Empfehlungsbriefe von Seite des ihm persönlich befreundeten, so einflußreichen Unterstaatssecretärs des Washingtoner Cabinets, sowie auch seine früheren, ausgezeichneten Dienste in den Reihen der Liberalen ihm sogar die Gewogenheit des rohen, mißtrauischen Escobedo verschafft hatten. — Zur Begleitung wählten unsere zwei Abenteurer den erprobten Fernandez und Wenzel, welch' letzterer in Altamira's Angelegenheit durch seine Beziehungen zur Mulattin Anita plötzlich eine Person von Bedeutung geworden war.

Wir übergehen die thränenreichen Scenen, welche am Morgen des Aufbruches von Seite der beiden Damen herbeigeführt wurden. Auch der Baron mußte alle seine Energie zusammenraffen, um wenigstens eine männliche Fassung zur Schau zu tragen. Als endlich Stanglhuber und Osman Bey, welche in ihrem Inneren gleichfalls weit weniger zuversichtlich gestimmt waren, als es äußerlich den Anschein hatte, die peinliche Situation dadurch abkürzten, daß sie in ihre Sättel sprangen und mit verhängten Zügeln davonjagten, eilten Schwarzenfels, Zoraïde und Alice von ein und derselben Absicht getrieben, nach dem stillen Gemache, wo die alte Hexe Amina ihr trauriges Dasein fristete. — Die bedauernswürdige Mumie hatte seit einigen Tagen auch den letzten Rest ihrer Sehkraft eingebüßt und ihr Gehörsinn war so stumpf geworden, daß man nur durch ein Sprachrohr ihr einzelne Laute mühsam verständlich machen konnte.

Es bedurfte daher über eine halbe Stunde, um ihr begreiflich zu machen, welche Auskunft man von ihrem Seherblicke wünsche. Anfangs that Amina unwillig und störrisch; als aber Alice sie auf den Knieen an-

flehte und in Thränen ausbrach, da versank die alte Araberin in ein langes, tiefes Nachsinnen, holte mehrmals schwer Athem, zuckte einige Male am ganzen Körper und murmelte die Worte: „Sie werden wiederkommen!" Weitere Angaben verweigerte sie jedoch hartnäckig, sondern stöhnte nur:

„Geht, geht, laßt mich jetzt ruhig sterben!"

Da bei Amina letztere Phrase schon seit Wochen stereotyp geworden war, so achtete Niemand besonders darauf, sondern man ließ sie wieder allein, nachdem Zoraïde und Alice ihr das Lager zurecht gerichtet und ihr Lieblingsgetränk, ein Schälchen heißen, ungezuckerten Caffee gereicht hatten.

Dieses Mal hatte aber Amina keine bloße Redensart gebraucht. Als eine Stunde später die für sie bestellte Wärterin in ihr Kämmerlein eintrat und nachsah, hatte die alte Seherin soeben ihren letzten Athemzug gethan. Ohne Todeskampf war sie in jenes räthselhafte Jenseits, in das sie schon bei Lebzeiten so manchen wunderbaren Blick gethan, ruhig hinübergeschlummert.

So wenig das Ableben Amina's überraschen durfte, so sehr war dadurch dennoch Zoraïde betrübt, welche eine zwar stets etwas rauhe und ungeberdige, aber treue, aufrichtige und hingebende Freundin verloren hatte. — Einem längst ausgesprochenen Wunsche der Verstorbenen gemäß, traf der Baron unverzüglich alle Anstalten, um Amina's Leichnam einbalsamiren zu lassen, denn dieser sollte in der Heimat ihrer Väter zur Erde bestattet werden. —

Dank der genauen Ortskenntniß des Mestizen Fernandez, waren unsere Abenteurer bereits volle fünf Tage unterwegs, ohne auch nur ein einziges Mal auf die überall umherstreifenden Schaaren der Liberalen zu stoßen. Obgleich man eine solche Begegnung gerade nicht zu fürchten hatte, wünschte man sich dennoch Glück, sie vermieden zu haben, denn so lange man noch in der Nähe des eigentlichen Kriegsschauplatzes war, hätte man immerhin ein scharfes Interrogatorium zu bestehen gehabt.

Am sechsten Tage schwenkten unsere Reisenden plötzlich von ihrer bisherigen Richtung nach Norden südwestlich ab, da sie mit Bestimmtheit erfuhren, daß Mazzaredo's Streifcorps die Umgegend von Celaya verlassen habe, und sich nun in der Nähe von Maravatio befinde.

„Da hätten wir drei volle Tage ersparen und Mazzaredo überdies zur Stunde schon begegnen können," meinte Stanglhuber

ziemlich verdrießlich. „Wir haben jetzt einen Halbkreis von etwa zwanzig Leguas ganz umsonst gemacht."

„Am Ende werden wir große Noth haben, wieder in die Hauptstadt zu gelangen," bemerkte Osman Bey, „denn Porfirio Diaz läßt immer größere Massen von Puebla heranmarschiren. Uebrigens war der Umweg, den wir gemacht, ohne daß wir es ahnten, für uns sehr ersprießlich — auf dem directen Wege nach Maravatio hätten wir auf die Liberalen stoßen müssen und mancherlei Fatalitäten zu bestehen gehabt, denn Diaz, welchen ich persönlich gut kenne, wird in dieser Gegend erst in einigen Tagen eintreffen."

Am zweiten Tage erreichten unsere Freunde ganz unangefochten Maravatio. Zu ihrer großen Befriedigung erfuhren sie, daß General Mazzaredo sich hier wirklich befinde. Als sie ihn aber zu sprechen begehrten, wurde ihnen dies aus einem sehr triftigen Grunde abgeschlagen. Der Herr General, hieß es, sei gestern von einem Meuchelmörder, einem sehr jungen Burschen, angefallen und schwer verwundet worden. Man habe aber den Thäter festgenommen und sich auch des Mannes bemächtigt, welcher ihn hierzu verleitete. — Wie es ferner hieß, war das Urtheil über Beide bereits gesprochen, und wollte der General, ungeachtet sein Zustand sehr bedenklich sei, in einer Sänfte der für die Mittagsstunde anberaumten Doppelhinrichtung beiwohnen.

„Wie, schon um die Mittagsstunde?" sagte Stanglhuber zu Osman Bey, „es fehlen ja darauf kaum mehr zehn Minuten; da haben wir uns zu beeilen."

„Ich möchte von der grausigen Scene lieber ganz wegbleiben," meinte Osman Bey, „ich habe leider nur zu oft derlei Dingen von Dienstes wegen anwohnen müssen."

„Ich nicht minder," entgegnete Stanglhuber, „aber es wird sich wenigstens nach der Execution die beste Gelegenheit ergeben, Mazzaredo auf ein paar Minuten zu sprechen. Wie Sie wissen, mein Freund, habe ich ihm blos den verhängnißvollen Brief sehen zu lassen und eine einzige Frage daran zu knüpfen."

„Sie haben recht," antwortete Osman Bey zustimmend, „wir dürfen keine Secunde versäumen."

Nach diesem kurzen Zwiegespräche trotteten beide Männer, so schnell es nur ihre bereits sehr ermatteten Thiere noch im Stande waren, nach jenem Orte zu, welchen man ihnen als die Richtstätte

bezeichnet hatte, und von woher der Schall der Trommeln der zur Execution ausgerückten Mannschaft zu ihnen drang.

Als Richtstätte diente ein großer, freier Platz nächst Maravatio, in dessen Mitte einige hohe, alte Bäume, die Ueberreste eines schon längst verwüsteten Boschetto, standen.

Unsere Freunde langten erst an, als die Execution bereits ihren Anfang genommen hatte.

„Donnerwetter," rief Stanglhuber, „ich dachte, daß man die Uebelthäter einfach erschießen werde, und siehe da, man hängt sie."

In der That gewahrte auch Osman Bey, daß man in der Ferne an einem der vorerwähnten Bäume einen jungen Menschen an einem Stricke emporgezogen hatte, und daß der Justificirte soeben unter convulsivischen Zuckungen, welche allmälig schwächer wurden, sein Leben aushauchte.

„Himmel!" schrie plötzlich Stanglhuber und spornte sein armes Roß ganz unbarmherzig, daß es im gestreckten Laufe mitten in den Kreis der Soldaten einbrach. Mit einem jähen Riß parirte er dann dicht vor Mazzaredo's Sänfte, welche unweit von der Stelle sich befand, wo man soeben dem zweiten Delinquenten den Strick um den Hals gab, um ihn in der nächsten Secunde in die Höhe zu ziehen.

„Haltet ein, haltet ein!" fuhr Stanglhuber mit Donnerstimme fort, „General Mazzaredo, ich bitte, ich beschwöre Sie in Pepita's, in Estefania's Namen, hören Sie mich."

Mazzaredo, der in seiner Sänfte nach der Seite gerichtet lag, um das Schauspiel der Hinrichtung besser mit ansehen zu können, wandte mühsam seinen Kopf nach dem Sprecher um, der zwei ihm so bekannte Namen gerufen.

Der General kannte Stanglhuber noch von jener Zeit her, wo er seine Rolle als treuergebener kaiserlicher Anhänger in der Hauptstadt gespielt hatte. Die allgemeine Ueberraschung, welche das kühne Eindringen Stanglhuber's in das Quarrée hervorgebracht hatte, theilte sich auch den Henkersknechten mit, welche unwillkürlich die Stricke lockerten, so daß der schon etwa zwei Schuh in die Höhe gezogene Delinquent wieder mit den Füßen auf den Boden zu stehen kam.

„Señor!" stöhnte Mazzaredo, welchem nicht nur die mit dem Körper vorgenommene kleine Wendung, sondern auch das Sprechen große Schmerzen verursachte, „was führt Sie hierher, warum mischen Sie sich in den Lauf einer Justiz, welche nicht sobald so sehr am rechten Orte

war, wie heute. — Gemeine Meuchelmörder, wie diese zwei Schurken, verdienen kein Mitleiden, keine Gnade! — Der eine hat eben ausgerungen, und der zweite, der weit Schuldigere, soll und muß ihm nachfolgen." —

„Und dennoch bitte, flehe ich um sein Leben!" drängte Stanglhuber, der vom Pferde gestiegen und Mazzaredo knapp an die Seite getreten war; „Estefania, Ihre Tochter, würde Ihnen ewig fluchen."

„Wie, Sie wissen, daß dieses holde Kind meine Tochter ist?" ächzte Mazzaredo, welchem seine Brustwunde unsägliche Qualen verursachte.

„Ja und noch mehr weiß ich. So Gott will, und mich nicht alle meine Vermuthungen täuschen, lebt jener Mann, der sich zu einem nichtswürdigen Verbrechen gegen Sie verleiten ließ, und nun seine Schuld mit dem Tode büßen soll, in einem fürchterlichen Wahne, die seine That zwar nicht entschuldigt, aber seine Handlungsweise in einem milderen Lichte erscheinen läßt. — General, ich weiß — Sie lieben Estefania wirklich, Sie wollen das Glück jenes armen Mädchens, das aus Gram und Verzweiflung dahinsiecht."

„Das ist wahr, Señor!" bestätigte Mazzaredo mit schwacher Stimme, „ich liebe mein Kind, die holde Estefania, mehr als mein Leben, und es betrübt mich zu Tode, daß sie, wie mir Pepita sagte, seit Kurzem so namenlos unglücklich geworden; es betrübt mich um so mehr, als meine Freundin mir den Grund der Betrübniß des armen Mädchens nicht mittheilen will oder kann."

„General!" begann nun Stanglhuber ernst und zog ein Papier aus der Tasche. „General! Bei Ihrer Ehre als Mann, bei dem Glücke Estefania's, bei Ihrem ewigen Seelenheile, geben Sie mir jetzt kurz, aber wahr und bündig Antwort auf meine Frage — stammt dieser Brief wirklich von Ihrer Hand?"

Mazzaredo besah einen Augenblick das verhängnißvolle Schreiben, welches er im Jahre 1848 vor seiner Abreise nach Yucatan an Elvira gerichtet. — Nach kurzem Besinnen erwiderte er:

„Ich erinnere mich sehr gut daran."

„Und es wäre wahr„ daß, wie diese Zeilen vermuthen lassen, Elvira Guerrero in jener Nacht Ihnen im Parke von ihres Vaters Hause zu Takubaya Alles gewährt habe?" frug nun Stanglhuber vor Aufregung zitternd, denn von der Antwort hing für Gonzales und Estefania Tod und Leben ab.

„Elvira blieb von mir stets rein und unberührt,“ erwiderte Mazzaredo, und indem er die Hand zum Schwure emporhob, setzte er bei: „Die heil. Jungfrau von Guadeloupe ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit spreche.“

„Aber warum diese sonderbare Sprache in dem Briefe?“

„Eine alberne Eitelkeit; nur, der Verdruß, daß ich bei Elvira nicht zum Ziele gelangen konnte, bestimmte mich, meinen Brief derart zweideutig zu stilisiren; ja, ich ging noch weiter, ich veranstaltete, daß das Schreiben an Elvira deren Vater in die Hände fallen mußte.“

Ein furchtbarer Aufschrei ertönte am Schlusse von Mazzaredo's Bekenntnissen aus dem Munde des Delinquenten, der seine Todesangst gänzlich abgelegt zu haben schien, und mit fieberhafter Aufregung auf jedes Wort lauschte, welches zwischen Stanglhuber und Mazzaredo gewechselt wurde. — Es entging ihm keine Silbe, denn wie schon bemerkt, stand die Sänfte mit dem Verwundeten den fatalen, als Galgen dienenden Bäumen ganz nahe.

Stanglhuber warf einen dankerfüllten Blick nach oben. Sein gutes Herz jubelte bei dem Gedanken, daß Gonzales und Estefania vor der moralischen Vernichtung gerettet seien, daß sie sich wieder angehören durften.

„Wäre es möglich!“ schrie der Verurtheilte und raufte in wilder Verzweiflung sein Haar, „wäre es möglich, eines leeren Wahnes wegen hätte ich also so viele Unthaten begangen, ob eines grundlosen Hasses, ob eines verfehlten Rachedurstes mußte ich den armen Ignace zu einem Meuchelmorde verleiten, o Gott, o Gott, warum hast Du mich verlassen!“

Der Delinquent, in welchem der Leser schon längst Don Altamira erkannt haben dürfte, geberdete sich wie unsinnig vor Verzweiflung. Die beiden Henkersknechte warfen einen Blick auf Mazzaredo.

„Er ist frei!“ befahl dieser tieferschüttert mit ersterbender Stimme, „sich selbst zum Fluche soll er weiter leben. Auch mich wird der Allmächtige bald vor seinen Richterstuhl laden; ich fühle es, mir bleiben nur mehr wenige Augenblicke übrig; meine Wunde blutet nach innen. — Es ist unnütz,“ lehnte er nach einer Pause ab, als der anwesende Militärarzt seiner Truppe herbeieilte, um nach dem Verbande zu sehen, „ruft den Geistlichen!“

„Manuel, Manuel, kannst Du mir vergeben?“ schluchzte

Don Altamira, neben der Sänfte niederknieend und des Generals erkaltende Hände ergreifend.

„Sorge für das Glück unserer Kinder und ich will für Dich bei Gott bitten!“ hauchte Mazzaredo kaum vernehmlich.

„Ich schwöre es bei dem Leichname des armen Ignace dort, der für mein Verbrechen büßen mußte,“ rief Altamira, in Thränen gebadet und in einemfort verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Selbst die rohen Gemüther der indianischen Soldaten waren von allen diesen entsetzlichen Scenen ergriffen.

Mazzaredo's Todeskampf dauerte kaum eine Viertelstunde. — Die Sänfte war ihm zum Leichenbette geworden. Von Stanglhuber und Osman Bey unter den Armen gefaßt, wankte Altamira nach Maravatio zurück, wo alle Drei in dem ersten Hause um Gastfreundschaft baten, die auch mit größter Bereitwilligkeit gewährt wurde.

„Ich fühle, daß ich sterbenskrank werde,“ lallte Altamira, als man ihn auf ein Lager gelegt hatte, „holet schnell einen Advocaten, damit ich, so lange ich noch etwas bei Sinnen bin, mein Testament ändere, das den armen, unglücklichen Gonzales seiner Habe beraubte. Ich will Alles, Alles gutmachen, und für die arme Elvira will ich beten, beten mein Lebelang.“

Unsere Freunde hüteten sich weislich, den aufgeregten Zustand von Don Altamira durch die Kunde, daß Elvira noch lebe, zu steigern. Man begnügte sich daher vorläufig dem Wunsche Altamira's, nach einem Rechtsgelehrten Folge zu leisten. Als nach einer kleinen Stunde diese Sorge von seiner Brust genommen war, bat er inständig, daß man die Leiche des armen Ignace so feierlich als möglich zur letzten Ruhe bestatten möge. — Als er diese und noch einige andere kleine Anordnungen getroffen hatte, fiel er erschöpft zurück und schien einschlummern zu wollen; aber seine Nerven waren zu sehr überreizt. Es stellten sich alsbald die Anzeichen eines hitzigen Fiebers ein, das noch in der Nacht mit großer Gewalt zum Ausbruche kam.

Die Menschlichkeit gebot Altamira, der heute wohl den entsetzlichsten Tag seines ganzen Lebens gehabt, und durch den von ihm verschuldeten Tod seines natürlichen Sohnes Ignace eine furchtbare Strafe erlitten hatte, nicht hilflos zu Maravatio in wildfremden Händen zurückzulassen.

Stanglhuber und Osman Bey beschlossen daher, den Schwer-

kranken wenigstens so lange, bis die Krisis vorüber, und Don Altamira in einer Sänfte transportfähig wäre, eigenhändig zu pflegen.

Um ihre theuren Angehörigen in der Hauptstadt über ihr Schicksal nicht allzulange im Ungewissen zu lassen, wurde folgenden Tags Fernandez mit Briefen nach Mexiko expedirt, und bei der Schlauheit und Ortskenntniß des braven Burschen dürfen wir hoffen, daß er seine nicht ungefährliche Botschaft auch glücklich vollführen werde.

Wenzel hingegen wurde nach dem uns schon bekannten Indianerdorfe Huitzlo im Campanariogebirge entsendet, um unter Verheißung vollständiger Vergebung und eines enormen Lohnes den Neger Basileo und die Mulattin Anita herbeizuholen. Obwohl des sterbenden Mazzaredo Versicherungen betreff Elvira's Unschuld schon an und für sich selbst auf Altamira überzeugend gewirkt hatten, wollten unsere beiden Abenteurer dennoch alle Nebenumstände vollkommen deutlich aufgehellt sehen, was nur dadurch geschehen konnte, wenn Basileo und Anita die „unter dem Galgen" gepflogenen Erhebungen durch ihre eigenen Bekenntnisse vervollständigten.

XI.

Lopez, der Verräther.

Während der ganzen schrecklichen, an tragischen Momenten überreichen Zeit der Belagerung, die vom 8. März bis 15. Mai (1867), somit siebenzig Tage lang, gedauert, bewies Kaiser Maximilian sich seines erlauchten Stammes würdig. Er war von Gefahren umringt, die den Muth der meisten Menschen gebrochen hätten, und Versuchungen ausgesetzt, denen sonst ehrenwerthe Charaktere kaum widerstanden wären, während er sich durch sie weder beugen noch irreleiten ließ. Bedroht von Außen, war er gleichzeitig durch Verräther im eigenen Lager gefährdet. — Schon am 16. April wußte er, daß Marquez und Miramon ein Complot wider ihn schmiedeten. Von jenem Tage angefangen, bis er durch Lopez schmählich verrathen wurde, mußte er gegen Verrath von allen Seiten fortwährend auf der Hut sein, und dabei doch scheinbar freundlich gegen diejenigen auftreten, von denen er

wußte, daß sie zum Verrathe bereit seien. Jede Verbindung nach Außen war ihm abgeschnitten, und fünf seiner Couriere fielen dem Feinde in die Hände, der sie angesichts der bedrängten Stadt aufhängen ließ. In den letzten Wochen nährten sich die Belagerten nur mehr von Pferde- und Maulthierfleisch. Der Kaiser theilte alle Leiden des gemeinen Soldaten. Während sein Stab im Stande war, sich hie und da eine bessere Nahrung, ja sogar einige Delicatessen zu verschaffen, theilte er freiwillig die miserable Kost der Mannschaft.

Er war niemals niedergeschlagen und nie auf sich selbst bedacht. Wenige seiner Offiziere haben sich so vielen Gefahren ausgesetzt, wie er; ja, seiner Tapferkeit und Entschlossenheit ist es allein zuzuschreiben, daß die Stadt sich so lange gehalten hat, während seine Umgebung schon längst zum Capituliren rieth.

Mehr als einmal hätte er sich wenigstens mit der Cavallerie durchschlagen können, aber jederzeit weigerte er sich, seine Waffengefährten im Stiche zu lassen, trotzdem er ganz genau wußte, daß Viele nur auf den günstigen Augenblick warteten, um ihr Schicksal von dem seinigen zu trennen. — Er wußte, daß mit dem Falle der Stadt höchst wahrscheinlich auch sein Leben verfallen sei.

„Ich weiß, sie werden mich erschießen, wenn sie meiner habhaft werden," sagte der Kaiser bei mehreren Gelegenheiten, „aber lieber will ich hier bis zum letzten Augenblicke fechten, als Reißaus nehmen."

Für seine Soldaten war er stets besorgt, gegen die Bürger der Stadt zeigte er sich gütig und mildthätig, und schonend verfuhr er auch mit den Feinden, die den Belagerten in die Hände fielen. Wenn seine Offiziere ihm die Nothwendigkeit, sie erschießen zu lassen, zu Gemüthe führen wollten, verwies er sie mit den Worten: „Ich will keine Executionen haben, obwohl mir die Schuld dieser Leute nicht unbekannt ist. Wenn Alles glücklich abläuft, gut; wenn unglücklich, werde ich wenigstens rein in meinem Gewissen sein."

Nach dem Abzuge des General Marquez von Querétaro besetzten die Liberalen am 24. März um acht Uhr Morgens den Engpaß von Amealko, durch den er mit seinen tausend Reitern in der Mitternachtsstunde glücklich entwischt war. Da die Liberalen 13,800 Mann frischen Zuzug erhalten hatten, wodurch ihre Gesammtstärke vor Querétaro weit über 40.000 Mann betrug, cernirten sie die belagerte Stadt nunmehr auf das Engste. Sie besaßen jedoch, zum Glück für die Kaiserlichen, im Ganzen nur vierzig leichte Feldgeschütze.

Noch am 24. März gegen Mittag griffen die Liberalen neuerdings an, wurden jedoch mit großem Verluste zurückgeschlagen. Ein ganzes Bataillon sammt Fahne fiel den Kaiserlichen in die Hände.

Bis zu diesem Tage hatten Belagerer und Belagerte keine andere Schutzwehr, als ihre Brust. Nun aber eröffneten erstere ihre Parallelen und verschanzten letztere ihre Linien.

Am 26. wurde auf die linke Flanke der Liberalen ein neuer Ausfall gemacht und denselben mehrere Kanonen vernagelt.

Am 1., 4. und 18. April wiederholten sich die Ausfälle der Kaiserlichen. Die ersten beiden waren günstig, am 18. aber wurde M i r a m o n bei der Garita de Mexiko mit Verlust von den Belagerern zurückgeschlagen.

Am 27. April, halb sechs Uhr Früh, wurden die Liberalen von den Kaiserlichen abermals angegriffen. Erstere hatten sich auf dem Cimatario mit dreifachen Linien, die mit 12.000 Mann und 22 Geschützen besetzt waren, verschanzt. Major P i t n e r, von den ehemaligen österreichischen Freiwilligen, vollführte bei dieser Gelegenheit eine Heldenthat, welche in den Annalen der Kriegsgeschichte mit goldenen Lettern verzeichnet zu werden verdient. — Major P i t n e r stürzt ganz allein gegen die Batterien vor, welche Tod und Verderben in die schon wankenden Reihen der Kaiserlichen brachten und befiehlt den feindlichen Artilleristen mit sicherer Stimme das Feuern einzustellen. Diese Artilleristen ließen sich durch das imponirende Auftreten P i t n e r's zu dem Wahne verleiten, daß sie einen Stabsoffizier ihrer eigenen Armee vor sich hätten und hören wirklich sogleich mit dem Schießen auf. Die Kaiserlichen begreifen glücklicher Weise den Irrthum des Feindes, stürmen rasch und ohne weitere Verluste in die Schanzen hinein und von den 22 Geschützen der Liberalen fallen ihnen 21 in die Hände.

Auch am 1. und 3. Mai fanden größere Gefechte statt, in welchen die Kaiserlichen die Rolle der Angreifer spielten. Am 5. Mai unternahmen die Liberalen einen allgemeinen Sturm auf die Positionen der Kaiserlichen, wurden aber mit großem Verluste zurückgeworfen.

Im Ganzen fanden während der 70tägigen Belagerung von Querétaro 22 größere Actionen statt, in denen die Kaiserlichen stets Sieger blieben. Die Kampflust und der Enthusiasmus der letzteren war trotz aller Entbehrungen und Drangsale noch immer gleich groß und die Artillerie um das Doppelte vermehrt. Dagegen herrschte in der republika-

nischen Armee, welche schon so viele Tausende verloren hatte und überdies durch den Typhus decimirt wurde, eine große Entmuthigung.

Pferdefleisch, Mais und Hülsenfrüchte gab es in Querétaro noch immer hinlänglich, so daß an eine Aushungerung der Stadt noch nicht sobald zu denken war. — Von Tag zu Tag sah man überdies dem Anmarsche des Generals Marquez mit einer bedeutenden Streitmacht entgegen. — Auf diese falsche Hoffnung baute Escobedo den Plan, die Kaiserlichen in's Freie und in eine Falle zu locken. — Ein Courier mit gefälschten Depeschen der Generäle Marquez und Vidaurri, worin diese meldeten, daß sie bereits im Anmarsche seien und am 14. Mai ein großer Ausfall gemacht werden möge, um ihr Vordringen zu erleichtern, wurde nach Querétaro hineingelassen.

Am 12. Mai erließ in Folge dessen der Kaiser an die Bürger von Querétaro die Aufforderung, sich zu bewaffnen und die Vertheidigung der inneren Stadt zu übernehmen, damit die noch 5000 Mann starke, kaiserliche Armee am 14. Früh einen entscheidenden Angriff auf Flanke und Front der Liberalen ausführen könne.

Die Anzahl der sich meldenden Bürger war so groß, daß man für Alle nicht Waffen genug hatte und daß deren Organisation nicht mehr am 13. zu Ende gebracht werden konnte.

Man mußte somit den am 14. beabsichtigten Angriff auf den 15. Mai verschieben und verfertigte noch 19 tragbare Brücken. Doppelte Rationen Pferdefleisch und vino tinto wurden vertheilt und die Dispositionen zum Angriff für den folgenden Tag gegeben. —

Schon zu jener Zeit, als in Europa der Anfang der Belagerung Querétaro's, sowie der Entschluß des Kaisers Maximilian bekannt wurde, dort den Ausgang seines Schicksales dem Waffenglück anzuvertrauen, begannen die Bemühungen, dem unglücklichen Monarchen, falls er in die Hände des Feindes fiel, wenigstens das Leben zu retten.

Wir lassen hier einige diplomatische Correspondenzen folgen, welche in dieser traurigen Angelegenheit von geschichtlichem Werthe sind.

So schrieb der kais. österr. Gesandte in Washington, Baron Wydenbrugk, schon am 6. April 1867 an Herrn W. H. Seward, Staatssecretär der vereinigten Staaten von Nordamerika Folgendes:

„Dem Kaiser von Oesterreich, meinem gnädigen Herrn, ist mitgetheilt worden, daß sein Bruder in Querétaro von den Liberalen umzingelt sei. Das Schicksal der Gefangenen nach der Schlacht bei Zaca-

tecas läßt beim Kaiser über das Schicksal seines Bruders Befürchtungen aufkommen, falls er den Liberalen in die Hände fällt.

„Ich erhielt von meinem Hofe gestern ein Telegramm, durch welches ich instruirt wurde, mit dem Staatssecretär darüber Rücksprache zu nehmen, ob derselbe nicht geneigt wäre, seinen Einfluß bei Juarez dahin geltend zu machen, daß dieser die Person des Bruders des Kaisers in einem solchen Falle respectire. Natürlich würde eine solche freundliche Intervention auch anderen eventuellen Gefangenen, besonders den fremden, zu statten kommen.

„Wir tragen um so weniger Bedenken, dieses Ersuchen an Sie, Herr Staatssecretär, zu stellen, da wir Zutrauen in die Freundschaft der amerikanischen Regierung hegen, und besonders weil es uns scheint, daß die amerikanische Regierung ein Recht hat, von Juarez zu fordern, die Kriegsgefangenen als solche zu behandeln, zumal es größtentheils der moralischen Unterstützung der amerikanischen Regierung zu verdanken ist, daß die liberale Partei ihre gegenwärtigen Erfolge in Mexiko errungen hat.

Wydenbrugk."

Herr Seward gab unverzüglich folgende Antwort:

„Staatsdepartement Washington, 6. April 1867.

„Mein werther Baron Wydenbrugk! Mit Zustimmung des Präsidenten habe ich heute Morgens eine telegraphische Depesche, von der ich eine Abschrift beifüge, an Herrn Campbell gesendet. Ich habe auch dem Herrn Romero, dem mexikanischen Gesandten, die Gesinnungen dieser Regierung bezüglich des Eintrittes einer solchen Eventualität in Mexiko mitgetheilt. Ich bin, geehrter Herr, Ihr 2c.

W. H. Seward."

Die Abschrift des angeführten Telegrammes lautet:

„Staatsdepartement Washington, 6. April 1867.

An Herrn L. D. Campbell, Gesandten der Vereinigten Staaten für Mexiko.

„St. Charles Hotel, Neworleans, Louisiana.

„Die Gefangennahme des Prinzen Maximilian in Querétaro durch die republikanische Armee scheint wahrscheinlich. Die berichtete Strenge, welche gegen die Gefangenen nach der Einnahme von Za-

catecas gehandhabt wurde, läßt vermuthen, daß eine ähnliche Strenge gegen den Prinzen und seine fremdländischen Truppen angewendet werde. Solch strenges Verfahren würde der nationalen Sache Mexiko's und dem republikanischen Systeme in der ganzen Welt Schaden bringen.

„Sie wollen dem Präsidenten Juarez in der schnellsten und wirksamsten Weise den Wunsch dieser Regierung mittheilen, daß, im Falle der Prinz und seine Anhänger gefangen genommen werden sollten, man dieselben jener humanen Behandlung unterwerfe, welche alle civilisirten Nationen Kriegsgefangenen angedeihen lassen.

„Die Ausgaben, welche durch die Beförderung obiger Mittheilung an den Präsidenten Juarez entstehen, werden von diesem Departement bestritten. Ich bin ꝛc.

W. H. Seward."

Bereits zwei Tage später traf von Campbell der nachstehende telegraphische Bericht ein:

Lewis D. Campbell an den Staatssecretär W. H. Seward in Washington.

„Neworleans, 8. April 1867.

„Ich sendete heute Morgens einen Courier mittelst Eisenbahn und Dampfboot nach Galveston und von da auf dem schnellen Depeschen-Dampfer „Blackbird" nach Tampico, von wo er sich nach San Luis Potosi zu begeben hat. Den vollen Inhalt Ihrer Depeschen habe ich mit der Post nachgesendet."

Gleichzeitig richtete Herr Campbell an Don Lerdo de Tejada, Minister des Auswärtigen der Republik Mexiko in San Luis Potosi nachstehendes Schreiben:

„Neworleans, 6. April 1867.

„Sir!

„Aus Gründen, welche Sie ohne Zweifel verstehen werden, war es mir unmöglich, meine Creditive als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten bei der Republik Mexiko Sr. Excellenz dem Präsidenten Juarez zu überreichen. Die Instructionen vom October v. J., welche ich bei meiner Abreise empfing, stellten es meiner Discretion frei, in bestimmten Fällen zeitweilig meine officielle Residenz in den Vereinigten Staaten oder anderswo in der Nähe der mexikanischen Grenze oder Küste aufzuschlagen. Aus Gründen,

deren Erörterung hier wohl überflüssig ist, habe ich Matamoras verlassen und kam im December vorigen Jahres hierher, und seit dieser Zeit ist nach der Instruction des Staatssecretärs diese Stadt mein officieller Aufenthaltsort. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat mit großer Befriedigung den Rückzug der französischen Expeditions-Truppen und das Vorrücken der Armeen der constitutionellen Regierung gegen die Hauptstadt der Republik bemerkt. Diese Befriedigung wurde in letzter Zeit durch die Berichte getrübt, welche sie in Bezug der von ihren Truppen gegen die Kriegsgefangenen zu Zacatecas geübten Härte erhielt. Auch wurden Befürchtungen bei der Regierung rege, daß diese Härte bei der Gefangennahme des Prinzen Maximilian und der ihm unterstehenden Truppen wiederholt werden könnte. Ich habe heute durch den Telegraphen eine Depesche vom Staatssecretär erhalten, welche mich beauftragt, diesen Befürchtungen Sr. Excellenz dem Präsidenten Juarez gegenüber in der schnellsten Weise Ausdruck zu geben. Deshalb theile ich dieselben durch einen besonderen Boten mit. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat aufrichtige Sympathien gehegt für die Republik Mexiko und nimmt an ihren Erfolgen den wärmsten Antheil. Ich habe jedoch der Meinung Ausdruck zu geben, daß eine Wiederholung der bereis erwähnten Strenge („severities") ihr Gefühl verletzen und den Strom ihrer Sympathie aufhalten werde. Man ist der Ansicht, daß eine Behandlung der Kriegsgefangenen, wie sie berichtet wird, den Ruf der mexikanischen Staaten in der Achtung der gebildeten Völker nicht erheben könne und dazu beitragen dürfte, die republikanischen Institutionen in der ganzen Welt in Verruf zu bringen, sowie den Fortschritt derselben aufzuhalten. Die Regierung beauftragt mich, ihren Wunsch, daß im Falle der Gefangennahme Maximilians und seiner Anhänger dieselben jene humane Behandlung finden mögen, welche civilisirte Nationen Kriegsgefangenen gewähren, dem Präsidenten Juarez in der bündigsten und ernstlichsten Weise zur Kenntniß zu bringen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Louis D. Campbell.

Die Rückantwort Tejada's von Campbell lautet:

San Luis Potosi, 22. April 1867.

„Sir!

„Gestern hatte ich die Ehre, Ihre Mittheilung von Neworleans 6. April, zu empfangen. Sie erklärten darin, daß Sie aus bekannten

Gründen unterließen, Ihre Creditive als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten zu überreichen, und daß Sie sich seit December vorigen Jahres in Neworleans aufhalten. Die Regierung der Republik Mexiko bedauert, daß diese Gründe Sie abgehalten, als Beginn Ihrer Amtsfunction Ihre Creditive hier zu überreichen. Denn es hätte der Regierung zur Befriedigung gereicht, Sie in Ihrer Eigenschaft als Gesandter der Vereinigten Staaten zu empfangen. Sie theilten mir auch mit, daß die Befriedigung, mit welcher die Vereinigten Staaten den Rückzug der Franzosen aus Mexiko und das Vorrücken der Armee der constitutionellen Regierung gegen die Hauptstadt verfolgt haben, gestört sei durch die Berichte, welche sie in Bezug auf die gegen die Kriegsgefangenen, welche in San Jacinto in unsere Hände fielen, angewendete Strenge erhielten. Sie erwähnten auch, daß es der Wunsch der Vereinigten-Staaten-Regierung sei, daß, im Falle Maximilian und seine Parteigänger gefangen werden sollten, dieselben mit Humanität und als Kriegsgefangene behandelt werden mögen. Die Feinde der Republik haben in der Absicht, den Ruf derselben zu schädigen, sich bemüht, die Thatsachen zu fälschen und ungenaue Berichte in Bezug auf die Gefangenen von San Jacinto zu verbreiten. Der größere Theil derselben, und zwar eine beträchtliche Zahl, wurde begnadigt, aber Einigen wurde eine Strafe zuerkannt. Sie wurden einfach nicht als Kriegsgefangene betrachtet, sondern als Uebertreter der internationalen Gesetze, als Verletzer der Gesetze der Republik. Sie hatten sich eben jeder Art von Excessen und Verbrechen in der Stadt Zacatecas überlassen, weil sie als Flibustier ohne Vaterland, ohne Flagge und als Söldner fochten, welche gezahlt wurden, das Blut der Mexikaner zu vergießen, welche ihre Unabhängigkeit und ihre heimatlichen Institutionen vertheidigen. Nicht wenige dieser in San Jacinto gefangenen Fremden wurden nach Zacatecas gebracht, wo sie ebenso wie die an anderen Orten Gefangenen mit vielem Wohlwollen behandelt wurden, weil nicht so viele Fälle specieller Vergehen vorlagen. Die unabänderliche Richtschnur der Regierung der Republik, welche auch von Offizieren ihrer Armeen eingehalten wurde, bestand darin, Leben zu schonen und die den Franzosen abgenommenen Gefangenen mit der größten Rücksicht zu behandeln. Aber diese ihrerseits (die Franzosen) haben, und zwar auf Befehl ihres Hauptführers, die den republikanischen Truppen abgenommenen Gefangenen häufig ermordet. Oft genug wurden ohne formellen Austausch die

gefangenen französischen Soldaten in Freiheit gesetzt. Jedoch viele von den Hauptführern der französischen Truppen haben das Niederbrennen von ganzen Städten befohlen. Andere mexikanische Gefangene sind durch sogenannte Kriegsgerichte decimirt worden, und manchmal haben diese auf bloßen Verdacht hin, ohne jeden Schein von Gerechtigkeit, wehrlose Personen und alte Leute, welche keine Waffen tragen konnten, hingerichtet. Trotz alledem waren die Regierung der Republik und ihre Generale im Allgemeinen weit entfernt davon, der Provocation zu Repressalien nachzugeben, sie haben stets die humanste Behandlung angewendet und fortwährend Beweise ihrer Großmuth gegeben. Dadurch hat sich die Sache der mexikanischen Republik die Sympathien aller civilisirten Nationen erworben. Nach dem Abzug der Franzosen hat der Erzherzog Maximilian vorgezogen, das Blutvergießen fortzusetzen. Mit Ausnahme von drei bis vier Städtchen, welche er noch mit Waffengewalt beherrscht, hat er gesehen, wie sich die ganze Republik gegen ihn erhoben. Demungeachtet hat er es vorgezogen, das Werk der Zerstörung und des Ruines mittelst des Bürgerkrieges ohne jedes Object fortzusetzen, unterstützt von einigen Personen, welche durch ihre Plünderungen, durch ihre Mordthaten bekannt, und welche stets bereit sind, Unglück über die Republik zu bringen. Wenn Personen gefangen werden, auf welchen solche Verantwortlichkeit lastet, dann scheint es mir nicht, als könnten sie einfach als Kriegsgefangene betrachtet werden. Denn diese Verantwortlichkeiten sind solche, welche in den Gesetzen des Völkerrechtes und der Republik angeführt sind. Die Regierung, welche so viele Proben ihrer Humanität und Großmuth gegeben, ist jedoch verpflichtet, nach den Umständen eines Falles zu erwägen, was die Principien der Gerechtigkeit und ihre Pflichten, für die Wohlfahrt des mexikanischen Volkes zu sorgen, von ihr fordern. Die Regierung der Republik hofft, daß mit der Rechtfertigung ihrer Thaten es ihr gelingen wird, sich die Sympathien der Vereinigten Staaten, welche vom Volk und von der Regierung Mexiko's stets in höchster Achtung gehalten wurden, und noch werden, zu bewahren. Ich bin u. s. w.

Sebastian Lerdo de Tejada."

In de Tejada's Antwort liegt also handgreiflich die Absicht, dem Kaiser an das Leben zu gehen, sobald er gefangen werden würde. Ganz in ähnlichem Sinne, aber noch viel schärfer, sprach sich Romero, der Gesandte des Präsidenten Juarez in Washington aus, als der

Staatssecretär sich an ihn mit der Bitte um Schonung für das Leben Maximilian's wandte.

Die Hauptstelle aus Romero's Antwort an Seward dürfte von bleibendem Interesse sein, denn sie sucht die Ansichten der liberalen mexikanischen Partei, daß Maximilian und seine Gefährten nach Abzug der Franzosen nicht mehr als Kriegsgefangene, sondern als Verbrecher zu behandeln seien, vom Standpunkte des Rechtes und der politischen Nothwendigkeit zu vertheidigen und zu rechtfertigen.

„Ich weiß nicht," schreibt Romero unter Anderem, „welches die Absichten des Präsidenten Juarez bezüglich Maximilian's sind, aber ich fürchte, daß dieser, wenn man ihn ungestraft nach Europa zurückkehren läßt, eine beständige Drohung für den Frieden von Mexiko sein möchte. Er wird zu unserer Schande noch weiter den Titel: Kaiser von Mexiko tragen. Alle mißvergnügten Mexikaner, Alle, welche sich mit Projecten tragen, werden mit ihm eine Correspondenz unterhalten über seine angebliche Popularität im Lande, und diese Leute könnten ihn bestimmen, noch einmal wiederzukommen, wie man das mit Iturbide gemacht hat. Wer kann, wird nach Oesterreich gehen, und Maximilian wird in Miramar einen mexikanischen Hof halten und eine mexikanische Regierung bilden, wie dies in Rom der König von Sicilien nach seiner Vertreibung aus Neapel gethan hat. Gewisse europäische Mächte werden ihn weiter als Kaiser von Mexiko anerkennen, wie dies Spanien mit dem Könige von Neapel gemacht hat. So oft wir Schwierigkeiten mit irgend einer europäischen Nation haben werden, wird der erste Schritt unseres Gegners sein, mit Maximilian zu intriguiren und uns zu drohen, daß er „unserem legitimen Souverän zur Wiedererlangung seiner Autorität behilflich sein werde." Zudem wird, wenn wir Maximilian unverletzt in seine Heimat zurückkehren lassen, Niemand in Europa uns für großmüthig halten, da an schwachen Nationen niemals die Großmuth gerühmt wird; im Gegentheil wird man sagen, daß wir so aus Furcht vor der öffentlichen Meinung in Europa gehandelt haben, und weil wir nicht wagten, einen europäischen Prinzen und „unseren Souverän" mit Strenge zu behandeln. Ich will nicht sagen, daß Maximilian nothwendig erschossen werden muß. Was ich sagen will, das ist, daß ihm, bevor man ihn abziehen läßt, absolut jede Möglichkeit, Mexiko Uebles anzuthun, genommen werden muß."

Der arme Monarch hatte also nur eine ganz richtige Ansicht

über das ihm bevorstehende Schicksal, als er wiederholt zu seiner Umgebung äußerte: „Ich weiß, sie (die Liberalen) werden mich erschießen, wenn sie meiner habhaft werden."

Uebrigens schmeichelte sich der Kaiser insgeheim mit der Hoffnung, daß eine feindliche Kugel auf dem Schlachtfelde ihn tödtlich treffen würde, eine Hoffnung, zu der ihn wohl die Tollkühnheit, mit welcher er stets den Ort der größten Gefahr aufsuchte, hinlänglich berechtigte. Aber während ihm zur Rechten und zur Linken, voran und rückwärts der Tod in den Reihen der Seinigen eine reiche Ernte hielt, trug er selbst nicht einmal eine einzige Schramme davon. — Die Vorsehung hatte ihm den Heldentod auf dem Schlachtfelde versagt; er sollte den Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren. — — —

Am 15. Mai um halb fünf Uhr Morgens meldete Oberst Tinajero vom Thurme des Convents la Cruz, daß er in der Flanke eine feindliche Bewegung wahrnehme. Kurz darauf kam ein anderer Offizier zur Schanze und behauptete, daß es ihm vorkomme, als ob der Feind schon innerhalb des Convents sei. Doch man hielt dies für eine Einbildung, da kein einziger Schuß, nicht einmal das leiseste Geräusch von Stimmen oder Zeichen die tiefe Ruhe störte. — Als der Tag endlich zu dämmern anfing, ertönten Glockenschläge auf dem Thurme des Convents la Cruz, welche von jenem des mitten in der Stadt gelegenen Convents San Francisco alsbald erwidert wurden.

Die ganze Garnison glaubte, daß durch dieses Zeichen die Ankunft des Marquez'schen Corps signalisirt werde, aber — es war der Feind, welcher dieses Zeichen gegeben hatte, und schon sowohl in die beiden Convente als auch in die Stadt eingeführt war, trotzdem alle Wachen und Vorposten ihren Dienst so pünktlich gethan, daß nicht ein Mann, ohne gesehen oder gehört zu werden, hätte passiren können. — Die Liberalen hatten vor der Dämmerung ihre Positionen daselbst, und dadurch die Kaiserlichen zwischen zwei Feuer genommen.

Jeder fragt, was es gebe? Ein kaiserlicher Offizier passirte die Hauptstraße der Stadt, als ein Civilist ihn mahnte, zu fliehen oder sich zu verstecken, weil der Feind schon in der Stadt sei; jener will es nicht glauben, dieser besteht darauf. Der Offizier eilte in seine Wohnung und findet diese zu seinem größten Erstaunen bereits von einem feindlichen Offiziere besetzt. Die im Convent San Francisco einquartirten kaiserlichen Truppen wissen nicht, daß der Feind es ist, der die Glockenschläge auf ihrem Thurme gibt!

Auf diese Weise wurde Querétaro ohne allen Kampf, ohne daß ein Schuß abgefeuert worden wäre, genommen. Der kaiserliche Oberst Don Miguel Lopez passirte, obgleich bewaffnet und zu Pferd, unbehelligt an den feindlichen Truppen vorbei, desgleichen sein Helfershelfer beim Verrathe, Oberstlieutenant Anton Jablonski, der nebstdem einen bewaffneten Diener bei sich hatte, und den Liberalen vor Hunderten von Zeugen die Wohnungen und Stallungen der kaiserlichen Offiziere bezeichnete.

Nachts hatte nämlich Lopez dem feindlichen Obergeneral Mariano Escobedo den ganzen Angriffsplan, der am Morgen in's Werk gesetzt werden sollte, verrathen und ihm um den Judaslohn von zehntausend Piaster versprochen, seine Truppen in beide Convente und in die Stadt hineinzuführen. Der Verrath wurde mit solcher Schlauheit und Geschicklichkeit ausgeführt, daß Niemand die leiseste Ahnung davon hatte, selbst als die Thorwache des Klosters schon eine feindliche war. — Als der Kaiser mit Prinz Salm den Convent verlassen wollte, ließ die Schildwache sie erst passiren, als ein liberaler Oberst, Pepe Niñcon de Gallardo, der vom Kaiser früher Wohlthaten empfangen hatte und ihn retten wollte, dem Posten Befehl gab, die Herren hinauszulassen, denn es seien Civilisten.

Der Kaiser eilte nun mit einigem Gefolge auf den Platz, wo Miramon eben seine Truppen formirte, als dessen Adjutant angesprengt kam und einen Pistolenschuß in sein Gesicht abfeuerte. Der schwer Verwundete stürzte vom Pferde.

Nun war die Confusion allgemein, und der Kaiser begab sich nach dem Corso de las Campanas, den die Liberalen jetzt mit Granaten heftig zu beschießen anfingen und mit ihrer ganzen Cavallerie umringten. Der Kaiser sah jetzt die Nutzlosigkeit eines weiteren Widerstandes ein, und entsendete einen Parlamentär, welcher dem General Corona mittheilte, daß Kaiser Maximilian und General Mejia ihn zu sprechen wünschten.

Begleitet vom General Cortina und seinem Generalstabe, begab sich Corona nach dem Cerro. — Auch Escobedo, der General en chef, fand sich alsbald daselbst ein und diesen übergab nun der Kaiser seinen Degen, nachdem er erklärt hatte, nicht mehr Kaiser zu sein, indem er schon beim Abgange von Mexiko seine Abdication in die Hände des Ministers Lacunza niedergelegt habe.

Die schon so lange von der ganzen Welt erwartete Katastrophe

war also über den unglücklichen Monarchen hereingebrochen, wenngleich schneller und auf eine andere Weise, als man voraussetzen durfte.

Vergebens hat es Lopez in einer Vertheidigungsschrift, betitelt: „Die Einnahme von Querétaro“, versucht, den Vorwurf des Verrathes von sich abzuwälzen. — Umsonst. — Selbst seine eigene Gemalin hielt ihn für schuldig. Als sie ihn wieder sah, stieß sie ihn mit der größten Verachtung von sich und nachdem sie ihm seinen Sohn mit den Worten zugeworfen hatte: „Dieser Knabe hier ist Deines Blutes, auch er wird einst ein Verräther sein!“ floh sie aus dem Hause.

Als Lopez von Querétaro in Takubaya ankam und sich an einem Tische niederlassen wollte, an welchem mehrere liberale Generäle und Oberste gespeist hatten, flogen ihm Gläser und Tassen in's Gesicht und fünf Oberste forderten ihn zum Duelle.

Die Belohnung für seinen Verrath erhielt er unseres Wissens nie. — Er stand sogar auf das Reisegeld an, um sich von Querétaro nach Mexiko begeben zu können und wendete sich daher an den vorerwähnten Obersten Pepe Riñcon de Gallardo, zu dem er sagte: „Señor, ich bin nicht wie Sie ein reicher Mann; ich habe nichts als meinen Degen, um zu leben. Ich hoffe, Sie werden mich für irgend eine Stellung in der liberalen Armee empfehlen.“ — Gallardo erwiderte ihm aber entrüstet: „Wenn ich Sie, Oberst Lopez, für irgend eine Stellung empfehle, so wird es für eine Stellung auf einem Baume sein, mit dem Stricke um den Hals.“

Uebrigens müssen wir hier zu unserem Bedauern der Thatsache erwähnen, daß auch mehrere von den in Querétaro gefangenen kaiserlichen Offiziere (im Ganzen 14 Generäle, 18 Oberste, 15 Oberstlieutenants, 16 Hauptleute, 36 Majore und 338 Offiziere minderen Ranges) an Escobedo folgende Zuschrift richteten:

„Querétaro, 17. Mai 1867.

„Euer Excellenz!

„Der Werbe-Contract, den Marschall Narvaez uns unterzeichnen ließ, ist abgelaufen mit dem Falle des Kaiserreiches. Die Unterfertigten wünschen, wenn das Euer Excellenz genehm ist, mit Beibehaltung ihres gegenwärtigen Dienstgrades unter dem Banner der Freiheit zu dienen und der neuen Sache zuzuschwören. Wir zeichnen mit dem allertiefsten Respect als Eurer Excellenz ergebene Untergeordnete.“ Folgen die Unterschriften, welche wir aber aus Schonung für die Betref-

senden, in Anbetracht von deren bis dahin tapferer und loyaler Haltung verschweigen wollen. — Auf dieses Schreiben antwortete Escobedo umgehend als wohlverdiente Abfertigung. „Unsere Nation bedarf der Hilfe der Fremden nicht, um ihre Souveränität und Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten; sie wird nicht die Beihilfe von Menschen annehmen, welche in das Land gekommen sind, um in einem ungerechten Kriege das Blut ihrer Söhne zu vergießen, und die so den Brauch aller civilisirten Nationen verletzt haben, vor Allem aber dann nicht, wenn sie diese Leute zur Waffenstreckung gezwungen hat. Dem Ansuchen der Petitionäre kann nicht willfahrt werden. Mariano Escobedo."

Doch kehren wir noch einmal zum Verräther Lopez und seiner versuchten Verheidigung zurück.

Sogar im „Monitor Republikan" wurde ihm in einem längeren Artikel nachgewiesen, daß er und Niemand Anderer die Uebergabe von Querétaro durch Verrath herbeigeführt habe.

Am schlagendsten wurde die Schuld des Lopez durch eine Entgegnung dargethan, welche General Prinz Salm veröffentlicht hat und welche wir vollinhaltlich hier folgen lassen.

„In vorerwähnter Schrift, welche Sie an Ihre Landsleute, an Frankreich und die ganze Welt richten," beginnt der genannte kaiserliche General, „berufen Sie sich auf mich als einen Hauptzeugen, daß Querétaro nicht durch Verrath gefallen ist; behaupten auch, daß Ihre Schrift den Charakter der vollständigsten Wahrheit trägt.

„Obgleich ich mich, wie Sie wissen, seit fast fünf Monaten in Kriegsgefangenschaft befinde, erlaubt mir mein Rechtsgefühl jetzt nicht länger zu schweigen, und Ihrer Aufforderung genügend, werde ich Ihnen beweisen, daß Ihre Schrift den Charakter der vollständigsten Unwahrheit trägt.

„Zuerst berufe ich mich auf die Antwort meiner Waffenbrüder in Morelia, betitelt:

> „Widerlegung der von Miguel Lopez publicirten Flugschrift, bezugnehmend auf die Einnahme Querétaro's am 15. Mai 1867, von den gefangenen Stabsoffizieren des kaiserlichen Heeres in Morelia"

und erkläre, daß dieselbe vollkommen der Wahrheit getreu ist, und ganz und gar auch meine Ansichten vertritt.

„Vor der Welt behaupten Sie, Querétaro wäre durch Waffengewalt genommen worden; der Kaiser hätte in der verhängnißvollen Nacht

vom 14. auf den 15. Mai Sie beauftragt, mit dem Feinde zu unterhandeln, die Armee sei vollständig demoralisirt, kein Durchbruch wäre mehr möglich gewesen, und schließlich fordern Sie vor Ihren Mitbürgern, vor der ganzen Welt, die Männer heraus, sich Ihnen zu stellen, welche behaupten, Querétaro wäre durch Verrath gefallen, und welche Ihren Behauptungen zu widersprechen wagen.

„Ich erkläre Ihnen vor der Welt, daß Querétaro gar nicht anders als durch Verrath gefallen ist, daß Sie der Verräther sind, und daß somit das Blut Ihres ehemaligen Souveräns und Wohlthäters an Ihren Händen klebt.

„Es ist eine Unwahrheit, daß der Kaiser Sie beauftragt hat, mit den Feinden zu unterhandeln.

„Nachdem Sie in der besagten Nacht den Kaiser verlassen, hatte ich noch gegen halb 1 Uhr Nachts die Ehre, denselben zu sprechen; der Kaiser hatte niemals und auch in diesem Momente nicht die entfernteste Absicht, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen, denn sein kleines, treues Heer war noch immer begeistert und tapfer genug, um sich mit seinem geliebten Monarchen durch die feindliche Linie hindurchzuschlagen. Abgesehen davon, daß es dem Charakter des verstorbenen Kaisers gänzlich widersprechend war, Ihnen den Befehl zum Unterhandeln mit dem Feinde zu ertheilen, wovon auch Sie vollständig überzeugt sind, werden Sie mir wohl gestatten, Ihnen vor der Welt einige Fragen zu stellen.

„Warum, wenn Sie in dieser verhängnißvollen Nacht des 14. Mai den Befehl hatten, in die Linie des Feindes zu gehen, kehrten Sie gegen 2 Uhr mit einem höheren feindlichen Offizier, den Sie genau kennen, wieder zurück und führten denselben in die „Cruz“ in das Hauptquartier des Kaisers, in unser Reduit?

„Warum gaben Sie, dem Willen des Kaisers vollständig zuwider und gegen mein Wissen, der Leib-Escorte und der ungarischen Hußaren-Schwadron den Befehl zum Absatteln, während ich derselben den Befehl des Kaisers überbracht hatte, über Nacht beständig gesattelt zu haben?

„Warum entfernten Sie eigenmächtig und in einer so gefährlichen Situation wie die damalige, die Wache vor des Kaisers Zimmer, die Infanterie-Compagnie, welche am Eingange der „Cruz“ vereint mit der halben Schwadron vom Regiment der Kaiserin den Sicherheitsdienst versah?

„Warum wurden alle Räume der „Cruz“ bis zur äußersten Huerta auf Ihren Befehl, mit wenig Ausnahmen, gänzlich von Truppen entblößt?

„Warum wurden die acht Geschütze, welche auf dem „Plaza de la Cruz“ standen, mit den Mündungen nach der Stadt gekehrt?

„Warum wurde, als der Feind anrückte, der 56pfünder in dem Werke links von der „Cruz“ von der Bedienungsmannschaft entblößt und umgeworfen?

„Warum führten Sie nach 2 Uhr Nachts denselben feindlichen General, welcher bürgerlich gekleidet war und einen kleinen Handrevolver in der Tasche trug, zu seiner Orientirung in unseren Reduit herum?

„Warum verließen Sie vor 4 Uhr Morgens in Begleitung desselben feindlichen Generals unsere Linie abermals und kehrten nach einer Viertelstunde an der Spitze von zwei feindlichen Bataillonen, dieselben persönlich führend, in den inneren Hof der „Cruz“ zurück, wo Sie von Ihrem Helfershelfer, Oberstlieutenant Jablonski, empfangen und begrüßt wurden?

„Wie kam es, daß Sie, der zufällig gefangene Lopez den ebenfalls gefangenen Jablonski, den wiederum dessen Schwager Legoretta begleitete, welch' Letzterer seinen Platz zu dieser Zeit in seiner Linie am Fluß ungefähr drei Viertelstunden Weges von der „Cruz“ entfernt, einzunehmen hatte, zum Kaiser hinauf sendeten, um diesen zu avisiren, daß der Feind in die „Cruz“ eingedrungen sei?

„Wie ist es zu erklären, daß Sie als Gefangener dann selbst zum Kaiser gingen, um diesem die gleiche Mittheilung zu machen, und daß Sie darauf ohne feindliche Begleitung allein in mein Zimmer traten, mir zurufend: „Schnell, retten Sie das Leben des Kaisers, der Feind ist schon in der „Cruz“?

„Wie rechtfertigen Sie es, daß, als Se. Majestät in Begleitung des treuen Generals Castillo und mir die „Cruz“ verließ, und von dem Feinde bereits umringt war, Sie mit einem höheren feindlichen Offizier, dessen Namen ich hier nicht nennen will, weil er edler und dankbarer handelte wie Sie, einige Worte flüsterten, worauf dieser feindliche Offizier seinen Soldaten den Befehl gab, uns passiren zu lassen, „weil wir Bürger seien“, obschon der Kaiser gerade von diesem feindlichen Offizier sicherlich gekannt sein mußte, obschon auch General Castillo sowohl als ich in voller Uniform waren, und außerdem auch ich noch die Pistolen Sr. Majestät in meiner Hand trug?

„Wie ist es zu erklären, daß Sie an der Spitze des feindlichen Bataillons Nuevo Leon die Hußaren unter Rittmeister Pawlowsky und Oberlieutenant Kählig entwaffnen und absitzen ließen?

„Wie können Sie es rechtfertigen, daß Sie, der gefangene Lopez Offiziere unserer Armee, darunter Major Mostowicki, Rittmeister Antonio Gonzales von der Leib-Escorte, und Lieutenant Goßmann gefangen nahmen und viele andere Offiziere noch folgenden Tages denuncirten?

„Wie ist es erklärlich, daß nach unserer Gefangennahme höhere liberale Offiziere Sie den Verräther nannten?

„Einer derselben bezeichnete Sie als solchen sogar in der Gegenwart des Kaisers und in meiner Gegenwart mit den Worten: solche Leute (wie Lopez) benutzt man und gibt ihnen dann einen Tritt.

„Wie kam es, daß Sie, der gefangene Lopez, immer auf freien Füßen waren?

„Wie konnten Sie schließlich, der gefangene Lopez, sich des kaiserlichen Archivs, sowie anderer Gegenstände Sr. Majestät, z. B. seiner silbernen Waschtoilette, bemächtigen, welche, nebenbei gesagt, niemals wieder zum Vorschein gekommen ist?

„Auf Alles dieses, Herr Miguel Lopez, können Sie nicht ehrlich und offen antworten; es steht fest, und ich behaupte es vor der ganzen Welt, daß Sie Verräther an dem Kaiser und folglich dessen Mörder und der Urheber alles hier vergossenen Blutes sind.

„Eine andere Frage bleibt mir noch übrig an Sie zu stellen:

„Warum haben Sie Ihren Kaiser und Wohlthäter verrathen? Und diese will ich Ihnen selber beantworten. Zunächst wollten Sie Ihre Rache an dem Kaiser ausüben, weil derselbe Ihnen das bereits unterzeichnete Generalspatent vorenthalten hatte. Wenn Sie nicht wissen sollten, was den verstorbenen Monarchen dazu veranlaßt hat, so mögen Sie es denn hier erfahren.

„Ein Tapferer, dessen Blut Sie auf dem Gewissen haben und dessen Namen ich nicht nennen will, damit Sie Ihre Rache nicht an dessen Hinterbliebenen auslassen können, legte Sr. Majestät ein specielles Document vor, in welchem Sie zur Zeit der Präsidentschaft des Santa Anna mittels Armeebefehls schimpflich aus dem Heere entlassen wurden, mit dem Bemerken, nimmermehr eine staatliche Anstellung bekleiden zu dürfen, indem Sie an Ihrem Vaterlande Verrath geübt hätten. Das geschah zur Zeit des amerikanischen Krieges im Jahre 1847.

„Und dann, Herr Miguel Lopez, hat Sie die Furcht geleitet. Sie sahen, daß Entscheidendes in den nächsten Tagen geschehen mußte, und fürchteten wahrscheinlich bei einem Durchbruch unserer Truppen und namentlich im Hinblick auf Ihre Vergangenheit für Ihre Zukunft, für Ihr Leben, und durch diesen zweiten und schändlichen Verrath haben Sie sich bei der liberalen Partei reinwaschen und sichern wollen, und wirklich auch erwirkt, daß Sie Ihr Leben und Ihre Freiheit retteten.

„Ihr dritter Versuch zum Verrath scheiterte, denn nachdem der Kaiser kurze Zeit gefangen war und Sie sich wahrscheinlich in Ihren Hoffnungen getäuscht sahen, schickten Sie eine Person, welche wir Beide kennen, zu demselben und wollten jetzt wieder die liberale Partei verrathen. In meiner Gegenwart sprach diese Person in Ihrem Auftrage, um anzubahnen, daß Sie sich dem Kaiser wieder nähern dürften. Natürlich wurde Ihr Vorschlag mit Verachtung zurückgewiesen.

„Nicht nothwendig ist es, uns das Haus, welches Ihnen der verstorbene Monarch geschenkt hat, als Belohnung zu versprechen, wenn wir Sie des Verrathes überführen; verbleibe es Ihrem unglücklichen, unschuldigen Kinde, dem Sie schon das Theuerste aller Erbtheile entzogen haben, den ehrlichen Namen seines Vaters.

„Es steht dem Manne frei, eine Politik zu erwählen, welche er will, und welche Tendenz ihr immerhin zugrunde liegen möge; aber treu muß man seinen Principien sein. Sie sind den Ihrigen nicht allein untreu geworden, sondern haben außerdem noch das infamste aller Verbrechen begangen, das Verbrechen des Verraths, und haben den Schwur, welchen Sie der kaiserlichen Fahne geleistet — gebrochen.

„Es ist wahr, der Name Miguel Lopez ist historisch und unsterblich geworden; aber die National-Geschichte Mexiko's, die Weltgeschichte wird diesen Namen immer mit den Zeichen des größten Abscheu's und der Verachtung nennen.

„Vor der ganzen Welt fordern Sie Jene auf, sich Ihnen zu stellen, welche Sie des Verraths beschuldigen; ich beschuldige Sie desselben und vor der ganzen Welt acceptire ich Ihre Herausforderung. Ich setze hinreichendes Vertrauen in die Regierung und hoffe, daß diese uns keine Hindernisse in den Weg legen wird.

„Innerhalb kürzester Zeit gehe ich mit mehreren meiner kriegsgefangenen Cameraden nach Oaxaca, unserem neuen Bestimmungsorte ab. Daselbst also werden Sie mich nach Veröffentlichung dieses Briefes bereit finden, Ihnen mit den Waffen in der Hand Rechenschaft zu geben

für das, was ich Ihnen vorstehend mitgetheilt habe. — Gleichzeitig aber erkläre ich Ihnen, daß ich mich auf einen Federkrieg durchaus nicht einlassen werde.

Capuchinas=Querétaro, 4. October 1867.

Felix, Prinz Salm=Salm."

Einen Tag nach der Besetzung von Querétaro erließ Escobedo einen sehr ruhmredigen Armeebefehl, welcher mit Rücksicht auf die von den Liberalen während der Belagerung erlittenen zweiundzwanzig Niederlagen nur als eine leere Prahlerei gelten kann.

Weit interessanter als diese stilistische Uebung des ehemaligen Maulthiertreibers, ist für uns die nachfolgende Proclamation, welche Kaiser Maximilian alsbald nach seiner Gefangennahme erließ.

Von gewisser Seite her ist zwar die Echtheit dieser Proclamation scharf bestritten worden. Jedenfalls ist selbe nicht im Drucke, sondern blos in einigen wenigen Abschriften verbreitet worden, welche nur in einem engen Kreise Verbreitung finden konnten. Uebrigens haben wir Leute gesprochen, welche bestätigen, daß einige Tage nach dem 15. Mai die in Rede stehende, von amerikanischen Blättern zuerst durch die Presse mitgetheilte Proclamation in den Gefängnissen von Querétaro in Copien von Hand zu Hand gegangen sei. — Sie lautet:

„Mitbürger!

„Nachdem der Muth und die Vaterlandsliebe der republikanischen Truppen in dieser Stadt, deren Vertheidigung zur Rettung der Ehre meiner Sache und meiner Abstammung unerläßlich war, meine Herrschaft zerstört, nach jener blutigen Belagerung, in welcher Imperialisten und Republikaner in Entsagung und Tapferkeit unter einander gewetteifert, will ich Euch, Mitbürger, mein Verhalten erklären: Ich kam nach Mexiko, nicht nur beseelt von dem besten Glauben, das Glück von uns Allen und jedes Einzelnen zu sichern, sondern wurde gerufen und beschützt vom Kaiser von Frankreich, Napoleon III. Er hat mich zur Schmach Frankreichs auf das Verlangen der Vereinigten Staaten feige und infam verlassen, nachdem er unnützer Weise das Blut seiner Söhne vergossen und die Schätze des Landes verschwendet hat. Wenn die Nachricht von meinem Falle und von meinem Tode in Europa eintreffen wird, werden alle Monarchen der Lande Carls des Großen von der napoleonischen Dynastie

Rechenschaft fordern für mein Blut und für das Blut der Deutschen, Belgier und Franzosen, das in Mexiko verspritzt wurde. Dann wird Napoleon III. vom Scheitel bis zur Sohle mit Schande bedeckt sein; schon hat er Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich, meinen erhabenen Bruder, als Bittenden für mein Leben bei den Vereinigten Staaten und mich als Kriegsgefangenen in den Händen der republikanischen Regierung und mit meiner in Stücke geschlagenen Krone gesehen. Mitbürger! Das sind meine letzten Worte. Ich wünsche, daß mein Blut Mexiko regeneriren und als warnendes Beispiel allen ehrgeizigen und unvorsichtigen Prinzen dienen möge, und daß Ihr mit Klugheit und Aufrichtigkeit vorgehen und durch Eure Tugenden die Sache, deren Fahne Ihr vertheidigt, veredeln möget. Möge die Vorsehung über Euch wachen und Euch meiner würdig machen.

Maximilian."

Ob echt, ob unecht, können wir nicht mit voller Bestimmtheit aussprechen; aber da diese Proclamation so manches Zutreffende enthält, wollten wir deren Inhalt dem Leser nicht vorenthalten. —

XII.

Nach Warschau.

Seit der Abreise Stanglhuber's und Osman Bey's von der Hauptstadt waren eben volle vierzehn Tage verflossen, als der Baron von Schwarzenfels aus Europa einen Brief empfing, welcher ihn und seine Freundin Zoraïde in hohem Grade bestürzt und ängstlich machte.

Die ruhige Stimmung, welche seit einer Woche in der stillen, friedlichen Behausung des Barons in Folge der von dem getreuen Fernandez aus Maravatio glücklich überbrachten Nachrichten geherrscht, war plötzlich, wie durch den Zauberbann einer bösen Fee, einem unheimlichen Bangen gewichen.

Ernst, sorgenvoll, in hohem Grade unruhig, schritt Schwarzen-

fels am 10. April 1867 in dem großen Saale auf und ab, das fatale Papier, das von Außen den Aufgabs-Poststempel Warschau trug, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand zerknitternd.

Zoraïde saß in einem Fauteuil unweit vor der Thüre, welche nach der Terrasse führte, und blickte trübselig in den Garten hinab, der mit aller tropischen Pracht grünte und blühte, und an dessen Anblick ihr Herz sich sonst so gerne erfreut und gestärkt hatte. — An ihrer Seite stand Alice, über sie halb hinübergebeugt, und küßte ihrer edlen Mutter die Thränen hinweg, welche sich zeitweise zwischen ihren langen, schwarzen Seidenwimpern wider ihren Willen hervorstahlen, denn sie wollte gefaßt und ruhig erscheinen, während ihr Inneres doch so tief schmerzlich bewegt war, und sie alle Mühe hatte, nicht in ein lautes, erschütterndes Weinen auszubrechen.

„Aber was gibt es denn nur, liebe Mutter!“ frug endlich Alice zitternd, denn diese trat erst vor einigen Minuten ein, und wußte überhaupt noch gar nicht, daß ein Brief vor einer Stunde abgegeben worden war.

Der Baron, dessen feines Gehör diese leise ausgesprochene Frage Alicen's vernahm, trat zu den beiden Damen, und mit abgewandtem Gesichte reichte er seiner künftigen Stieftochter das Papier, welches ihn zwischen den Fingern zu brennen schien.

Alice sah zuerst nach der Unterschrift und las den ihr ganz unbekannten Namen: Stanislaus Kolschinski, öffentlicher Notar in Warschau. — Der Brief selbst, welcher bereits vom 26. Februar datirte, lautete, wie folgt:

„Hochgeborner Herr Baron!

„Im Namen Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Isabella Lobieska, geborne von Molikow, deren General-Bevollmächtigter zu sein ich die Ehre habe, bin ich so frei Sie, hochgeborner Herr Baron, in Kenntniß zu setzen, daß meine Clientin ganz decidirt die Absicht hege, alle jene Rechte, welche aus Ihrer ehelichen Verbindung, Herr Baron, mit dem damaligen Fräulein von Molikow gefolgert werden können, nunmehr im vollsten Umfange zur Geltung zu bringen. Ihre Durchlaucht wird daher keinen Augenblick anstehen, den fürstlichen Titel der Lobieski abzulegen und den freiherrlichen der Familie Schwarzenfels schon demnächst wieder anzunehmen, und vor Allem wünscht die edle Dame, die ihrem Herzen so theuren Mutterpflichten

gegen ihren leiblichen Sohn Julius in jener Art und Weise auszuüben, zu denen sie sich sowohl durch das Gesetz als auch durch die Religion berechtigt glaubt. — Ebenso spricht Ihre Durchlaucht die volle Geneigtheit aus, jenen Theil des Ehevertrages, welcher zwischen Ihnen, Herr Baron Alfred von Schwarzenfels und dem Fräulein Isabella von Molikow eine unbedingte Gütergemeinschaft festgesetzt hatte, unverändert als zu Recht bestehend anzuerkennen.

„Dies die Wünsche meiner erlauchten Clientin. — Ich, meinerseits, zweifle keinen Augenblick, daß Sie, Herr Baron, nicht geneigt sein sollten, auf die Ihnen hiermit genau präcisirten Intentionen der Fürstin ohne langes Besinnen einzugehen. Ich wenigstens bin hiervon so unerschütterlich fest überzeugt, daß ich Ihrer Durchlaucht, welche in dieser Angelegenheit schon längst gerichtliche Schritte eingeleitet sehen wollte, allen Ernstes angerathen habe, vorerst den Weg einer freundschaftlichen Verständigung zu betreten. — Nicht ohne Mühe gelang es mir, die Fürstin zu letzterem zu bestimmen, und mit Rücksicht auf die Entfernung, welche uns trennt, den 1. Juni dieses Jahres als den Termin zu erwirken, innerhalb welchen es Ihnen, Herr Baron, freistehen solle, den Absichten Ihrer Durchlaucht aus freier Entschließung zu entsprechen. — Es würde mich unendlich schmerzen, wenn Sie, Herr Baron, den gedachten Termin fruchtlos verstreichen lassen, und mich dadurch zwingen würden, meine Eigenschaft als Rechtsanwalt geltend zu machen.

„Bei diesem Punkte angelangt, muß ich nun auf Dinge zu sprechen kommen, mit denen ich, vom logischen Standpunkte aus, eigentlich hätte beginnen sollen. Nehmen Sie daher auch diese für einen Rechtsanwalt etwas formwidrige Form gütigst für einen Beweis an, daß ich meinem Schreiben nur den Stempel einer vertraulichen Mittheilung aufgedrückt wissen möchte, so wie es überhaupt nicht meine Schuld wäre, wenn unsere weitere Correspondenz einen freundschaftlichen Charakter je verleugnen oder gar mit Vorsatz ablegen sollte.

„Auf alle möglichen Einwände, welche Sie, Herr Baron, gegen die Anerkennung und Fortsetzung ihrer Ehe mit der Fürstin irgendwie zu erheben vermögen, bin ich nicht nur gefaßt, sondern auch vorbereitet und wider selbe vollkommen gewappnet. — Vor Allem kann ich den Beweis herstellen, daß Ihre Durchlaucht erst dann die Ehe mit dem greisen Sobieski einging, als aus Sibirien ämtlich die irrige Nachricht von Ihrem Tode, Herr Baron, eingelaufen war. Ich besitze darüber von

Seite der hohen russischen Regierung eine Bestätigung, welche jeden Zweifel an die Wahrheit zum Gegenstande einer absichtlichen Kränkung der Ehre der Fürstin, mithin zur Basis eines Strafprocesses wider den Verläumder machen müßte. — Daß Sie, Herr Baron, nach Ihrer Rückkehr aus Sibirien die Discretion walten ließen, daß Sie in Anbetracht des hohen Alters des Fürsten sich freiwillig in Geduld ergaben, und damals es vermieden, durch gerichtliche Schritte einen in der haute volée höchst mißlichen Eclat herbeizuführen, muß als eine Handlungsweise bezeichnet werden, welche Ihnen nicht nur zur größten Ehre gereicht, sondern auch für den Fortbestand Ihrer Neigung für die Fürstin, für Ihre stillschweigende Zustimmung zu einem fait accompli um so beredter Zeugniß gibt, als sie sich überdies gegen Ende der Fünfziger Jahre der Fürstin in Biarritz öfters genaht, und von ihr zeitweise nicht unbedeutende Geldbeträge in Empfang genommen haben.

„Wenn man endlich im Sinne hätte, wider die Fürstin wegen zweier Vorfälle, die sich im Laufe des Jahres 1866 in Mexiko ereigneten, nachträglich eine Klage zu erheben, wird die Angeschuldigte sich mit Erfolg zu vertheidigen wissen.

„Nur der Wunsch, jene Dame kennen zu lernen, derentwillen die Fürstin in ihren heiligsten Rechten gestört werden sollte, derentwillen Sie, Herr Baron, auf dem Punkte stehen, das Verbrechen der Bigamie zu begehen, hat Ihre Gemalin bewogen, im verflossenen Jahre nach Mexiko aufzubrechen. Daß die Fürstin sich so weit vergaß, sich der Person von Miß Alice gleichsam als Pfand für ihre aufrechten Ansprüche zu bemächtigen, ist zwar bedauerlich, aber mit Rücksicht auf das Land, wo es geschah, und den Umstand, daß das zeitweilige Zusammenleben der Fürstin mit der jungen Dame, für letztere weder an Leib noch Seele die mindeste Schädigung mit sich brachte, dürfte es wohl sehr schwer fallen, in der Selbsthilfe meiner Clientin einen wirklich straffälligen Moment herauszufinden.

„Was endlich das Unglück anbelangt, welches unweit Maravatio jene Dame betraf, von welcher ich nicht recht weiß, ob ich deren Namen Zoraïde das Prädikat Madame oder Mademoiselle vorzusetzen habe, so spricht die Fürstin ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß in der unbeschreiblichen Angst und Verwirrung, in welche sie damals durch den räuberischen Angriff eines meuterischen Soldaten auf ihren Schmuck versetzt worden war, eine Pistole in's Blinde abgefeuert und die Kugel ihr beabsichtigtes Ziel verfehlt habe. — Uebrigens hat die Fürstin nicht

ermangelt, von dem Major Cadenugo, dem Commandanten der meuterischen Truppe, eine von drei Offizieren mit unterfertigte Bestätigung sich zu verschaffen, daß sie damals zur Nothwehr gezwungen gewesen sei. Ueberdies befindet sich in meinen Händen auch eine ämtliche Abschrift des kriegsrechtlichen Erkenntnisses, wornach der Thäter, welcher meiner Clientin zwei Armbänder von hohem Werthe entriß, zum Tode durch Erschießen verurtheilt worden ist.

„Herr Baron sind zu einsichtsvoll und lebenserfahren, um unter diesen Umständen nicht klar vorauszusehen, zu wessen Gunsten der Urtheilsspruch der Gerichte ausfallen müßte, wenn Sie wider alles Vermuthen, nicht im gütlichen Wege auf die Ihnen im Obigen detaillirten Wünsche der Fürstin eingehen sollten.

„Angesichts der prekären Zustände Mexiko's wurde dieser Brief in drei gleichlautenden Abschriften auf verschiedenen Postrouten gegen Retourrecepisse expedirt.

„Indem ich Sie, Herr Baron, nochmals bitte, den erwähnten Termin gütigst in Erinnerung zu behalten und mir noch vor dessen Ablauf Ihre Willensmeinung kund zu geben, verbleibe ich u. s. w.

Stanislaus Kolschinski."

„Unerhört, schändlich!" rief Alice, als sie zu Ende gelesen. — „Und welche Frechheit!" setzte der Baron bei, dessen Antlitz jetzt vor Entrüstung glühte, „diese elende Person wagt es, von den heiligen Rechten einer Gattin, einer Mutter zu sprechen. Nein, nein! Ein derart ungeheuerliches Gewebe von Lüge und Perfidie, wie in diesem Briefe, ist wohl noch nie dagewesen. Und dann die bodenlose Gemeinheit, welche in jener erheuchelten Unwissenheit dieses erbärmlichen Rabulisten liegt, ob er meine gute, theure Zoraïde per Madame oder Demoiselle zu tituliren habe. Na, warte nur, Du Spitzbube! Alle Knochen im Leibe sollen Dir knacken, Du miserabler Lohnschreiber Deiner nichtswürdigen Clientin. In sechs Tagen geht ein Postdampfer von Veracruz ab, vielleicht für lange Zeit der letzte. Ich reise unbedingt morgen Früh von hier ab. Die Sache ist am Ende weit gefährlicher als ich anfangs dachte. Ich muß vor dem anberaumten Termin in Warschau sein, koste es, was es wolle. Unser ganzes Lebensglück hängt davon ab."

„Wir reisen mit," riefen Zoraïde und Alice, wie aus einem Munde.

„Alice," sagte der Baron bewegt, „Du wolltest, Du könntest Mexiko verlassen, bevor Dein Bräutigam zurück ist?"

„Die Mutter wird Sie, mein liebes Papachen, gewiß nicht allein fort von hier lassen und ich werde meine Mutter nicht verlassen," entgegnete Alice mit Festigkeit.

„Du hast wahr gesprochen, mein liebes Kind," sprach Zoraïde und küßte mit Inbrunst das Mädchen.

„Uebrigens," nahm Alice wieder das Wort, „ist mir um meinen Osman und unseren Freund François nicht bang. Sie sind jetzt in Maravatio jedenfalls mehr in Sicherheit, als wenn sie in der Hauptstadt sich befänden. — Sobald sie dort ihre menschenfreundliche Mission zu Ende gebracht, werden sie uns schon irgendwo jenseits des Oceans zu treffen wissen. Männer, wie diese zwei," schloß sie lächelnd, „gehen in der Welt nicht so leicht verloren."

„Da hast Du Recht, mein Töchterchen," fiel Schwarzenfels zustimmend ein, „aber — was geschieht mit unseren zwei Patienten?"

„Master Staunton, der zur guten Stunde vorige Woche von New-Orleans ankam und unsere liebe Mistreß Kensington, meine so brummige, aber doch so herzensliebe Gouvernante, werden dafür schon sorgen," sagte Alice, „überdies hat ja der junge Mann bereits die Crisis glücklich überstanden."

„Und seit Estefania ihn pflegt, und der schreckliche Irrthum über seine Geburt wenigstens insoweit aufgeklärt ist, geht seine Besserung in der That mit Riesenschritten vorwärts," nahm der Baron das Wort, „Du hast Recht; wir können in dieser Beziehung beruhigt sein. Gebe Gott, daß auch Elvira's volle Genesung zu Stande kömmt."

„Ich hoffe dies mit Bestimmtheit," sagte Zoraïde, „denn wie der gestrige Brief aus Maravatio vermuthen läßt, stünde es in der Macht des Negers Basileo, die Wirkungen des schrecklichen Giftes der Vaudoux zu beheben."

„Gott gebe," sprach der Baron, der den Blick zum Himmel gewendet, „daß es meinem lieben Franz gelingen möge, unser gutes Werk hier glücklich zu Ende zu führen. An Willen, Ausdauer und Scharfsinn wird es ihm und unserem Osman dazu gewiß nicht fehlen. — Ihre Aufgabe ist ja schon nahezu vollendet, aber die unsrige, die unsrige" — setzte er sorgenvoll hinzu, „wann und wie werden wir, meine edle Zoraïde, endlich an das Ziel gelangen; wird uns dies auch überhaupt gelingen?"

„Beten und hoffen wir!" entgegnete Zoraïde unter Thränen, „und darum, in Gottes Namen — auf nach Warschau!"

XIII.

Ein Henkergendarme.

In Warschau, in der Krakauer Vorstadt (Krakowski Przedmiast), deren Hauptstraße die Reiterstatue des Fürsten Josef Poniatowski, ein Meisterwerk Thorwaldsen's als eine herrliche Zierde aufzuweisen hat, befindet sich das palastähnliche Hôtel, welches die Fürstin Lobieska bewohnte, seit sie zum zweiten Male, nämlich im Laufe des Jahres 1866, aus Mexiko nach Europa zurückgekehrt war.

Isabella führte eines der ersten Häuser in der uralten Königsstadt an der Weichsel, deren Glanz und Bedeutung zu vernichten, der russischen Regierung trotz aller Bemühungen selbst durch jene barbarischen, excessiven Gewaltmaßregeln, zu welchen die letzte Revolution des mißhandelten Polenvolkes einen so erwünschten Anlaß gab, dennoch nicht gelingen will.

Die Bevölkerung Warschau's, welche 1850 nahezu 170,000 Seelen betrug, dürfte ungeachtet der schweren Schicksale, welche Warschau in den letzten Jahren trafen, noch immer 130,000 erreichen. — Als eine besondere Eigenthümlichkeit von Warschau fällt dem Fremden sogleich auf, daß seine zahlreichen Gärten und seine 12 öffentlichen Plätze zumeist im Centrum der Stadt gelegen sind, wie z. B. die Alleen von Uzjadow, die mit dem Prater von Wien wetteifern und an deren Ende die Bagatella liegt, ein großartiger und sehr stark besuchter Vergnügungsort. — Diese bei großen Städten nach der Mitte zu ganz ungewöhnliche Raumverschwendung erklärt auch den für die Einwohnerzahl ganz unverhältnißmäßig großen Umfang Warschau's, welcher nicht weniger als drei deutsche Meilen beträgt, wenn wir zu Warschau auch Praga rechnen, welches seit 1832 mittelst einer stehenden Brücke mit der Hauptstadt verbunden ist und naturgemäß zu dieser ebensogut gehört als Pest zu Ofen, ungeachtet des dazwischen liegenden Flusses und einer abgesonderten communalen Verwaltung.

Es würde uns zu weit führen hier eine halbwegs hinreichende Beschreibung Warschau's und seiner imposanten Baudenkmäler liefern zu

wollen. — Die Meth- oder Honigstraße (Miodowa), die Langestraße (Dluga), die Neue Welt (Nowy Swiat), die schon erwähnte Krakauerstraße, die Kurfürstenstraße (Electoralna), die Königs-, die Senatoren-, die Marschalls-, die Niederwall-, die Lescinostraße werden selbst auf denjenigen, welcher Paris, London und Wien gesehen, einen überraschenden Eindruck machen. — Da der einst so reiche polnische Adel theils ausgerottet, theils materiell zu Grunde gerichtet, theils ausgewandert ist, so geht es natürlich in Warschau, dessen Haute volée einst jene von Petersburg in Schatten zu stellen vermochte, dermalen weit einfacher her und von jenen zahllosen prunkenden Equipagen der einheimischen Aristokratie sind nur mehr bei besonderen Anlässen einige vereinzelte Exemplare zu sehen. — Warschau's gegenwärtige Existenz beruht daher so ziemlich ausschließlich auf seiner Industrie, welche glücklicher Weise sich zu großer Bedeutung emporgeschwungen hat und noch immer in der Zunahme begriffen ist. Es besitzt große und kleine Fabriken aller Art; insbesondere sind hervorzuheben mehrere Tuchfabriken, zwölf Fortepianofabriken, 30 Kutschen- und Wagenfabriken, ferner die zahllosen Sattlerwerkstätten, eine sehr große Maschinenfabrik, Dampfmühlen, Brennereien, Brauereien u. s. w. — Die Etablissements von Bedeutung befinden sich fast durchgehends in den Händen von Ausländern und namentlich von Deutschen, welche, wie in allen slavischen Ländern, auch hier ihrer größeren Intelligenz, ihres Fleißes und ihrer Ausdauer wegen von den trägen, indolenten Einheimischen beneidet, angefeindet, ja sogar gehaßt und verfolgt werden.

Der Morgen des 28. Mai war in entzückender Pracht herangebrochen, ein wahrer Wonnemorgen für jedes freie schuldlose Herz, mochte auch dasselbe von Gram erfüllt, mit erdrückenden Sorgen belastet und schon in tausend und aber tausend Hoffnungen getäuscht worden sein. — Das saftige Grün der Fluren, die noch jungfräulich zarten Blätter der Bäume, der wolkenlose tiefblaue Himmel, die sanft erwärmenden Strahlen der Sonne, die so angenehm prickelnde Frische der Morgenluft, das lustige Gezwitscher der Sänger der Lüfte, alles dies auf ein Mal den Sinnen geboten, wie heute, mußte tröstend, erheiternd, beruhigend und erhebend auf Jedermann wirken, in dessen Innerem noch nicht der letzte Funken der Begeisterung für das Schöne, für die Stimme der Natur erloschen war.

Letzteres war jedoch bei der Fürstin Isabella schon längst der Fall, was für uns, die wir die dunklen Schatten ihres vielbewegten Vor-

lebens kennen, wohl nichts Befremdendes an sich hat. In sehr übler Laune schritt sie in ihrem mit verschwenderischem Prunke ausgestatteten Boudoir schon seit zwei Stunden auf und ab, obwohl soeben erst die achte Morgenstunde geschlagen hatte. — Sie schien Jemanden mit größter Ungeduld zu erwarten. — Endlich meldete die Zofe, daß der Herr Advokat Kolschinski im Salon nebenan der Befehle Ihrer Durchlaucht gewärtig sei.

Mit großer, fast überstürzter Hast eilte die Fürstin nach dem Salon und ohne auf die submissen Verbeugungen des Advokaten zu achten, rief sie mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Nun? haben Sie endlich ein Resultat zu Stande gebracht?“

„Ich bedaure, meine gnädige Fürstin,“ entgegnete Kolschinski ehrerbietig, „daß ich über wesentliche neue Zugeständnisse von Seite des Barons nichts zu berichten habe.“

„Sie scheinen die Sache sehr, sehr ungeschickt und lau zu behandeln,“ zürnte die Fürstin, „und da Ihnen von mir der zehnte Theil des Geldes zugesichert ist, erscheint Ihre Energielosigkeit in der That unbegreiflich.“

„Ihre Vorwürfe, Durchlaucht, sind eben so hart, als unverdient,“ bemerkte der Advokat etwas pikirt, „aber da manche Punkte unserer Ansprüche sehr hinfällig sind und insbesonders seit es durch die Ernennung des Baron von Schwarzenfels zum . . .schen General-Consul in Wien für uns unmöglich geworden ist, Ihre Verbindungen mit der russischen Regierung auf eine drastische Weise auszunützen, kann ich zu meinem Leidwesen nicht derart decidirt auftreten, als es ursprünglich in unserm Plane lag.“

„Sie haben Recht, mein lieber Kolschinski,“ erwiderte nach kurzem Besinnen Isabella, „ich gedachte den Baron auf irgend eine Weise mit den hiesigen Behörden in Conflict zu bringen und seine Verhaftung zu veranlassen. Im Gefängnisse wäre Schwarzenfels wohl gefügiger geworden; durch den verwünschten diplomatischen Charakter, der ihn jetzt schützt, ist freilich ein summarisches Verfahren unmöglich geworden. Aber wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß die Zeit drängt — heute ist bereits der 28. Mai und am 1. Juni —“

„Und am 1. Juni, also in vier Tagen,“ ergänzte der Advokat mit Betonung, „werden gewisse Wechsel und Schuldscheine fällig, deren Nichteinlösung den Sequester, oder richtiger gesagt, den totalen Ruin Ihres Vermögens zur Folge hätte.“

Die Fürstin kniff die Lippen, denn Kolschinski hatte wirklich die Wahrheit gesprochen. Ihr Reichthum existirte nur dem Scheine nach. Die Güter, welche ihr die russische Regierung ausgefolgt hatte, waren nicht nur tief verschuldet, sondern auch während der Zeit der Confiscation durch eine überaus schlechte Verwaltung an und für sich unglaublich entwerthet worden.

„Würde die Summe, die der Baron bietet, hinreichen, um den fatalen Sequester ferne zu halten?“ frug Isabella nach einer längeren Pause nicht nur mißmuthig, sondern auch entmuthigt.

„Schwarzenfels ist bereit fünf Millionen Francs zuzugestehen,“ antwortete der Advokat, „mit dieser Summe könnten alle Forderungen befriedigt werden, und es würde dann Ihrer Durchlaucht wieder eine Rente von circa 100.000 Francs zu Gebote stehen; ferner würde der Baron, die Ihrer Durchlaucht in Mexiko durch Demetrius gestohlenen Prätiosen, im Werthe von mindestens einer halben Million, vollzählig zurückstellen.“

„Wie?“ rief Isabella fast entrüstet, „Sie muthen mir zu mit erbärmlichen 100.000 Francs per Jahr auszukommen; ich benöthige wenigstens das Doppelte, und darum muß der Baron noch zwei Millionen dazulegen. Soll ich etwa gleich wieder mit Schuldenmachen beginnen, und in vier oder fünf Jahren auf demselben Punkte stehen, wie heute? — Ich will in Zukunft in rangirten, unabhängigen Verhältnissen leben.“

„Nun denn in Gottes Namen,“ sagte Kolschinski, „ich werde mich auf der Stelle wieder zum Baron begeben. Zwei Millionen Francs mehr oder weniger, sind bei dem enormen Vermögen, welches er und seine — Freundin besitzen, eine Kleinigkeit. Zudem ist er ein Mann, der mit sich reden läßt. Vor acht Tagen, als er ankam, wollte er gar nichts bewilligen, sondern drohte mit den Gerichten. Die Lächerlichkeit der letzteren Idee einer Fürstin Sobieska gegenüber, hier unter russischem Regime, hat er wohl alsbald ohne lange Beweisführungen begriffen und seine Geneigtheit zu einem Vergleiche angebahnt.“

„Um Mittag erwarte ich Sie zu sehen, und ich hoffe nicht mit leeren Händen,“ verabschiedete Isabella ihren Rechtsanwalt.

Als Kolschinski den Salon verließ, und die Fürstin in ihr Boudoir zurückkehren wollte, überreichte ihr ein Diener auf einem silbernen Teller eine Visitkarte, mit dem Bemerken, daß der Herr Chevalier

Ihre Durchlaucht sogleich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Die Fürstin nahm die Karte, las den Namen, der darauf stand, und sann einige Sekunden nach.

„Eustache Chevalier de Courtray," murmelte sie vor sich, „ich kenne diesen Herrn nicht, und dann ist es wohl nicht Sitte, einen Fremden um diese frühe Stunde zu empfangen. — Er möge später kommen; um 11 Uhr."

„Der Chevalier mag diese Abweisung vorausgesehen haben," bemerkte der Diener devot, heftete aber dabei einen lauernden Blick au seine Herrin, „er befahl mir in diesem Falle Ihre Durchlaucht auf die Rückseite der Karte aufmerksam zu machen."

„Ah!" murmelte die Fürstin überrascht vor sich hin, als sie die Karte umgewendet hatte, und darauf einige sonderbare Zeichen gewahrte, „also ein Emissär der polnischen Emigration ist dieser Chevalier. Jetzt begreife ich seine Eile."

„Melden Sie dem Chevalier," sagte sodann Isabella laut, „daß ich sogleich bereit sein werde, ihn zu empfangen."

Nach diesen Worten eilte sie in ihr Boudoir um ihre Morgentoilette mit Hilfe zweier Zofen rasch zu vervollständigen.

„Es geht Alles nach Wunsch," flüsterte der Diener dem Fremden, der in der Antichambre wartete, in's Ohr, „treten Sie nur gleich in den Salon; daß Sie nicht gestört werden, soll meine Sorge sein."

„Haben wir aber von den beiden Zofen nichts zu befürchten?" warf der Fremde besorgt ein.

„Nicht das geringste; auch sie haben unserer Nationalregierung den Eid der Treue geleistet, und sind erprobte, glühende Patriotinen," erwiderte der Diener mit Zuversicht.

Ohne ein Wort zu erwidern, trat der Fremde nun in den Salon, wo er etwa ein kleines Viertelstündchen harren mußte, bis sich die Thüre des Boudoirs öffnete. Die Fürstin wollte in den Salon heraustreten, aber der Fremde schlüpfte in das Boudoir hinein, bevor noch Isabella dessen Schwelle verlassen hatte.

„Mein Herr!" rief die Fürstin höchst befremdet über diese Kühnheit und fixirte scharf den Eindringling. Im nächsten Augenblick stieß sie aber einen Schrei des Entsetzens und der Furcht aus, als sie in dem

Chevalier ihren einst so derb abgetrumpften Verehrer Briancourt erkannte*).

„Ja, ich bin es wirklich, meine holde Fürstin!" höhnte der Chevalier, und seine Züge nahmen einen wahrhaft diabolischen Ausdruck an.

„Was führt Sie hierher, zu mir?" stotterte die Fürstin.

„Zwei Angelegenheiten, die aber unter Einem abgethan sein werden," entgegnete Briancourt rasch.

„Erklären Sie sich deutlicher, Chevalier!" sagte Isabella, indem sie sich ein stolzes beleidigtes Ansehen zu geben suchte, um darunter die instinktive Furcht, von der sie sich beherrscht fühlte, zu verbergen.

„Wie Sie sich, meine schöne Fürstin, wohl noch erinnern werden, bin ich, auf Ihren Befehl vor einigen Jahren in Paris durch Ihre Diener sehr unsanft auf die Straße gesetzt worden und bis zur Stunde habe ich dafür noch immer keine Revanche genommen."

„Soll ich mich vielleicht mit Ihnen schlagen, Herr Chevalier?" spottete Isabella, welche ihre Fassung so ziemlich wieder gewonnen hatte.

„Die Revanche liegt bereits in dem Finale der zweiten Angelegenheit, die mich hierher geführt."

„Sie reizen meine Neugierde," bemerkte Isabella sich zu einem stolzen Lächeln zwingend.

„Ich fühle mich unendlich glücklich, in Ihren Augen wenigstens in einer Beziehung reizend zu sein," entgegnete Briancourt mit ironischer Galanterie, und einem tiefen Complimente, „doch zur Sache. Ich bin von Seite meiner Regierung beauftragt, Ihnen, durchlauchtigste Fürstin, dieses Urtheil zu überreichen, und entledige mich hiermit meines Auftrages."

Nach diesen Worten überreichte Briancourt der Fürstin ein mehrfach zusammengefaltetes, mit einem ganz eigenthümlichen Siegel verschlossenes Papier.

Isabella erblaßte bis in den Mund, als sie dieses Siegel gewahrte und lallte halb unverständlich die Worte:

„Wie kommen Sie zu diesen Papieren, was soll ich damit? Wer sind Sie eigentlich?"

„Ich habe die Ehre zu den geheimen Gerichtsvollziehern der polnischen Nationalregierung zu gehören," erwiderte Briancourt trocken.

---

*) II. Band, S. 192.

„Ein Henkergendarm!“ schrie Isabella von Grauen und Entsetzen befallen und wagte nicht das Papier, das sie mechanisch entfaltet hatte, anzusehen.

„Lesen Sie doch, lesen Sie doch, Madame!“ drängte der Chevalier, „ich habe nicht viel Zeit zu verlieren.“

Hörbar mit den Zähnen klappernd, überflog die Fürstin die furchtbaren Zeilen, welche darthaten, daß die geheime polnische Nationalregierung endlich ihrem langjährigen Verrathe an der Nation auf die Spur gekommen war und sie zur Strafe hierfür zum Tode verurtheilt hatte.

Die Fürstin ließ entsetzt das Papier zur Erde fallen und riß mit Heftigkeit an dem Glockenzuge, so daß der Schall bis in das Boudoir zurückdrang.

Briancourt ließ Isabella gewähren und benützte die Zwischenzeit, um ein gewöhnliches Trinkglas zur Hälfte mit Wasser zu füllen. Dann zog er eine kleine Phiole aus der Tasche und ließ zehn Tropfen einer wasserhellen, aber etwas dicken Flüssigkeit in das Glas träufeln. — Schließlich rührte er das Ganze einige Male mit dem Stiele eines Federhalters, den er vom Secretär der Fürstin genommen, um, da ihm hierzu gerade kein anderes passendes Werkzeug zur Hand war.

Als Isabella keinen ihrer Leute kommen hörte, wollte sie hinausstürzen. — Auch an diesem Vorhaben hinderte sie Briancourt nicht, denn alle Ausgangsthüren waren von außen verschlossen.

„Ich bin verrathen, verkauft!“ hauchte Isabella und sank händeringend in die Kniee.

„Können Sie, Madame, Sie, die Sie Ihr ganzes Leben lang die ganze Welt verrathen und verkauft haben, wohl einen andern Schluß Ihrer nichtswürdigen Laufbahn beanspruchen?“ sagte Briancourt, und auf das giftgeschwängerte Glas deutend, setzte er kalt hinzu: „Machen Sie sich bereit, Fürstin; in einer Viertelstunde muß Alles vorüber sein.“

Isabella umklammerte die Füße des Henkergendarmen und flehte um ihr erbärmliches Leben; sie versprach goldene Berge, sie schwur, daß sie in Hinkunft nur der Nationalregierung dienen, daß sie dieser alle Geheimnisse der Russen verrathen wolle.

Briancourt unterbrach barsch den Redefluß ihrer Todesangst.

„Trinken Sie und zwar auf der Stelle,“ gebot er wild, „dieses Gift tödtet schnell und ohne große Schmerzen. Weigern Sie sich, so muß und wird dieser Dolch seine Schuldigkeit thun.“

XX.



(Seite 187.)

Isabella stieß einen durchdringenden Schrei der Verzweiflung aus. Der Gedanke, daß sie ihr eigenes Blut sehen sollte, flößte ihr unnennbares Grauen ein. Anderseits begriff sie, daß auf Gnade, auf Rettung zu hoffen, vergeblich wäre. Mechanisch setzte sie daher das Glas, das ihr Briancourt mit gebieterischer Miene entgegenhielt, an die Lippen, aber sie zögerte noch immer das todtbringende Naß auf ihre Zunge gleiten zu lassen. Da erfaßte sie Briancourt ganz unvermuthet an den reichen Flechten, und indem er ihren Kopf nach rückwärts riß, benützte er geschickt den Moment, in welchem Isabella aus Entsetzen und Schmerz zu einem gellenden Schreie den Mund weit geöffnet hatte, um ihr den Inhalt des Glases gewaltsam einzugießen. Um nicht zu ersticken, verschluckte Isabella in der That den größten Theil der Flüssigkeit.

Als dies geschehen war, sprang Briancourt zum Fenster und von diesem auf den ganz nahe heranragenden Ast eines hohen Baumes. Mit affenartiger Behendigkeit hatte er schon in der nächsten Minute den Boden erreicht und eilte durch den Garten nach einer Seitenpforte, wo seiner bereits eine Equipage harrte.

„Hilfe, Hilfe!“ kreischte Isabella sich auf dem Boden wie ein Wurm krümmend, „Hilfe, Hilfe! ich sterbe!“

Dann sprang sie wieder in die Höhe, rannte einige Male wie rasend und mit fliegenden Haaren in dem Boudoir und in dem Salon herum, vergebens einen Ausweg suchend und vergebens ihr Angst- und Wehgeschrei von Neuem beginnend.

„Hilfe, Hilfe!“ stöhnte sie fort und fort — das Gift fing an zu wirken, ihre Sinne verwirrten sich, kalter Schweiß perlte von ihrer Stirne und heftige Zuckungen erschütterten ihren ganzen Körper.

„Die Thüren sind verschlossen, wir müssen sie einsprengen!“ rief plötzlich vor der einen Thüre laut eine kräftige Männerstimme.

„Hilfe, Hilfe!“ schrie Isabella abermals, mit dem letzten Aufwande ihrer Kräfte.

Mit donnerndem Gekrache flog jetzt die Thüre auf. Schwarzenfels und dessen Rechtsanwalt stürzten in das Boudoir. Zoraïde stand im Hintergrunde und betrachtete erschüttert die Scene, die sich ihren Augen darbot. Alle Drei waren gekommen, um der Fürstin zu eröffnen, daß das verlangte Sündengeld bezahlt werden würde, falls sie für immer jedem Anspruche auf den Baron und Julius entsagen wollte.

Ein Arzt erschien schnell, gab aber wenig Hoffnung, obwohl ein

beträchtlicher Theil des Giftes verschüttet worden war. — Sowohl Schwarzenfels als Zoraïde vergaßen jetzt, wie viel Uebles ihnen bisher Isabella angethan. Mit aufopfernder Sorgfalt pflegten sie mit eigenen Händen durch sechs volle Tage ihre Todfeindin, welche nur diesen Bemühungen die kurze Fristung ihres Lebens verdankte. Isabella hatte auf diese Weise Zeit zu bereuen und sie that es von Herzen. Ihre Leiden waren furchtbar. — Am letzten Tage, am 2. Juni, als sie fühlte, daß es mit ihr trotz aller ärztlichen Künste dennoch zu Ende ging, nahm sie sich das Herz, an Schwarzenfels noch eine Bitte, ihre letzte Bitte zu richten.

Sie wurde ihr gewährt. Sie durfte ihren Sohn Julius sehen, umarmen und segnen. Der Knabe, der ohnehin für sein Alter sehr verständig war, ahnte, dunkle Erinnerungen aus seiner frühesten Jugend zusammenfassend und mit einzelnen Reden seines Vaters stille vergleichend, wer jene Dame sein möge, deren brechendes Auge auf ihn ruhte. — Er weinte, er war traurig, aber nicht tief gerührt.

Von der Sterbenden hinweg, die ihn einst geboren, blickte Julius fast unablässig nach Zoraïde, welche ihm schon seit so vielen Jahren eine wahrhaft gute, unendlich liebevolle Mutter gewesen.

Diese Gleichgiltigkeit ihres Kindes verbitterte tief die letzten Augenblicke Isabella's, aber sie gestand sich, daß sie auch diese Strafe wohlverdient hatte. — Nur wer Liebe säet, kann Liebe ernten. —

XIV.

Die Katastrophe.

Nachdem Kaiser Maximilian dem General Escobedo seinen Degen übergeben hatte, wurde er in eine kleine Zelle des Kapuzinerklosters von Querétaro gebracht und dort auf das Strengste bewacht. Das am Ende jenes Corridors im ersten Stockwerk befindliche Gemach war klein und schmutzig, und entbehrte jedweden Comforts.

Es war etwa zehn Schritte lang und sechs Schritte breit, und enthielt nichts als ein Feldbett, einen Schrank, zwei Tische, einen Rohrlehnstuhl und vier Rohrstühle. Es hatte einen rohen Ziegelboden, eine

Thüre und nur ein Fenster auf den Gang heraus. Vor ersterer stand eine Schildwache, vor letzterem lag auf einer Strohmatte ein Offizier. Nachts hielten ein General und drei Oberste, mit Revolvern in der Faust, Schildwache vor dem kaiserlichen Gemache. In demselben Corridor befanden sich zwei andere Zellen, worin Mejia und Miramon gefangen gehalten wurden; dieselben, so wie Dr. Basch und die beiden Leibdiener Grill und Düdös durften ungehindert mit dem Kaiser verkehren. Für alle übrigen Personen war der Zutritt zu Maximilian erschwert und mit Formalitäten verknüpft.

Auf den zu dem Gemache Sr. Majestät führenden Treppen und Gängen lagen Hunderte von Soldaten in einer Weise, daß man buchstäblich über sie hinwegschreiten mußte.

Der Kaiser litt schon seit längerer Zeit an Dysenterie, welche seinen Körper ungemein geschwächt hatte, aber geistig blieb er frisch und voll muthiger Fassung und Ergebenheit in sein Schicksal. Die beständige Aufregung, die schlechte Nahrung, die zahllosen Strapatzen wirkten bereits einige Tage vor seiner Gefangennehmung höchst nachtheilig auf seine Gesundheit und es ist wirklich zu verwundern, daß er nicht einer schweren Krankheit als Opfer fiel.

Auf die sogleiche telegraphische Meldung des Generals Escobedo vom Falle Querétaro's an die republikanische Regierung in San Luis Potosi, traf erst nach 6 Tagen, nämlich am 21. Mai, der Befehl ein: „den Proceß dem Gesetze gemäß einzuleiten, damit auf diese Weise nach Anhörung der Vertheidigungen die entsprechende Sentenz gefällt werden könne.“

„Der Bürgerpräsident der Republik,“ heißt es in dem betreffenden Erlasse aus Potosi weiter, „hat somit angeordnet, daß Sie den Proceß über Ferdinand Maximilian und seine sogenannten Generale Don Miguel Miramon und Don Tomas Mejia im Sinne der Paragraphe 6 und 11 des Gesetzes vom 25. Jänner 1862 unter Beobachtung der durch das Gesetz vorgeschriebenen Procedur einleiten.“

In Folge dieser Weisungen beauftragte General Escobedo den Bürger Fiscal Manuel Aspiroz mit der Einleitung des Processes. — Aspiroz ernannte zu Vertheidigern der Angeklagten für den Kaiser: die Advokaten: Jesus M. Vasquez, Eulalio Ortega, Manuel Riva-Palacio und Rafael Martinez de la Torre, — für Miramon: Ignacio Jauregui und Ambrosio Morena, endlich für General Mejia einen gewissen Prospero Vega.

Am 27. Mai richtete der Kaiser an Juarez in San Luis Potosi folgende zwei Telegramme:

„Querétaro 4³/₄ Uhr Nachmittags.

„Herr Präsident! Ich hatte mit Zustimmung des Herrn Generals Escobedo ein Telegramm nach Mexiko abgesendet, in welchem Ich den Baron Magnus und zwei Advokaten zu Meiner Vertheidigung berufe.

„General Diaz hat aber gestern zurücktelegraphirt, daß er ohne Befehl seiner hohen Regierung diesem Verlangen keine Folge geben könne. —

„Ich wünsche nun, Herr Präsident, daß Sie den diesbezüglichen Befehl gefälligst erlassen, damit die Personen, welche Ich berufe und die zu Meiner Vertheidigung unentbehrlich sind, kommen können. Eben so wünsche Ich die Hierherkunft der Repräsentanten Oesterreichs und Belgiens, oder in deren Ermanglung jener Englands und Italiens, da ihre Gegenwart zur Regelung von Familien-Angelegenheiten internationalen Charakters, welche schon vor zwei Monaten hätten geregelt sein sollen, unumgänglich nöthig ist.

Maximilian."

Ferner:

„Querétaro 5 Uhr Nachmittags.

„Herr Präsident! Ich wünsche persönlich von ernsten und wichtigen, das Land betreffenden Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen.

„Entschieden von Vaterlandsliebe beseelt, hoffe Ich, werden Sie eine Zusammenkunft nicht verweigern. Ich bin bereit, trotz den Beschwerden Meiner Krankheit, Mich auf den Weg nach Potosi zu machen.

Maximilian."

Noch am selben Tage traf von Potosi die telegraphische Antwort auf beide Depeschen des Kaisers ein. Sie lautete, daß der Berufung der Gesandten und der Advokaten von Mexiko nach Querétaro nichts im Wege stehe, daß aber hierdurch die Einleitung des Processes nicht aufgehalten werden dürfe und endlich, daß die vom Kaiser gewünschte Zusammenkunft mit dem Präsidenten nicht stattfinden könne.

Wir wollen hier ununtersucht lassen, ob nicht die Schreibweise

des Kaisers, indem er nämlich durch den Gebrauch großer Anfangsbuchstaben der auf seine Person bezüglichen Fürwörter noch immer ein souveränes Prärogative ausübte, es Juarez factisch unmöglich machte, in die Zusammenkunft einzuwilligen.

Nach dieser Correspondenz verstrichen mehr als vierzehn Tage, während welcher die von Maximilian berufenen Geschäftsträger von Oesterreich, Preußen und Belgien in Querétaro eintrafen.

Wir wollen nun dem denkwürdigen Processe, dessen blutiger Ausgang von den Richtern schon im Vorhinein beschlossen war, eine eingehende Aufmerksamkeit widmen.

Den 13. Juni um 8 Uhr Morgens versammelte sich das Kriegsgericht, in Ermanglung einer andern entsprechend großen Räumlichkeit, im Theater Iturbide. Das Gericht nahm die Bühne ein und überließ den ganzen Schauplatz dem Publicum. Rechts auf der Bühne saßen die Mitglieder des Gerichtshofes und ihnen gegenüber auf der linken Seite standen drei Stühle nebst Sitzen für die Vertheidiger.

Das Kriegsgericht bestand aus folgenden Offizieren:

Als Präsident: Oberstlieutenant Platon Sanchez; als dessen Beisitzer: die Majore José Vicente Ramirez und Emilio Lojero, dann die Hauptleute: Ignacio Jurado, Juan Rueda y Auza, José Berastegui und Lucas Villagran.

Um 9 Uhr erklärte der Präsident, Oberstlieutenant Sanchez, die Sitzung sei eröffnet und der vorerwähnte Fiscal Aspiroz verlas die Anklage, nachdem die Generale Miramon und Mejia unter starker Escorte vorgeführt und dem Kriegsgerichte förmlich überantwortet worden waren. — Hierauf folgte die Verlesung der Verhörs- und Zeugenprotocolle, sowie des Protestes des Kaisers gegen die Competenz dieses Kriegsgerichtes und seine Nichtigkeitserklärung jeden gerichtlichen Einschreitens gegen seine Person nach dem Gesetze vom 25. Jänner 1862 über Landesverrath; endlich wurden auch noch das ärztliche Zeugniß über den Krankheitszustand des Kaisers und sein Gesuch um Anweisung eines gesünderen Gefängnisses registrirt.

Uebrigens hatte der Kaiser mündlich erklärt, daß er unter keiner Bedingung, es sei denn unter Anwendung von Gewaltmaßregeln, an einem so profanen Orte, wie das in einen Gerichtssaal umgestaltete Theater, erscheinen werde.

Nun wurde General Mejia vorgerufen und dessen Vertheidiger, Advokat Prospero Vega, verlas seine Vertheidigungsrede. Es würde

zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir dieses Meisterwerk einer Vertheidigungsrede hier vollinhaltlich wiedergeben.

Der Vertheidiger stellte die Behauptung auf, daß das Gesetz vom 25. Januar nur von Artikel 6 bis inclusive Artikel 11 anwendbar sei; denn der Rest stehe im Widerspruch mit den internationalen Gesetzen, und daher könnten die Gefangenen den Strafbestimmungen dieses Gesetzes nicht unterworfen werden. Indem er in einer kurzen Biographie die politische Stellung des Angeklagten flüchtig skizzirte, ließ er dessen militärische Laufbahn bis zum heutigen Tage Revue passiren, um zu beweisen, daß Mejia sich nicht mit der Intervention alliirt habe. Der Vertheidiger erinnerte, daß Mejia aus der Sierra, wo er zu Hause ist und einen großen Anhang besitzt, dem General Doblado eine bewaffnete Neutralität angeboten und diese getreulich gehalten habe, bis die Regierung die Hauptstadt geräumt hatte. Damals habe die Regierung ihren Rückzug beinahe durch das Lager Mejia's bewerkstelligt, wobei der Letztere sie unbelästigt passiren ließ. Dasselbe Benehmen habe er gegen die Offiziere und Beamten der Regierung und auch gegen deren Truppen eingehalten, welch letztere so demoralisirt gewesen seien, daß nichts leichter gewesen wäre, als sie vollends zu vernichten. Mejia sei daher kein Interventionist von dem Schlage der Baranca-Seca. In allen seinen Feldzügen habe er sich auf die Defensive beschränkt, er sei niemals der Angreifer gewesen. Treu seiner Fahne, habe er sich begnügt, seine militärischen Pflichten zu versehen. Als gewichtigstes Moment zu Gunsten Mejia's führte sein Anwalt an, daß er niemals das Blut der Gefangenen vergossen habe, trotzdem er viele Commandanten, Offiziere und Führer der Liberalen in seiner Macht gehabt habe. Er habe sie Alle human behandelt, und als Zeugen für diese seine Behauptung rufe er die Generale Escobedo und Trevino auf. Der unvergeßliche Märthyrer Arteaga sei sein Gefangener gewesen und unzählige Beamte und Soldaten der Republik. Der Vertheidiger berührte hierauf den politischen Charakter seines Clienten und führte aus, daß Mejia getreu der Proclamation jener Regierung, welcher er seine Sympathie gewidmet, an den verschiedenen Phasen des Bürgerkriegs Antheil genommen habe. Als sich jedoch die Intervention im Lande festgesetzt hatte, da habe Mejia sich über die wahre Natur des nun ausbrechenden Bürgerkrieges getäuscht. Er habe den Versprechungen der Fremden Glauben geschenkt und sei überzeugt gewesen, daß die Aufrichtung eines Thrones in Mexiko in der That der Wille des Volkes

gewesen sei. Zum Schlusse wendete sich der beredte Vertheidiger an die Herzen der Richter, erinnerte dieselben an die humanen Principien der Constitution von 1857, welche die Todesstrafe abgeschafft habe, und beschwor sie, die Siegeslorbeern der Republik nicht durch eine blutige Hinrichtung zu beflecken. —

Als hierauf der Präses den General Mejia befragte, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung beizufügen habe und Letzterer es verneinte, ließ man ihn abtreten und General Miramon wurde unter Escorte vorgeführt.

Die Vertheidigung, welche Jauregui und Moreno, die Advokaten Miramon's, vorbrachten, stand im Wesentlichen auf der Basis des Vorredners, jedoch konnten für den zweiten Angeklagten weit weniger Milderungsgründe geltend gemacht werden, als für Mejia, der wirklich ein ehrlicher Charakter war, während auf Miramon der ewige Fluch der Metzeleien von Takubaya ruhte. — Da wir dieser Affaire schon öfters Erwähnung gethan, so sind wir nunmehr verpflichtet, an dieser Stelle hierüber etwas Näheres mitzutheilen.

Im Jahre 1859, als Miramon Präsident war, begab sich dieser den Tag nach der Einnahme von Takubaya, mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem erbärmlichen Marquez ins dortige Spital, wo die Tags zuvor Verwundeten, Freund und Feind durcheinander, gepflegt wurden. Hier trafen sie sieben Aerzte, Männer von Herz und Talent, welche durch die Pflicht der Humanität und ihres Berufes an die Betten von Verwundeten und Sterbenden gefesselt waren. Noch denselben Abend ließ Marquez alle diese Aerzte, darunter auch ein Engländer, Namens John S. Duval, und alle verwundeten (!) feindlichen Offiziere erschießen.

Daß Miramon dem General Marquez hiezu den Befehl ertheilt hatte, ist aus folgendem Actenstücke ersichtlich, welches im mexikanischen Staatsarchive noch heute existirt und lautet:

„Der Obergeneral der Armee an S. E., dem Obercommandanten der Operationsarmee, Don Leonardo Marquez in Takubaya.

„Mexiko am 11. April 1859.

„Noch diesen Abend und unter Ihrer striktesten Verantwortung werden Sie alle Gefangenen im Range der Subaltern- und Stabsoffiziere erschießen lassen und mittelst Liste mir die Anzahl der Erschossenen bekannt geben. Gott und das Gesetz!

Miramon.“

Dem General Marquez war aber die Zahl der Opfer, die ihm dadurch geliefert wurden, zu gering. Er ernannte alle gefangenen Aerzte zu Offizieren und ließ sie dann sammt den andern erschießen. Und dies bezeichnete er und seine Partei als einen ganz correcten Vorgang! —

Als Miramon's Vertheidiger ihre Pladoyer beendigt hatten, welche sie Angesichts solcher Thatsachen, wie die soeben erzählte, wohl selbst für eine unnütze Zeitverschwendung ansehen mochten, wurde der Angeklagte, als er erklärte, daß er zu seiner Vertheidigung nichts weiter vorzubringen habe, in das Gefängniß zurückgebracht.

Nunmehr kam der Proceß gegen den Kaiser an die Reihe. Schon seit einigen Tagen an's Bett gefesselt, befand er sich heute womöglich noch schlechter. Señor Manuel Azpiroz begab sich nach dem Gefängniß, von wo er bald mit der Mittheilung zurückkehrte, daß es dem Gefangenen unmöglich sei, vor dem Gerichtshof zu erscheinen, woraufhin die Herren Jesus Maria Vazquez und Eulalio Ortega abwechselnd die Vertheidigung vortrugen. Der erste Theil derselben umfaßte alle auf den Fall anwendbaren gesetzlichen Erwägungsgründe. Es wurde angeführt, daß der Gerichtshof incompetent sei zur Verhandlung des Falles, daß das angezogene Gesetz hier nicht Anwendung finden könne, weil dasselbe verfassungswidrig sei; die Vertheidiger bekämpften ferner nachdrücklich die Unregelmäßigkeit des vom Gerichtshof beliebten Verfahrens, da derselbe vorgehe in Abwesenheit aller Zeugen, Documente und Beweise. Die Situation, in welcher die Vertheidigung selber sich befinde, sei eine höchst eigenthümliche, unvollkommene. Der vorliegende Fall sei von so weittragender Bedeutung und biete so mannigfache völkerrechtliche, geschichtliche und politische Gesichtspunkte dar, daß die zugestandenen 48 Stunden weitaus nicht hinreichend seien, zu einer angemessenen Vorbereitung. Der Gefangene sollte nicht der geeigneten Mittel zu seiner Vertheidigung beraubt werden, was ganz besonders in diesem Falle ein dringendes Gebot der Nothwendigkeit sei, indem die Natur desselben erheische, daß alle gesetzlichen Vorschriften strengstens eingehalten würden; daß Ruhe und leidenschaftslose Erwägung das Verfahren kennzeichnen, damit der hehre Name der Republik nicht befleckt werde in den Augen der Welt, welche die Lösung dieses socialen Dramas mit ängstlicher Spannung erwartet. Der Gerichtshof verwarf diese Einwendungen der Vertheidiger und nöthigte dieselben, die eigentliche Vertheidigung zu beginnen. Ortega, der nun das Wort ergriff, bemerkte, er wolle auf die gegen den Gefangenen

gerichtete Anklage antworten, weil er gezwungen sei, dies zu thun, nicht weil irgend ein dieselbe unterstützender Beweis vorhanden sei. Er ging die Lebensgeschichte des Angeklagten durch und besprach dessen Ankunft in Mexiko, wie die derselben unmittelbar vorangegangenen Ereignisse, um ihn von der Anklage der Usurpation zu entlasten. Er sagte, Maximilian habe in Miramar eine ihm von einem hohen Würdenträger am Hofe seines Bruders vorgestellte Delegation von Mexikanern empfangen, welche kamen, ihm die Krone von Mexiko anzubieten. Maximilian weigerte sich, dieselbe anzunehmen, solange ihm nicht der Wille der Nation bekannt sei. In der Zwischenzeit occupirten die Franzosen Mexiko, und unter dem Schrecken der Bajonette trat die Assemblée der Notablen zusammen, welche die Errichtung eines Kaiserthumes votirte, dessen Oberhaupt der Erzherzog sein solle. Unter dem Einflusse der erwähnten Assemblée gaben viele Municipalitäten ihre Zustimmungs-Erklärungen ab, und diese Adhäsions-Acte wurden dem erwählten Kaiser übermittelt. Maximilian, der noch immer zauderte, fragte die angesehensten Rechtsgelehrten Englands um Rath, und das Londoner Collegium erklärte, daß er durch den Willen der Nation zum Kaiser erwählt sei. Die Juristen Londons ebensowohl, als der Candidat wußten eben nicht, welche Mittel in Mexiko angewendet zu werden pflegen, um Stimmen-Einhelligkeit des Volkes für siegreiche Parteien zuwege zu bringen.

Maximilian hielt sich selbst nicht für einen Usurpator, sondern im Gegentheile für einen legitimen Souverän, und in diesem Glauben wurde er noch bestärkt durch die Aufnahme, welche ihm bei seiner Ankunft in Mexiko, die ohne alle Begleitung von Truppen, nur in derjenigen seiner Familie erfolgte, zu Theil wurde, sowie durch die ihm auf dem Wege von Vera-Cruz nach der Hauptstadt und an den Orten, die er später im Innern des Landes besuchte, dargebrachten Huldigungen. Señor Ortega stellte in Abrede, daß Maximilian in Mexiko nur ein Werkzeug Frankreichs gewesen; der Erzherzog habe sich vielmehr mit letzterem seit der Uebereinkunft von Miramar in Conflict befunden; Frankreich habe damals die Abtretung der Sonora verlangt und er dieselbe verweigert, ja er sei sogar darauf bestanden, daß der diesen Anspruch formulirende Artikel gestrichen werde. Er habe sich beständig dem Ansinnen der französischen Behörden widersetzt, und dieser Stand der Dinge habe gedauert, bis die Franzosen das Land verließen. Als Maximilian die ersten Symptome allgemeiner Mißver-

gnügthuung gewährte, zog er sich aus der Hauptstadt zurück, berief in Orizaba und Cuernavaca seine Minister zu sich, und berieth mit ihnen über die Gesetzlichkeit seiner Wahl und den Willen des Volkes, und diese stellten ihm vor, wie treu ihm das letztere ergeben sei. Sehr geschickt widerlegte der Anwalt den gegen Maximilian geschleuderten Vorwurf der Grausamkeit gegen Gefangene. Er sagte, das Gesetz vom 3. October sei von ihm unterzeichnet worden, weil man ihm betrügerischerweise den Glauben beigebracht, Präsident Juarez habe das Land verlassen; daß einer der Artikel dieses Gesetzes von dem französischen Oberbefehlshaber dictirt worden sei. Mit diesem Gesetz sei überdies nur beabsichtigt worden, Schrecken einzujagen; denn nie sei ein Gesuch um Begnadigung zurückgewiesen worden. Maximilian hatte Auftrag gegeben, daß, zu welcher Stunde immer, sei es bei Tag oder Nacht, eine Bittschrift um Strafnachsicht eingegeben werden sollte, man ihn unverweilt davon benachrichtige; daß weder seine Ruhe noch seine Arbeiten einen Grund zur Abweisung abgeben sollten, und dies ward strenge befolgt. Zum Schluß suchte der Vertheidiger die Verfassungswidrigkeit des Gesetzes von 1862 nachzuweisen, weil es unverträglich mit dem Geiste der liberalen Partei und den Rechten der Nation sei, insofern der Sieger sich hier zum Richter des Besiegten aufwirft. Er endigte mit einem beredten Appell an die Mitglieder des Gerichtshofes, im Namen der Civilisation und der Geschichte, welche über die schrecklichen heute vollbrachten Thaten ihr Urtheil fällen werde, daß sie im Interesse der Vertheidiger der zweiten Unabhängigkeit Mexikos den guten Namen des Landes in den Augen kommender Generationen bewahren möchten, damit diese für immer die Krönung des größten der Siege durch die größte der Verzeihungen preisen können. Damit schloß die Vertheidigung.

Es war 9 Uhr Abends, als der Präsident anzeigte, daß die Verhandlung auf morgen 8 Uhr Früh vertagt sei, und daß die Vertheidigung nicht länger fortgesetzt werden könne, da der Gerichtshof wünsche, mit Bezug auf einige Punkte in der Sache Berathung zu pflegen.

— 14. Juni. Zur anberaumten Stunde wurde das Kriegsgericht, nachdem die üblichen Förmlichkeiten erledigt waren, als eröffnet erklärt. Von den Angeklagten war keiner zugegen. Der Präsident fragte die Rechtsbeistände der Gefangenen, ob Letztere noch etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten. Die Anwälte antworteten für jetzt nicht, sondern wünschten sich weitere Einreden für eine spätere Periode

des Processes vorbehalten zu können. Señor Manuel Azpiroz verlas hierauf die Anklageschrift gegen die Gefangenen, dieselbe durch gewisse von der sogenannten kaiserlichen Regierung ausgegangene officielle Documente unterstützend. Unter den Anklagepunkten gegen Maximilian ward jener als der belastendste hervorgehoben, daß er durch ein Decret vom 7. März, womit er für den Fall, als er in einer der bevorstehenden Schlachten den Tod finden sollte, eine Regentschaft einsetzte, den Krieg zu verlängern den Versuch gemacht habe. Die Anstrengungen Señor Vega's, die wider die Gefangenen vorgebrachten Beschuldigungen dadurch zu entkräften, daß er das Nichtvorhandensein irgend welchen Beweises für dieselben constatirte, suchte der Ankläger dadurch unwirksam zu machen, daß er sagte, alle Anklagepunkte seien auf die Notorität von Thatsachen begründet, und daß eine solche Notorität hinreichend sei, die Anklage als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Nach Artikel 28 des Gesetzes vom 25. Januar würde es hinreichend gewesen sein, dieselbe als auf ein Capital-Verbrechen gerichtet hinzustellen, selbst ohne vorhergängige Identification der Personen der Angeklagten. Das Nichtvorhandensein der Protocolle und Zeugenaussagen, welches dem Vertheidiger so befremdlich vorkomme, sei ohne Belang. Man bedürfe ihrer nicht. Die Gefangenen wurden mit den Waffen in der Hand ergriffen, und ihre Verbrechen seien der ganzen Welt bekannt. Er schloß mit dem Antrage auf Todesstrafe für die Angeklagten.

Die Herren Vazquez und Ortega replicirten Einer nach dem Andern. Der erstere widerlegte auf das eingehendste die vorgebrachten Beschuldigungen, und schloß mit den denkwürdigen, dem Gerichtshof zugerufenen Worten: „Wenn Sie den Erzherzog zum Tode verurtheilen, so besorge ich darob keine Coalition in Europa, oder daß die Vereinigten Staaten eine drohende Haltung gegen die Republik einnehmen könnten. Ich habe Vertrauen in die liberalen Armeen, welche die Franzosen aus diesem Boden ausgerodet haben. Aber ich fürchte den allgemeinen Vorwurf — der gleich einem Fluch auf unser Land fallen wird, mehr als selbst das Todesurtheil — wegen der Ungiltigkeit des Verfahrens dieses Gerichthofes.“ Sohin ergriff Eulalio Ortega das Wort. Er ist ein ausgezeichneter Redner und erinnert in vielen Stücken an Mirabeau. Seine Zuhörer folgten ihm in athemloser Spannung. Er protestirte zuerst gegen die Regelwidrigkeit des Verfahrens, und wies sodann auf den von Recht und Gesetz anerkannten Grundsatz hin, daß zuerst der

Ankläger seine Anklage zu entwickeln habe, bevor die Vertheidigung beginne, weil die letzten Worte, welche der Gerichtshof vernimmt, jene der Angeklagten sein sollen. Er beschuldigte den Anwalt der Regierung, seine Anklage erst aus den von der Vertheidigung abgegebenen Antworten, im Hinblick auf die von ihr gelieferten Beweise, zusammengestellt zu haben, was mit dem gesetzlichen Herkommen und der rechtlichen Natur aller Dinge im Widerspruche steht. Er warf ihm vor, daß er in seine Anklageschrift Thatumstände aufgenommen habe, welche während der Verhandlung Tags zuvor nicht zur Sprache gebracht worden waren, was beweise, daß dieser Beamte die Nachtzeit, während welcher der Gerichtshof nicht versammelt war, dazu benützt habe, seine Anklage zu vervollständigen; dies sei aber gegen alles Gesetz in einer Frage, wo es sich um Leben oder Tod handelt. Es habe mehr den Anschein, daß der Gefangene auf Grund seiner eigenen Aussagen angeklagt werde, als auf die Beweise hin, welche der Regierungs-Anwalt aufzubringen vermocht habe. Die Anklage gegen den Erzherzog, daß er durch Einsetzung einer Regentschaft für den Fall seines Todes den Krieg zu verlängern gesucht habe, betreffend, so bemerkte der Vertheidiger mit ernstem Nachdruck: „Ich erkläre, daß Maximilian's späterer Abdankungsact aus Cerro de la Campana thatsächlich vorhanden ist. Ich kann Sie auf meine Ehre versichern, und ebenso kann dies der makellose Liberale Mariano Rivas, daß in jener Entsagungs-Urkunde keine Rede von einer Regentschaft ist.“ Was den Artikel 28 betrifft, den der Ankläger zur Rechtfertigung des Nichtvorhandenseins von Zeugenaussagen und Beweisen anführte, so haben bereits alle Vertheidiger ausführlich dargethan, daß die Zeiten der Inquisition vorbei seien, in denen die bloßen Förmlichkeiten Alles waren, was zur Ueberführung des Beschuldigten verlangt wurde. Sie konnten nimmermehr voraussetzen, daß Señor Azpiroz erwarten werde, der hohe Gerichtshof, dessen jugendliche Mitglieder die tapferen und edlen Soldaten der Republik waren, werde zusammentreten, um zu verurtheilen und nicht, zu überführen. Und endlich konnten sie nimmer glauben, daß der ehrenwerthe Gerichtshof sich das Wort gegeben haben könne, eine Posse aufzuführen, anstatt nach den Geboten der eigenen Gewissen seiner Mitglieder vorzugehen. Sie (die Vertheidiger) verachteten es, diese Meinung von den tapfern Führern, aus welchen der Gerichtshof besteht, zu hegen. Dieser Gedanke sei nur das Erzeugniß der seltsamen Beweisführung des Regierungsanwalts.

Einer der Vertheidiger, Vega, fragte den Ankläger, mit welchem Rechte er die Ordre der höchsten Regierung, welche ihm vorschrieb, gemäß Artikel 6 bis 11, enthalten in dem Gesetze vom 25. Januar, vorzugehen und so volle Unparteilichkeit zu wahren, annullirt habe. Señor Ortega verlas die Ordre und constatirte deren Verletzung. Nachdem Señor Jauregui die Vertheidigung zu Ende geführt hatte, präsentirte Señor Moreno einen auf drei Propositionen beruhenden Protest, und verwahrte sich energisch gegen die Zulassung von nachträglichen Zeugenaussagen, insofern, als das Beweisverfahren geschlossen, und der Ankläger in vollkommener Kenntniß des von der Vertheidigung Vorgebrachten sei. Ohne weiter etwas zu äußern, zog sich der Gerichtshof gegen 10 Uhr Nachts zu geheimer Berathung zurück, um das Urtheil zu fällen.

Der Inhalt der Sentenz konnte nicht zweifelhaft sein. — Am 14. Juni um 11 Uhr Nachts wurden Kaiser Maximilian und die Generäle Mejia und Miramon zum Tode des Erschießens einstimmig verurtheilt. Am 15. Juni bestätigte Obergeneral Escobedo diese Sentenz, und fertigte folgendes Telegramm an Juarez nach Potosi ab:

„Bürgerpräsident! Nach Bestätigung des am 14. d. M. gefällten Kriegsrechts-Urtheils durch mich, wurde die Sentenz heute Vormittag 10 Uhr den Verurtheilten publicirt und werden dieselben um 3 Uhr Nachmittags erschossen.

„Querétaro, 16. Juni 1867, NM. 1 Uhr 15 Minuten.

Escobedo."

Der königlich preußische Ministerresident A. v. Magnus war nach Potosi geeilt, um den Präsidenten persönlich zu sprechen und umzustimmen; er wandte Alles an, ohne Erfolg. Juarez blieb unerbittlich.

Herr v. Magnus konnte nur einen zweitägigen Aufschub der Execution erwirken. Juarez ordnete die Hinrichtung für den 19. Juni Früh 7 Uhr an. Dieser Befehl langte jedoch von Potosi in Querétaro erst an, als der unglückliche Kaiser mit den Generalen Mejia und Miramon den eine Viertelstunde langen Weg nach dem Cerro de las Campanas bereits zurückgelegt hatte und am Richtplatze schon aufgestellt war.

Dieser Aufschub der Execution weckte in den drei Verurtheilten neue, aber leider nur trügerische Hoffnungen; es war einmal beschlossen, daß sie sterben sollten, und daß man sie unter dem Schimmer einer Gnade thatsächlich zwei Mal sterben lassen konnte, lieh der Rachsucht und der Blutgier ihrer Henker nur einen wollüstigen Kitzel mehr. —

Auch Herr v. Magnus wiegte sich in der Täuschung, daß der Aufschub der Execution nur das Vorspiel eines Gnadenactes sein könne. So urtheilte nämlich er als Mann von Bildung und Herz, vom Standpunkte der Menschlichkeit und der Civilisation, aber er vergaß, mit welchen Leuten er es zu thun habe, daß die Gegner des Kaisers culturbeleckte indianische Barbaren waren, denen der Trieb nach Rache über Alles ging.

Herr v. Magnus, am 17. Juni von Potosi nach Querétaro zurückgekehrt, ersah im letzteren Orte zu seinem größten Erstaunen, daß sich die Lage des Kaisers in nichts verbessert habe, daß die Hinrichtung wirklich beabsichtigt sei. Er telegraphirte daher im Namen der Humanität und Gerechtigkeit am 18. Juni einen energischen Protest an Juarez, sehr treffend darin die Worte gebrauchend: „die humanen Gebräuche unserer Zeit gestatten nicht, daß man die Verurtheilten morgen ein zweites Mal sterben lasse, nachdem sie bereits alle Qualen der Todesangst erlitten haben."

Herr v. Magnus schloß seinen Protest mit der Versicherung, daß die Souveräne von Preußen, Oesterreich, Großbritannien, Italien, Spanien, Belgien und Schweden bereit seien, der Republik Mexiko alle Garantien zu geben, daß keiner der Gefangenen je zurückkehren und mexikanisches Gebiet betreten wird.

Die Antwort, welche Lerdo de Tejada im Namen des Präsidenten Juarez alsbald gab, lautete dahin, daß die Begnadigung des Erzherzogs Maximilian in Folge sehr ernster Erwägung der Gerechtigkeit und der Nothwendigkeit, den Frieden der Republik zu sichern, für unmöglich gehalten worden.

Die einzige Person, welche Juarez zur Gnade zu stimmen vermocht hätte, wäre seine Gemalin, Margarita Moza de Juarez, gewesen, welche während des Kaiserreiches in Washington lebte, wo sie mit den politischen Notabilitäten der vereinigten Staaten in Beziehung stand. Sie hatte versprochen, den Kaiser zu retten und Alles aufgeboten, um, sobald sie die Gefangennehmung Maximilian's erfuhr,

schleunigst nach Mexiko zu gelangen. Aber sie kam leider zu spät. Wäre sie vor dem 19. Juni eingetroffen, unterblieb die Hinrichtung höchst wahrscheinlich, denn sie besaß auch einen großen Einfluß unter den republikanischen Generälen. Die liberale Partei in Mexiko wußte nämlich sehr gut, daß sie größtentheils der Gemalin des Präsidenten die moralische und materielle Unterstützung der vereinigten Staaten verdankte und daß diese Dame es vorzugsweise war, welche die United States Europaean Bank veranlaßte, den Dissidenten das zum Kriege erforderliche Geld vorzuschießen.

Selbst ein Demokrat von reinstem Wasser, wie Victor Hugo, schauderte bei dem Gedanken, daß Maximilian einen Irrthum mit dem Tode büßen solle.

Wir reproduciren hiermit das Schreiben, welches der große Dichter, von den lautersten Absichten getragen, freilich etwas verspätet, vom Stapel ließ.

Dieser herrliche Pendant zu seiner erschütternden, weltberühmten Schilderung: „Die letzten Tage eines Verurtheilten" lautet:

„Hauteville-House, 20. Juni 1867.

„An den Präsidenten der mexikanischen Republik!

„Sie stehen auf gleicher Höhe mit John Brown, Juarez. Zwei Helden zählt das heutige Amerika: John Brown und Sie — John Brown, durch den die Sclaverei getödtet ward; Sie, durch den die Freiheit fortlebte.

„Mexiko ward gerettet durch ein Princip und durch einen Mann .... der Mann sind Sie.

„... Auf der einen Seite zwei Kaiserreiche, auf der andern ein einziger Mann, ein Mann mit einer Handvoll Männer, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Wald zu Wald gejagt, herumirrend wie ein wildes Thier, auf dessen Einlieferung ein Preis gesetzt ist, bis in seine Höhlen, bis in die Wüsteneien verfolgt. Einige Verzweifelte waren Ihre Generale, ein Haufe von Allem Entblößter Ihre Soldaten. Sie hatten weder Brot, noch Pulver, noch Kanonen; die Büsche waren Ihre Verschanzungen. Hier die Usurpation, welche sich Legitimität nannte, dort das Recht, welches Banditenthum genannt ward. Die Usurpation, welche alle Legionen der Macht in ihrem Solde hatte; das Recht, alleinstehend und splitternackt. Sie, das Recht, Sie haben den Kampf aufgenommen.

„Der Kampf des Einen gegen Alle hat fünf Jahre lang gedauert. Als es Ihnen an Leuten fehlte, schmiedeten Sie sich Waffen aus den Dingen. Die Schrecken des Klimas waren Ihre Bundesgenossen; Ihre mexikanische Sonne war Ihr stärkster Verbündeter; Ihre Vertheidiger waren die unüberschreitbaren Seen, die reißenden Ströme voll von Alligatoren, die fieberbrütenden Moräste, die todtbringende Vegetation, das gelbe Fieber der heißen Zone, die Salzwüsten, die ungeheuren Sandebenen ohne Wasser und Gras, wo die Pferde vor Durst und Hunger sterben, die große, rauhe Hochebene von Anahuac, die gleich Castilien durch ihre Nacktheit unzugänglich ist, von Colima bis zur Nevada de Toluca die kraterreichen, fort und fort von vulcanischen Ausbrüchen erbebenden Ebenen. Sie bedienten sich Ihrer natürlichen Wälle, der rauhen Cordilleren, der hohen Basaltdämme, der colossalen Felsen von Porphyr. Sie führten den Krieg der Giganten und wälzten Berge wider den Feind.

„Und eines Tages, nach diesen fünf Jahren voll von Pulverdampf, Staub und Verblendung, zertheilte sich die Wolke, und man sah die beiden Kaiserreiche zu Boden geschmettert; keine Monarchie, keine Armee mehr, nichts als die Ungeheuerlichkeit der zertrümmerten Usurpation, und auf diesem Trümmerwerke stand aufrecht ein Mann, J u a r e z, und diesem Manne zur Seite: die Freiheit!

„Sie haben das vollbracht, J u a r e z, und es ist groß. Was Sie noch zu thun haben, ist größer.

„Hören Sie, Bürger-Präsident der mexikanischen Republik:

„Sie haben soeben die Macht der Demokratie gezeigt; zeigen Sie jetzt auch ihre Schönheit. Nach dem vernichtenden Blitzstrahl lassen Sie die Morgenröthe sehen. Den Barbaren zeigen Sie die Civilisation; den Despoten die Principien.

„Demüthigen Sie die Könige vor allem Volke, indem Sie ihren Glanz überstrahlen, und üben Sie Barmherzigkeit.

„Durch den Schutz, den wir unseren Feinden gewähren, mehr als durch alles Andere, bethätigen sich die Principien. Ihre Größe besteht im Ignoriren. Die Menschen haben vor den Principien keinen Namen; die Menschen sind d e r Mensch; die Principien kennen nur sich selbst. In ihrer erhabenen Einfalt wissen sie nur das Eine: D a s m e n s c h l i c h e L e b e n i s t u n v e r l e t z l i c h. O wunderbare Unparteilichkeit der Wahrheit! Wie schön ist das Recht, welches keinen Unterschied macht, welches nichts will, als das Recht sein!

„Gerade denen gegenüber, über welche die Gesetze sonst den Tod verhängen, ist es von Wichtigkeit, auf dieses gewaltthätige Mittel zu verzichten. Am schönsten ist es, wenn das Schaffot im Angesichte der Schuldigen niedergerissen wird.

„Möge der Verletzer der Principien durch ein Princip gerettet werden! Möge ihm dieses Glück zu Theil werden! Möge der Verfolger des Rechtes eine Zuflucht in eben diesem Rechte finden! Indem Sie ihn der einen Unverletzlichkeit, der königlichen, entkleiden, legen Sie die andere, die menschliche Unverletzlichkeit, bloß. Er staune darüber, daß das, was ihn heiligt, nicht die Kaiserwürde ist. Möge dieser Prinz, der vielleicht vergaß, daß er vor Allem ein Mensch ist, erfahren, daß das Gebrechliche in ihm der Fürst und die Majestät in ihm der Mensch war.

„Nie hat sich eine glänzendere Gelegenheit dargeboten . . .

„Juarez, lassen Sie die Civilisation diesen unermeßlichen Schritt thun. Juarez, schaffen Sie auf der ganzen Erde die Todesstrafe ab. Es werde der Welt das wunderbare Schauspiel geboten: die Nation, im Begriffe, ihren überwundenen Feind zu zermalmen, gewahrt, daß er ein Mensch ist; sie läßt ihn los und spricht zu ihm: „Du bist vom Volke wie die Andern. Geh!"

„Das, Juarez, wird Ihr zweiter Sieg sein. Der erste, die Niederwerfung der Usurpation, ist herrlich; der zweite, die Schonung des Usurpators, wird erhaben sein.

„Ja, zeigen Sie diesen Fürsten, denen die Richter, diesen Richtern, denen die Henker, diesen Henkern, denen der Tod gehorcht — zeigen Sie ihnen, wie man den Kopf eines Kaisers verschont.

„Schlagen Sie über allen diesen von Blut triefenden Strafgesetzen das Buch des Lichtes auf, und weisen Sie auf der heiligsten Seite des Buches der Bücher auf die Stelle, wo das Gebot Gottes steht: „Du sollst nicht tödten."

„Den Inhalt dieser vier Worte bildet die Pflicht. Sie werden die Pflicht erfüllen.

„Der Usurpator wird gerettet werden, und der Befreier, ach! konnte es nicht sein. Vor acht Jahren, am 2. December 1859, ergriff ich, mit dem Rechte dessen, der zuerst kommt, das Wort im Namen der Demokratie, und ich verlangte von den vereinigten Staaten das Leben John Brown's. Ich habe es nicht erhalten. Heute verlange ich von Mexiko das Leben Maximilian's. Werde ich es erhalten?

„Ja. Und vielleicht sogar in dieser Stunde, ist es bereits geschehen...

„Maximilian wird das Leben Juarez verdanken.

Victor Hugo."

Daß sogar Garibaldi, der Erzfeind des Hauses Habsburg, seine Stimme für Kaiser Maximilian erhoben hat, um Schonung seines Lebens zu erwirken, war bis jetzt unbekannt. Wir lassen somit seinen Aufruf an die mexikanische Nation wörtlich folgen:

„Einen Gruß an Mexiko!

„Wenn sich eine Nation ihrer Befreier mit solcher Beharrlichkeit und mit solchem Heroismus entledigt, wie Mexiko es gethan hat, so verdient dies einen Gruß der Geschwisternationen.

„Zum Glücke für die Menschheit konnte die Saat des nach der neuen Welt verpflanzten Despotismus nicht gedeihen. Gelobt sei Gott! da mit der Saat jener verhängnißvollen Idee, welche noch diese schönen Länder durch Aufopferung der edlen Söhne Frankreichs für ihre auf Verheerungen berechneten Plane in Trostlosigkeit versetzt, der Brudermord einen Sprößling verderblicher Tyranneien auf den jungfräulichen Boden des Columbus zu verpflanzen wünscht, um das Heiligthum der Freiheit aus der großen Republik zu rauben, und dort sein zerrüttetes System fortzusetzen, das er mit solch' infernalischem Studium in seinem wie in unserem Vaterlande eingeführt.

„Sei gegrüßt, heldenmüthiges Volk von Mexiko! Ich beneide Deinen gestählten, ausdauernden Muth, mit dem Du die Freiheit Deiner schönen Republik gegen die Söldner des Despotismus vertheidigst.

„Sei gegrüßt, Juarez! Verfechter der Freiheit der Welt und der menschlichen Würde! Sei gegrüßt! Du verzweifeltest nicht an der Freiheit Deines Volkes, zur Schmach der vielen Verräther, eben so den vereinigten Mächten dreier Königreiche Trotz bietend, wie den Künsten der Nekromantie, welche stets bereit ist, sich mit der Tyrannei zu verbinden.

„Das italienische Volk grüßt Dich zum Beweis der Dankbarkeit dafür, daß Du die Brüder seines Unterdrückers in den Staub getreten.

„Abgesagte Feinde des Blutvergießens, bitten wir Dich um das Leben Maximilian's: verzeihe ihm! Es bitten Dich darum die Mitbürger des Demokraten-Generals Garibaldi, welche auf seinen Be-

fehl von seinen Sbirren erschossen wurden, verzeihe ihm! Gib ihn der Familie unserer Henker zurück, als Beispiel der Großmuth des Volkes, welches stets siegt, aber auch stets verzeiht.

„Castelletti, 5. Juni 1867.

Giuseppe Garibaldi.“

Außer Herr von Magnus hatte sich auch die Gemalin des Prinzen Salm-Salm, der gleichfalls in Querétaro gefangen saß, nach Potosi zu Juarez begeben um um Gnade zu bitten. — Der Präsident beschränkte sich darauf der edlen Dame, welche seit dem Falle der Stadt so aufopfernd und unermüdlich bestrebt war, das Los aller Gefangenen zu mildern, so weit es nur in ihren Kräften stand, in dürren Worten zu erwidern, daß der bereits angeordnete Aufschub werde eingehalten werden, ein weiteres Zugeständniß aber nicht thunlich sei.

Als die Fürstin in Gegenwart ihres Gemals die Resultatlosigkeit ihrer Reise unter Thränen mitgetheilt, blieb der Kaiser ganz gefaßt und sagte: „Gott segne Sie, Madame; Ihre Güte ist zu groß. Leider bin ich nicht im Stande Sie würdig zu belohnen.“

Die Prinzessin war einer Ohnmacht nahe. Ihr Gesicht war gebräunt und mit Staub bedeckt, ihre Schuhe zerrissen. Als der Kaiser ihre nervöse Aufregung wahrnahm, führte er sie zu einem Stuhle: „Sie scheinen erschöpft, Madame,“ sprach er, „und wir haben Ihnen nichts anzubieten. Prinz — beschäftigen Sie sich mit Ihrer Frau, und,“ setzte er bitter lächelnd hinzu, „kümmern Sie sich nicht um einen — Todten.“

Nach diesen Worten wendete er sich um, und sah zum Fenster hinaus. Augenscheinlich war er froh, sein Gesicht verbergen zu können. Seine Verzweiflung war eine innere.

Am 17. Juni richtete Kaiser Maximilian an Herrn Baron Lago, österreichischen Gesandten in Mexiko, folgendes Schreiben:

„Lieber Baron Lago!

„Ich bin fertig mit dieser Welt; meine letzten Wünsche beziehen sich nur auf meine sterblichen Ueberreste, die bald von allem Schmerz erlöst sein werden, so wie auch diejenigen, die mich überleben müssen. Mein Arzt, Dr. Basch, wird meine Leiche nach Vera-Cruz bringen lassen. Es werden ihn nur meine beiden Diener Grill und Tüdös begleiten. Ich habe angeordnet, daß mein Leichnam ohne Feierlichkeit oder Gepränge nach Vera-Cruz gebracht werde, und daß auf dem Schiffe,

das ihn nach Europa befördern soll, keine außergewöhnliche Ceremonie stattfinde. Den Tod erwarte ich mit Ruhe, und in derselben Ruhe wünsche ich im Sarge gelassen zu werden. Sie werden Maßregeln treffen, mein lieber Baron, daß Dr. Basch und meine beiden Diener, die meine Leiche in ihre Obhut nehmen, sie in einem der beiden Kriegsschiffe nach Europa begleiten können. Drüben wünsche ich neben meiner armen Gattin begraben zu werden. Wenn die Nachricht von dem Tode meiner armen Gattin falsch sein sollte, so möge mein Leichnam irgendwo beigesetzt werden, bis die Kaiserin mir im Tode folgt.

„Haben Sie die Güte, darauf zu achten, daß die nöthigen Befehle an den Kapitän Gröller ergehen. Haben Sie auch die Güte, Maßregeln zu treffen, daß die Witwe meines treuen Waffengefährten Miramon mit einem der Kriegsschiffe nach Europa gehen könne. Ich rechne umsomehr auf die Erfüllung dieser Bitte, als sie von mir beauftragt ist, bei meiner Mutter in Wien zu bleiben. Ich danke Ihnen nochmals von Herzen für die Mühe, die Sie sich um meinetwillen geben, und verbleibe Ihr wohlgeneigter

Maximilian, m. p.“

Aus diesem Briefe, der vorletzte, welchen der unglückliche Monarch schrieb, geht hervor, daß der Kaiser seine arme Gemalin für todt hielt, ein Umstand, der später seine Verlassenschaftsabhandlung bedeutend zu verwirren drohte.

Es wird befremden, daß Baron Lago nicht gleich dem Herrn von Magnus während der letzten Tage des Kaisers in Querétaro anwesend war.

Hören wir, was Baron Lago hierüber in seinem Berichte de dato Mexiko 25. Juni 1867 an Minister Beust meldet.

„Am 14. (Juni) Morgens 9 Uhr wurden wir: Herr Hooriecks, Herr Curtopassi, Herr Forest und ich, durch einen Adjutanten des Generals Escobedo abgeholt, und auf das Hauptquartier abgeführt. Hier wurde uns von dem Stadtcommandanten auf Befehl des obgenannten Generals, die Weisung ohne alle Angabe von Motiven ertheilt, binnen zwei Stunden Querétaro zu verlassen. Wir konnten kaum noch den Kaiser von der über uns verhängten Maßregel insgeheim benachrichtigen, und unsere Effecten zusammenpacken, als ein weiterer Befehl vom Hauptquartiere eintraf, augenblicklich die Stadt zu verlassen. Eine Viertelstunde darauf befanden

wir uns in einer von uns gemietheten Extra-Diligence; der Adjutant des Generals Escobedo übergab uns hierauf einen zur Reise nach Cuantitlan-Takubaya lautenden Gesammtpaß, und theilte uns auf Befehl des genannten Generals mit, daß, wenn wir nicht Querétaro sofort verlassen würden, oder aber in den nächsten sieben bis acht Tagen dahin zurückkehrten, uns dies das Leben kosten würde (les costarà la vida!). Nach einer sehr beschwerlichen Reise langten wir am Abend des 16. in Takubaya an, wo wir in Erfahrung brachten, daß General Marquez noch immer an keine Uebergabe der Stadt denke, sondern die Bewohner in der schamlosesten Weise auszuplündern, und zu torturiren fortfahre, dagegen aber die glänzendsten Siege des Kaisers und dessen täglich zu erwartendes Erscheinen angesichts der Hauptstadt officiell proclamire. Die Hungersnoth in der Hauptstadt hatte inzwischen einen furchtbaren Grad erreicht, und war ein Drittel der Bevölkerung bereits nach den umliegenden, von den Liberalen besetzten Ortschaften ausgewandert, wo grenzenlose Misère herrschte und böse Epidemien zu grassiren begannen. Die Erbitterung im liberalen Lager gegen General Marquez, die übrigen kaiserlichen Generale, und auch gegen die in Mexiko unter deren Commando noch dienenden fremden Offiziere und Soldaten war grenzenlos, da man nunmehr unmöglich länger annehmen konnte, daß dieselben über das Schicksal im Zweifel sein konnten, welches den Kaiser betroffen hatte. Man warf ihnen daher vor, das Blutvergießen unnützerweise und ohne Aussicht auf Erfolg, aus bloßer Verstocktheit und Parteileidenschaft fortsetzen zu wollen. Sämmtliche höheren mexikanischen und europäischen Offiziere standen demnach auf der Liste derjenigen, welche nach erfolgter Einnahme Mexikos ihr Leben einzubüßen hätten. Andererseits hatte Se. Majestät der Kaiser mir sowohl wie meinen Collegen gegenüber, den Lugarteniente General Marquez als den größten Verräther bezeichnet."

Nachdem der Kaiser den obigen Brief geschrieben, ging er an die Vertheilung kleiner Angedenken, welche sein getreuer Arzt Dr. Basch folgender Maßen seiner Bestimmung zuzuführen hatte. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich erhielt das Ritterkreuz des mexikanischen Adler-Ordens, das weiland Kaiser Max selbst getragen, und eine goldene Medaille mit dem Bildnisse der Santa Maria de Guadalupe. Ihre Majestät die Kaiserin einen Fächer. Die Kaiserin Karoline Auguste einen kleinen Rosenkranz. Die Frau Erzherzogin Sophie zwei Ringe, darunter den Trauring des Kaisers, das von einer Kugel

gestreifte Scapulier, das Kaiser Max, als er erschossen wurde, in der Brusttasche des Gilets trug, und ein gesticktes Kopfkissen mit der Kaiserkrone, das die Damen von Querétaro dem Kaiser bei seinem Einzuge daselbst überreicht hatten. Sein Vater, Herr Erzherzog Franz Karl den Rosenkranz, welchen der Kaiser bei seinem letzten, schweren Gange in Händen gehabt. Erzherzog Karl Ludwig den Siegelring des Kaisers. Erzherzog Ludwig Viktor eine silberne Medaille mit dem Bildnisse der Mutter Gottes. Die Königin von England ein goldenes Medaillon mit einer Haarlocke der Kaiserin Charlotte. Der König der Belgier das Ritterkreuz des Guadalupe-Ordens, das der Kaiser während der Belagerung Querétaros getragen. Der Graf von Flandern die goldene Taschenuhr des Kaisers sammt der Kette. Die Fürstin Marie Auersperg, ehemalige Hofdame der Kaiserin Charlotte, einen Palmenblattfächer. Graf Hadik de Futak, Oberfthofmeister des Kaisers Max, als er noch Erzherzog war, ein paar Hemdknöpfe. Marquis Corio ein paar goldene Sporen. Linienschiffskapitän und ehemaliger Präfekt von Miramar, Eduard Ritter von Radonetz den kleinen Handspiegel des Kaisers. Marine-Chefarzt Dr. Jillek die Geschichte Italiens von Cesare Cantú mit der eigenhändigen Widmung des Kaisers, und einen Spazierstock. Rock und Gilet, welche der Kaiser bei der Hinrichtung getragen, und die der Attaché Schmied von Tavera im September vorigen Jahres als erste Reliquien nach Wien gebracht, waren demselben in Querétaro ebenfalls von Dr. Basch behufs möglich frühester Uebergabe ausgefolgt worden. Der Sombrero (breiter mexikanischer Hut), welchen der Kaiser bei der Gefangennahme trug, wurde von Dr. Basch dem Oberfthofmeisteramte übergeben, und ist derselbe, gemäß dem Wunsche des Kaisers Max für das Museum in Miramar bestimmt.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Juni griff der Kaiser das letzte Mal zur Feder, und schrieb folgenden Brief, dessen Existenz bisher unbekannt geblieben sein dürfte.

„Herr Benito Juarez! Im Begriffe zu sterben, weil ich den Versuch gemacht, ob ich durch Einführung neuer Institutionen nicht dem blutigen Bürgerkriege ein Ende machen könnte, welcher seit einer Reihe von Jahren dieses unglückliche Land zu Grunde richtet, würde ich mein Leben mit Freude hingeben, wenn ich wüßte, daß dieses Opfer zum Frieden und zur Wohlfahrt meines neuen Vaterlandes beitragen könnte. Auf das innigste überzeugt, daß nichts Beständiges aus einem blut-

getränkten Boden sich erheben kann und erschüttert von gewaltigen Schicksalsschlägen beschwöre ich Sie in der feierlichsten Weise, und mit der Aufrichtigkeit, welche mir die wenigen Augenblicke, die ich noch zu leben habe, einflößen, kein anderes Blut mehr, als das meine fließen zu lassen. Ich beschwöre Sie auch, jene Ausdauer, welche ich mitten im Glücke erkennen und loben gelernt habe, und mit welcher Sie stets eine heute triumphirende Sache vertheidigten, anzuwenden bei der erhabenen Aufgabe der Versöhnung der Geister, um auf einer festen und dauerhaften Grundlage den Frieden und die Ruhe in diesem unglücklichen Lande wieder herzustellen."

Endlich nahte der verhängnißvolle Morgen des 19. Juni. Um 6 Uhr Früh wurde der Kaiser mit den beiden Generalen aus dem Convent de las Capuchinas herausgeführt. — Maximilian lehnte sich einen Augenblick an die Thüre und sagte:

„Welch' ein schöner Himmel! So habe ich ihn für den Tag meines Todes gewünscht."

Hierauf bestiegen sie Alle mit einem Priester den Wagen. Alle waren elegant gekleidet, als wollten sie einen Ball besuchen. Der Aufbruch nach dem Hinrichtungsplatze Cerro de la Campana geschah unter einer Escorte von 4000 Mann. Zur Executionsstätte war ein von dem Orte, wo Maximilian sich ergeben hatte, nur hundert Schritte entfernter Platz gewählt worden. Der Kaiser stieg vom Wagen, schritt mit aufrecht erhobenem Haupte weiter und schüttelte in einer durchaus ungekünstelten Weise den Staub von seinen Kleidern. Er erkundigte sich um die Soldaten, welche nach ihm schießen sollten und gab jedem derselben eine Unze Gold, indem er sie dabei ersuchte, gut zu zielen. Der Subaltern-Offizier, welcher die Execution commandirte, erklärte dem Kaiser, daß er seine Mission bedauere, da er fürchte, der Kaiser werde mit Unwillen gegen ihn, welcher die Execution auszuführen habe, aus der Welt scheiden; aber er müsse den erhaltenen Befehlen gehorchen; wenn die Sache von ihm abhinge, so würde dies Alles nicht geschehen, denn er mißbillige von ganzem Herzen die That, welche hier vorbereitet werde. Mit bewunderungswürdigem Freimuth erwiderte der Kaiser: „Muchacho (junger Mann)! ein Soldat muß immer dem Befehle gehorchen. Ich danke Ihnen für Ihre wohlwollenden Gesinnungen, fordere Sie jedoch auf, Ihren Befehlen zu gehorchen."

Er näherte sich sodann den Generalen Miramon und Mejia, und indem er sie dreimal herzlich umarmte, sagte er: „In wenigen

Minuten werden wir uns in einer andern Welt begegnen.“ Miramon und Mejia erwiderten die Umarmung.

Maximilian hatte bisher die Mitte eingenommen. Jetzt wendete er sich an Miramon und sagte: „General, ein tapferer Mann wird von Monarchen am meisten geschätzt. Ich will Ihnen den Ehrenplatz einräumen.“ Dies sagend, wies er ihm die Mitte an. Zu Mejia sich wendend, sprach der Kaiser: „General, was in dieser Welt nicht belohnt wird, ist des Lohnes im Himmel gewiß.“

Mejia war sehr niedergeschlagen, denn wenige Minuten zuvor hatte man sein Weib, welches eben entbunden worden war, mit ihrem neugebornen Kinde wahnsinnig in den Straßen von Querétaro umherirren gesehen, ein Anblick, welcher einen Tiger zu Thränen rühren mußte.

Indem der Kaiser einige Schritte vortrat, sprach er mit außerordentlicher Gelassenheit mit klarer und weithin schallender Stimme folgende Worte: „Mexikaner! Männer meines Standes und meiner Abstammung, welche von meinen Gesinnungen beseelt sind, sind von der Vorsehung bestimmt, das Glück der Völker zu begründen oder die Märtyrer derselben zu werden. Als ich hierher kam, brachte ich keine illegitimen Ideen mit mir. Denn ich folgte dem Rufe von Mexikanern, welche es ehrlich mit ihrem Vaterlande meinen und welche heute mit mir unterliegen. Bevor ich in das Grab sinke, will ich noch hinzufügen, daß ich den Trost, alles Gute, welches in meinen Kräften stand, gethan zu haben, und die Befriedigung, von meinen treuen und geliebten Generalen nicht verlassen worden zu sein, mit in's Grab nehme. Mexikaner! Möge mein Blut das letzte sein, welches vergossen wird, und möge es Mexiko, mein unglückliches adoptirtes Vaterland, regeneriren.“ Er trat sodann seitwärts, und den einen Fuß vorgestreckt, die Hände über seine Brust gekreuzt, die Augen zum Himmel gerichtet, erwartete er ruhig den Tod.

Miramon nahm aus seiner Tasche einen kleinen Zettel, räusperte sich, und indem er seine Augen auf den 4000 Soldaten umherschweifen ließ — gleichsam als würde er über sie Parade halten — redete er sie folgendermaßen an: „Soldaten und Landsleute! Ich befinde mich hier als ein zum Tode verurtheilter Verräther. In dem Augenblicke, wo mein Leben nicht mehr mir angehört, in dem Augenblicke, wo meine Athemzüge gezählt sind, will ich vor euch und vor der ganzen Welt erklären, daß ich niemals ein Verräther gegen mein Vaterland

war. Ich habe für dasselbe gekämpft und falle heute mit Ehren. Ich habe Kinder, aber niemals werden sie glauben, daß ihr Vater jenes abscheulichen Verbrechens schuldig sei, dessen ich heute in verleumderischer Weise angeklagt werde. Mexikaner! Hoch lebe Mexiko! Hoch der Kaiser!" Diese Vivas rief er mit der ganzen Macht seiner Stimme. Jedermann war consternirt, auf einigen Gesichtern sah man Thränen. Die Drei umarmten sich hierauf zum letzten Male.

Miramon und Mejia waren verurtheilt worden, als „Landesverräther" von rückwärts erschossen zu werden, Maximilian hingegen sollte das tödtliche Blei von vorne erhalten. Er bat sich als eine Gunst aus, daß man auf seine Brust und nicht auf sein Haupt schießen möge, damit nicht durch Entstellung des Gesichtes der Schmerz der Mutter, welche ihn ohne Zweifel noch einmal zu betrachten wünsche, verdoppelt werde. Dieser Wunsch kindlicher Liebe wurde beachtet.

Der Kaiser überragte an Leibesgröße sowohl Miramon, als auch Mejia. Er war vom Kopf bis zu den Füßen ganz schwarz gekleidet, auf seinem zugeknöpften Rocke befand sich auf der linken Seite ein Ordensstern von ciselirtem Silber; ein mexikanischer Hut mit breiten, nicht aufgestülpten Krempen beschattete den Kopf.

Die verhängnißvollen Schüsse fielen. — Als der Rauch sich verzogen hatte, sah man, daß der Kaiser nach rückwärts, seine Generale nach vorne gefallen waren. Nur Mejia rührte sich nicht mehr. Der Kaiser bewegte krampfhaft die Füße und sein Kopf rollte von rechts nach links. Miramon war etwas seitwärts gefallen, so zwar, daß seine Füße fast den Kaiser berührten. Der Sergeant, welcher den Auftrag hatte, den Prinzen zum Tode zu befördern, mußte über seinen Körper treten, um seine traurige Mission zu erfüllen. Er schlug ihm auf den Kopf, welcher hierauf zu rollen aufhörte; aber die Beine bewegten sich immer noch. Da keiner von den Soldaten sein Gewehr geladen hatte, war der Sergeant, welcher seinen Schuß abgeschossen hatte, gezwungen, sein Gewehr aufs neue zu laden. Er war jedoch so aufgeregt, daß er mehrmals von neuem beginnen mußte. Seine Hände zitterten so, daß er unfähig war, den Ladestock auf seinen Platz zu stecken. Er mußte ihn zur Erde fallen lassen, um die Hand zum Losdrücken des zweiten Schusses frei zu bekommen. Dann erst war Alles vorüber! — — —

Von den Bewohnern Querétaro's war keine Seele anwesend; die Straßen waren verödet und die Hausthore geschlossen.

Erst um 9 Uhr wurden die Leichname vom Oberst Miguel Palacios abgeholt und in einer Miethkutsche nach dem Convente las Capuchinas zurückgeführt.

Dem Wunsche des Kaisers gemäß sollte sein Leichnam von seinem Leibarzte Dr. Basch einbalsamirt werden; General Escobedo ließ jedoch, den ihm aus San Luis Potosi zugekommenen Weisungen folgend, die Einbalsamirung durch mexikanische Aerzte nach der egyptischen Methode vornehmen. Sie benöthigten hiezu sieben Tage. Da die Brust und der Unterleib von mehreren Kugeln durchbohrt waren, mußte eine ganz besondere Sorgfalt angewendet werden.

Bei der Section, durch die Aerzte Rivadaneira und Licente unter Dr. Lisso's Aufsicht vorgenommen, erwies sich das Herz Maximilian's von ganz ungewöhnlicher Größe.

Die Körper von Miramon und Mejia wurden an ihre Freunde ausgeliefert.

Nach der Einbalsamirung des kaiserlichen Leichnams that Herr v. Magnus energische, aber vergebliche Schritte wegen dessen Auslieferung. — Kurz hierauf verfiel er in Folge der unzeheuren Gemüthserschütterung und der verpesteten Luft in Querétaro in ein gefährliches typhöses Fieber und mußte nach Potosi gebracht werden.

Der Sarg, der die Leiche des Kaisers Maximilian enthielt, befand sich bei Dr. Lisso, im Hause eines gewissen Muñoz Ledo. Ein Soldat stand Wache, bereit, Jeden, der die Leiche sehen wollte, um wenige Realen hineinzulassen. Das Zimmer hatte das Aussehen einer Rumpelkammer und war sehr dunkel und schmutzig. Der Sarg stand in der Mitte des Zimmers auf zwei roh behauenen hölzernen Bänken und war mit schwarzem Tuche und Goldlitzen verziert. Am Kopfende war eine Schiebplatte angebracht, unter der sich drei mit Glas verschlossene Oeffnungen befanden, welche einen Blick auf die Gesichtszüge des Kaisers gestatteten. Eine Talgkerze wurde von dem Soldaten gehalten. Des Kaisers Anzug bestand aus einem blauen Rock mit gelben Metallknöpfen, dunkelblauen Beinkleidern und Reiterstiefeln; seine Hände sind mit Handschuhen bedeckt. Mund und Augen waren theilweise offen, so daß man Zähne und Augen sehen konnte. Bekanntlich hatte der Kaiser blaue Augen; in Ermanglung solcher setzten ihm die Aerzte ein paar schwarze ein, welche der in jenem Convente einbalsamirten heiligen Ursula entnommen wurden.

Sein Bart fehlte fast ganz, sowie ein Theil seines Hauptaares, das

von Dr. Lisso in kleinen Locken, pr. Stück zu 80 Piaster, verkauft wurde. Der Leichnam des Kaisers blieb in Lisso's Haus bis Mitte August. Für kleine Stücke der mit Blut befleckten Kleider, die Lisso zerschnitt, erhielt er große Summen.

Es wurde sogar behauptet, daß dieser elende Leichenschänder ein Stück vom Schädel entfernt und dafür eine große Summe empfangen habe.

Dr. Lisso führt zu seiner Entschuldigung an, daß die juaristische Regierung ihm seine Rechnung für die Einbalsamirung nicht nach Wunsch bezahlt habe.

Das Schwert, welches Maximilian am Tage der Uebergabe Querétaro's getragen und an Escobedo übergeben hat, wurde am 24. Juni dem Präsidenten Juarez überreicht, welcher erklärte, er werde dasselbe dem zu berufenden Congresse übergeben.

Die Hinrichtung des Kaisers wurde dem mexikanischen Volke durch folgende Proclamation angezeigt:

„Ferdinand Maximilian von Habsburg, Erzherzog von Oesterreich, Verbündeter Napoleon III., welcher nach Mexiko gekommen, um diesem Lande seine Unabhängigkeit und seine Institutionen zu entreißen, und welcher als Usurpator der National-Souveränität sich den Titel Kaiser beigelegt hatte, wurde mit Willen der Nation, nachdem die republikanischen Streitkräfte (?!?) ihn am 15. Mai 1867 in Querétaro in Kriegsgefangenschaft gebracht haben, in Haft gesetzt, von einem Kriegsgerichte wegen seines Verbrechens gegen die Unabhängigkeit der Nation zum Tode verurtheilt und in Querétaro selbst am 19. Juni 1867 um 7 Uhr Morgens mit den Ex-Generalen Miramon und Mejia hingerichtet. — Friede seiner Asche!“

Wir müssen nun einen chronologischen Irrthum berichtigen, der für uns, die wir im Mittelpunkt von Europa leben, hinsichtlich der richtigen Zeit besteht, in welcher der bedauernswürdige Monarch gestorben ist. Hierfür die 7. Morgenstunde des 19. Juni anzunehmen, ist nur beziehungsweise, nämlich für den Meridian von Querétaro richtig; denn der Meridianunterschied zwischen Mexiko und Centraleuropa beträgt (in runder Summe) nicht weniger als 130 Grade. Dies bringt einen Zeitunterschied von 8 Stunden und 40 Minuten mit sich und zwar derart, daß unsere Uhren gegen jene von Mexiko um 8²/₃ Stunden zu früh gehen müssen, oder umgekehrt, die Uhren von Mexiko gehen gegen die unserigen um 8²/₃ Stunden zu spät, welch' letzteres

so viel heißt, als: die Zeit, welche in diesem Augenblicke die Uhr in Querétaro anzeigt, haben wir vor 8 Stunden und 40 Minuten hier bereits gehabt.

Hieraus folgt sonnenklar, daß man in Wien, wenn man daselbst vom Standpunkte der absoluten Gleichzeitigkeit in dem wirklichen, genau zutreffenden Augenblicke, in welchem Kaiser Max starb, an dessen Sarg eine weihevolle Erinnerung darbringen wollte, hierzu die Stunde zwischen 10 und 11 Uhr Nachts am 18. Juni wählen müßte. Unseres Wissens wird dieser Gegenstand, der für die Familie des hohen Todten doch nicht ganz gleichgiltig sein kann, hiermit von uns zum ersten Male angeregt.

Selbst die liberale Presse Amerika's widmete dem Monarchen, der mit so viel Heldenmuth gelebt und gestorben, warme Nachrufe. — So sagte z. B. die „Orquesta," ein durch und durch republikanisches Blatt: „Sein Tod ist schweigsam, imponirend, und nicht steht es uns mehr zu, die Asche des Erzherzogs zu stören. Er fiel mit der Tapferkeit und Würde, die seine Stellung in Europa, sein Name und sein hoher Rang erforderten."

Noch prägnanter und ausführlicher äußerte sich über Maximilian die in New-York erscheinende „Tribune," das geachtetste unter allen amerikanischen Blättern, welches, nebenbei bemerkt, stets zu den ganz entschiedenen Gegnern des Kaiserreiches gehörte und dasselbe auf das Hartnäckigste jederzeit bekämpfte, als die ersten telegraphischen Nachrichten von dem Vollzuge der am 14. Juni in Querétaro gefällten Sentenz nach New-York gedrungen waren, nämlich in der Nummer vom 1. Juli, wie folgt:

„Wenn es wahr ist, was unsere Depeschen melden, daß Maximilian erschossen wurde, dann haben die Liberalen Mexiko's die so glorreich aufgerichtete junge Republik mit unnöthiger Grausamkeit befleckt. Glorreich können wir wohl sagen, denn gegenüber dem ausdauernden Muth der Mexikaner in ihren Versuchen, das Kaiserreich zu stürzen, hat die Geschichte nicht viele ähnliche Beispiele aufzuführen. Die Mexikaner waren in Parteien gespalten, und bei Beginn des Krieges waren die Republikaner Rebellen, Insurgenten, die letzten Reste einer besiegten Regierung, welche, gegen die Grenze gedrängt, jeden Augenblick bereit standen, auf unser Gebiet zu fliehen. Mit welcher Energie, Zuversicht und unermüdlichen Ausdauer die kleine Republik die Franzosen, Belgier, Oesterreicher, selbst innere Feinde, wie Ortega

und Santa-Anna, bekämpfte, wird die Geschichte der letzten Jahre erzählen. Juarez hat gezeigt, was die mit Muth verbundene Ausdauer zu leisten vermag. Denn im Grunde war Juarez die leitende Seele des Krieges. Er war der fähigste der mexikanischen Führer, und seine Triumphe waren seiner Sache würdig. Wir glauben, daß wir Mexiko nicht beleidigen, wenn wir sagen, daß ohne die Vereinigten Staaten der Erfolg zweifelhaft gewesen wäre. Amerika hat immer zu Juarez gehalten. Sympathie-Resolutionen zu seinen Gunsten waren in unseren gesetzgebenden Versammlungen populär. Napoleon wurde als Eindringling betrachtet, und die öffentliche Meinung begehrte seine Vertreibung. Als Oesterreich Maximilian Verstärkungen senden wollte, trug die Regierung unserem Gesandten auf, zu protestiren und sich zurückzuziehen. Oesterreich, dem drohenden Preußen gegenüber, Sadowa in dämmernder Ferne, stand von seinem Plane ab. Als Ortega den Rio Grande übersetzen und sich Juarez gegenüberstellen wollte, wurde er durch Sheridan gefangen. Die Stimmung Amerika's war so ernst, die Forderung unserer Regierung so dringend, daß Napoleon gezwungen war, so schnell zu räumen, daß sein Rückzug in der That eine Demüthigung war. Amerika mehr als irgend einem anderen Faktor dankt Mexiko seine Freiheit. Als Verbündete erlaubten wir uns, Juarez zu bitten, sich in seinem Siege großmüthig zu zeigen. Diese Stimme blieb unbeachtet. Vielleicht wurde sie, Dank Seward's Geh-um-den-Brei-Methode, gar nicht gehört. Dies muß noch aufgeklärt werden. Gewiß ist jedoch das Eine, daß Maximilian trotz der Bitte der amerikanischen Nation um sein Leben hingerichtet wurde. Wir betrachten diese Hinrichtung als ein Unglück für Mexiko. Was immer auch von seinem monarchischen Unternehmen gesagt werden kann, war Maximilian ein aufgeklärter, liberaler Prinz. Als Oesterreich ihn zum Vicekönig der italienischen Provinzen machte, zeigte er sich gegen die besiegten Lombarden und Venetianer so großmüthig, daß er zurückgerufen wurde. Er war ein vollendeter Gentleman. Sein Ende zeigt, daß er auch ein tapferer, selbst aufopfernder Soldat war. Einen solchen Mann, einen Gefangenen bei lichtem Tag zu erschießen, weil er unglücklich im Kriege war, ist ein Fehler. Dies der ganzen civilisirten Welt zum Trotz zu thun, ist ein Verbrechen. Wir verlangten nur eine kleine Gunst: das Leben dieses unglücklichen, hilflosen Mannes, und sie wird verweigert. Wir geben Mexiko nationale Erfolge, und als Erwiderung verwirft es selbst unsere

Rathschläge, wenn wir ihm Milde empfehlen. In Folge unseres Vorgehens gegen Jefferson Davis empfinden wir diese Behandlung nur noch schmerzlicher. Auch wir hatten eine Classe von Leuten, welche darauf bestanden, daß der Krieg nicht eher zu Ende sei, bis wir den sechzigjährigen Mann gehenkt hätten. Aber der gesunde Sinn des Volkes siegte, und der Führer einer der größten Rebellionen in der Geschichte wurde in Freiheit gesetzt. Wie viel edler wird Amerika mit dem befreiten Davis vor der Welt erscheinen, als Mexiko mit der Leiche eines liebenswürdigen, unglücklichen Prinzen! Ist der lebende Davis etwa gefährlicher, als der todte Maximilian? Ist Amerika durch seine Großmuth etwa schwächer geworden als Mexiko? Im Gegentheil erhielt Maximilian's Name durch die Umstände seines Todes einen Glorienschein, um welchen ihn zu beneiden Davis allen Grund hat. Das Schlechteste, was wir mit einem Verräther hätten machen können, wäre gewesen, ihn zum Märtyrer zu stempeln. Maximilian, der Krone, des Scepters, ja selbst seiner Gattin und seiner Erbschaft beraubt, aus seiner Hauptstadt vertrieben, besiegt und verrathen, konnte wohl nichts Besseres wünschen, als der Welt zu zeigen, daß er wie ein Soldat und Fürst zu sterben wisse. Mexiko hat durch seinen Tod nichts gewonnen. Maximilian würde in die Vergessenheit zurückgekehrt sein; Mexiko hat aus ihm einen Helden gemacht. Juarez erklärt wohl, daß er dem Geschrei des Volkes nicht widerstehen konnte. Ein Staatsmann jedoch, welcher sich durch das Geschrei des Pöbels beeinflussen läßt, ist ein Feigling. Es ist nicht angenehm, derart von Juarez und einer Nation zu sprechen, welche uns sympathisch ist. Aber Mexiko hat durch die Erschießung Maximilian's eine Hälfte des moralischen Werthes seines Sieges eingebüßt."

Es ist leicht erklärlich, daß die Nachricht von der blutigen Katastrophe in Querétaro je nach den Parteistellungen die verschiedenartigsten Urtheile in den unabhängigen Organen der Oeffentlichkeit provocirte. Alle zeigten sich aber darin einig, daß nur der bodenlose Egoismus des Pfaffenthums und die gewissenlose Perfidie der französischen Politik den edlen Prinzen dem Bleie seiner Henker überantwortet habe, während die ultra-clerikalen Blätter in ihrer allbekannten dummdreisten Weise der Welt weiß machen wollten, daß die Todesart des Kaisers nur ein Strafgericht Gottes sei, weil Maximilian sich nicht zum

blinden Werkzeuge der „Schwarzen" hergegeben und den unsinnigen Forderungen der mexikanischen Geistlichkeit mannhaft widerstanden habe.

Was die officiösen Stimmen in Frankreich anbelangt, so begnügten sich dieselben wohlweislich, heuchlerische Krokodillenthränen reichlich zu vergießen und sich in allgemeinen hohltönenden Phrasen zu bewegen. „Diese schwere Niederlage der französischen Politik," lautete im Hauptsächlichen ihr Resumé, „dürfe kein französisches Herz freuen. Der Untergang der Monarchie in Mexiko verschließe Nordamerika vor der Action Europa's; er versetze der lateinischen Race in jenem großen Continente einen tödtlichen Schlag und hat für die Finanzen, die Politik und den Handel Frankreichs die Bedeutung eines Unheils (desastre)." — Eines wohlverdienten, fügen wir hinzu.

„Die indianische Streitaxt" (The Tomahawk), ein neues satyrisches Wochenblatt in London, illustrirte dagegen in seiner am 18. Juli 1867 ausgegebenen Wochennummer im Punkte der mexikanischen Frage Louis Napoleon's Sündenregister auf eine so zutreffende und drastische Weise, daß wir nicht umhin können, dem Leser hiervon umständlich Mittheilung zu machen.

Ein einziger Carton schmückt die in Rede stehende Nummer des Blattes. Dieser Carton ist betitelt: „Banquo beim Bankett" und trägt die Worte: „Macbeth von Frankreich zu Banquo von Mexiko: Du kannst nicht sagen, daß ich's that."

Auf dem Bilde sieht man Louis Napoleon vor Schrecken vom Sessel aufspringend; die Hände sind in das Tischtuch gekrallt. Der Tafel entlang gewahrt man theils stehend, theils sitzend, den König von Preußen nebst Bismark, den Sultan, den Czar und andere Hoheiten. Zunächst dem Franzosenkaiser befindet sich der Kaiser von Oesterreich, der auf die Säule des Gemaches deutet, in welchem die Gestalt des auf nackter Brust seine Schußwunden zeigenden Kaisers Max in gespenstischem Dämmerlichte flimmert.

Ein langer Brief steht an der Spitze des Blattes, betitelt: „Der selige Kaiser Max an den gegenwärtigen Kaiser der Franzosen."

Da die vollständige Wiedergabe dieses Sendschreibens eines Todten uns zu viel Raum hinwegnehmen würde, wollen wir uns begnügen, die interessantesten und schwerwiegendsten Stellen desselben hervorzuheben.

„Ich will nicht zu weit in die Geschichte zurückgreifen," heißt es unter Anderm darin, „der Purpur Ihres kaiserlichen Gewandes hat bisher schon so manchen Blutflecken verhüllt; der Ruhm Ihrer Erfolge hat schon

manches Auge geblendet, so daß es den Verrath und die Grausamkeit übersah, womit er errungen wurde. — Um dem Rufe nach militärischer Gloire Genüge zu leisten, unternahmen Sie die mexikanische Expedition. Im Vertrauen auf Ihre Versprechungen ließ ich mich zum Kaiser machen. — Nachdem aber der Norden der Vereinigten Staaten über den Süden gesiegt hatte — ein Ereigniß, dessen Möglichkeit Sie mit Ihrer wunderbaren Voraussicht wohl hätten in Anschlag bringen können — trat Ihnen plötzlich das Verlangen der Union entgegen, Mexiko sofort zu räumen. Sie, die größte Militärmacht der Welt, Sie, der Schiedsrichter über das Geschick der Nationen, Sie, dessen Stirnrunzeln Europa zittern machte, zogen Ihre Truppen über Hals und Kopf ohne die leiseste Widerrede zurück.

„Mit meinem Blut habe ich den Vertrag gesiegelt, unter den ich meinen Namen gesetzt. Gegenüber Ihrem Namen fehlt bis jetzt ein solches Siegel; allein — es wird auch kommen! —

„Glauben Sie mir, obwohl ich nur ein Gespenst bin, daß alle Handelsverträge, die sie schlau zusammenschmieden können, alle triumphirenden Friedenshymnen, die Ihre besoldeten Poëten verfertigen, alle Tempel der Industrie, die Sie mit geplündertem Gelde erbauen, alle Flittergoldbilder der Freiheit, die Sie Ihren Unterthanen als Kinderspielzeug bieten, alle erheuchelten Bekenntnisse des Liberalismus, die Sie mit wohlgedrillter Zunge aufsagen, nicht im Stande sein werden, Sie vor dem Sturze und der Schmach zu bewahren, die Ihrer warten.

„Schon sehen die bisher getäuschten Anbeter Ihrer Macht das Ende der Strohhalme, womit Ihr Idol ausgestopft ist. Schon erinnert sich das so lange in den Schlaf gewiegte Gewissen, des Schreiens der gemordeten Opfer der December-Nacht. Schon hört man die Stimmen der großen Intelligenzen, die bisher geknebelt waren, wieder durch das Land hin tönen. Schon fängt Jung-Frankreich zu begreifen an, daß es würdigere Gegenstände für Männer gibt, als geschmückte Metzen, glänzende Feste der Ausschweifung und prachtvolle Boulevards. Ihre Regierung begann mit Verrath und Brutalität — dafür wird Ihr Ende Ohnmacht und Entwürdigung sein, und die Dynastie, die Sie zu gründen hofften, wird zerstört sein, ehe sie recht gegründet wurde. — Mögen Ihre Nachkommen lernen, mit Ehre dem Lande zu dienen, das Sie durch schnöde List zu versklaven gewußt haben.“ — — —

XV.

Das Nachspiel von Querétaro.

General Mazzaredo lag bereits seit mehreren Wochen im kühlen Grabe, und Don Altamira wäre schon längst wieder reisefähig gewesen, um mit seinen Lebensrettern Stanglhuber und Osman nach der Hauptstadt aufbrechen zu können, wenn nicht deren Belagerung, welche bis zum 21. Juni andauerte, unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt hätte. — Zudem stand es noch in Frage, ob die siegreichen Liberalen geneigt waren, sich der geheimen Dienste zu erinnern, die ihnen Don Altamira seit Jahren geleistet, oder ob sie nicht etwa, wie schon mehrere eclatante Fälle vorlagen, es vorzogen, das Blatt umzuwenden, und in Altamira blos den einstigen kaiserlichen Parteigänger zu erblicken, in welchem Falle seine bei Maravatio unterbrochene Hinrichtung nur aufgeschoben gewesen sein würde.

Außerdem gab es für Osman-Bey und Stanglhuber keinen dringenden Grund nach der Hauptstadt zurückzukehren, seit sie den Baron, Zoraïde und Alice nach Europa abgereist wußten. — Sie verhielten sich also sammt ihrem Schützlinge Altamira ruhig und unangefochten in Maravatio, woselbst auch Wenzel mit dem Neger Basileo und der Mulattin Anita aus Huitzlo im Campanariogebirge schon seit einiger Zeit glücklich eingetroffen war.

Don Altamira war ernst, düster, in sich gekehrt, seit er durch die Bekenntnisse seiner ehemaligen Diener seinen schrecklichen Irrthum erkannte, seit er zu seiner tiefen Beschämung ersah, daß er, der „vielseitige Diplomat,“ der, wie die ganze Welt, auf seine seltene Schlauheit und Gewandtheit in der Intrigue so große Stücke hielt, von einem unwissenden Halbblutpfaffen, wie Teófilo, hinters Licht geführt, und als bloßes Werkzeug mißbraucht worden war. — Anderseits erleichterte es sein Gewissen, daß er Elvira nicht, wie er bisher vermeinte, erdrosselt habe, und daß er auch Gonzales gegenüber Vieles wieder gut machen könne, wie er denn denselben bereits am Tage seiner schweren Erkrankung wieder in seine Rechte als Sohn und Erbe eingesetzt hatte.

Nur ein Punkt blieb noch immer unaufgeklärt. Wodurch war Elvira's Wahnsinn verursacht worden? Hierüber schwiegen sowohl Basileo als Anita hartnäckig. Es stand aber fest, daß Beide, oder wenigstens eines von ihnen in der Lage gewesen wären, diese dunkle Stelle aufzuhellen. Wenzel, der, wie wir schon ein Mal andeuteten, zur Mulattin in sehr nahen Beziehungen stand, hatte von ihr in süßen, traulichen Stunden Worte vernommen, welche zur Voraussetzung berechtigten, daß nur die Furcht vor Basileo sie abhielt mit der Wahrheit herauszurücken.

Stanglhuber und Osman hielten daher öfters Rath, wobei sie die einzelnen Aeußerungen Anita's, die Wenzel hinterbracht hatte, nach allen Richtungen der schärfsten Kritik unterzogen, um daraus weitergehende Conjecturen zu bilden.

„Es ist zweifellos," begann Osman bei einer solchen Unterredung, als beide Freunde bereits über vierzehn Tage sich fruchtlos die Köpfe zerbrochen hatten, „es ist zweifellos, daß der Schurke Teófilo eine Art indianischer Tausendkünstler war, wenigstens scheint er die Kunst des Schlangenbändigens vollkommen weggehabt zu haben."

Stanglhuber schlug sich vor die Stirne.

„Ich hab's!" rief er freudig aus, „Musumba, Basileo's Vater war gewiß ein Vaudoux, von denen wir hier in Mexiko schon so viel gehört, und wie Anita erzählte, bestand zwischen dem alten Neger und Teófilo, eine sehr dicke Freundschaft. Hm! Sollte nicht auch Basileo dieser furchtbaren geheimnißvollen Secte angehören? Da müßten wir um unserer eigenen Haut willen sehr auf der Hut sein."

„Und ich neige mich der Ansicht zu," bemerkte Osman, „daß die Mulattin wirklich nicht in alle Geheimnisse ihres schwarzen Herrn Gemals eingeweiht ist. Wenn ich nicht irre, werden nur Männer als Wissende von den Vaudoux aufgenommen; die Weiber spielen blos bei ihren schändlichen Schlußorgien eine Rolle."

Beide Freunde beriethen nun das geeignete Mittel um in der Sache klar zu sehen.

Eine Stunde später verließ Basileo, um in einer nahen Hacienda Einkäufe zu besorgen, stolz und hoch zu Roß Maravatio. Wie alle Neger dünkte er sich reich und vornehm, als er ein Pferd unter sich hatte, das mit einer prächtigen Schabracke und zahllosen Troddeln nach mexikanischer Sitte reich geziert war, und es erhöhte selbstverständlich nur sein Vergnügen, als ihm bei seiner Entfernung von Stangl-

huber bedeutet wurde, daß das ausgezeichnete Thier sein Eigenthum sei, er sich also hüten solle, dasselbe nach Negermanier schon am ersten Tage zu Schanden zu reiten. Als Basileo Maravatio im Rücken hatte, wurden auch Anita und Wenzel unter ähnlichem Vorwande aus dem Hause entfernt, wiewohl nur auf einige Stunden.

Nun gingen Stanglhuber und Osman an eine genaue Untersuchung der Effecten des Negers und der Mulattin. Unter den Sachen der Letzteren ließ sich gar nichts Bedenkliches entdecken. Aber als man Basileo's wohlverschlossene Truhe aufsprengte, fand man in einem Ledersacke nebst des Negers Sparbüchse auch eine Blechbüchse, welche verschiedene sonderbare Kräuter, zwei kleine Phiolen mit einer wasserklaren Flüssigkeit, eine Anzahl Wachskügelchen, endlich Häute und Zähne von Klapperschlangen enthielt, vor.

Stanglhuber steckte diese Blechbüchse, die einen so merkwürdigen Inhalt barg, zu sich. Er befahl Fernandez, welcher in's Vertrauen gezogen worden war, alles so einzurichten, daß man einen von Außen stattgehabten Einbruch muthmaßen müsse. Sodann solle er alle Effecten, welche die nach dem Garten gehende Kammer barg enttragen, und selbe entweder wohl verbergen, oder vernichten.

Fernandez, dessen Geschicklichkeit und Verschwiegenheit schon ganz andere Proben bestanden, entledigte sich seines Auftrages binnen einer Stunde vollständig.

„Jetzt sind wir, Gott sei Dank, selbst vor Vergiftung sicher, und ich hoffe, daß in der Büchse sich auch ein Gegengift befinden wird, um Elvira vollkommen herzustellen," sagte Stanglhuber, als Alles in Ordnung war, und man nun der Rückkehr der drei Entsendeten mit Ruhe entgegen sehen konnte.

„Es wird sich wohl ein Mittel finden, um Basileo kirre zu machen," setzte Osman lächelnd hinzu, „vor Allem muß er aber wirklich glauben, daß er von Dieben bestohlen wurde. In Mexiko werden wir dann in einem anderen Tone mit ihm sprechen."

Basileo, Anita und Wenzel kehrten so ziemlich zur selben Abendstunde nach Hause zurück. — Stanglhuber und Osman thaten höchst erstaunt, als der Neger jammernd und händeringend in's Zimmer stürzte, und unter Schluchzen und Thränen erzählte, daß er und sein Weib bis auf das letzte Hemde bestohlen worden seien.

Stanglhuber ließ den Verzweiflungsausbrüchen Basileo's über eine halbe Stunde freien Lauf; als aber auch Anita dazu kam,

und in das ohrenzerreißende Geheul ihres Gatten einstimmte, that er endlich der widerlichen Scene etwas durch die Frage Einhalt, wie groß denn eigentlich der Verlust sein möge.

Mit wunderbarer Zungenfertigkeit schnatterten nun Basileo und Anita eine Rechnung durcheinander, in der auch nicht der kleinste Lappen vergessen wurde, und den Inhalt der Sparbüchse, in der sich nur 30 Piaster in Gold befunden hatten, multiplicirte der Neger in der Geschwindigkeit mit zehn, während die Gesammteffekten, für die ein Jude kaum zwanzig Piaster gegeben hätte, beiläufig auf mehr als hundert bewerthet wurden.

Stanglhuber that sehr mitleidsvoll über den großen Verlust, den das edle Paar erlitten hatte, und warf schließlich dem Neger einen Beutel mit 500 Piaster als Entschädigung zu, bemerkend, daß der Diebstahl nur durch die Nachlässigkeit der Hausdienerschaft, welche das Hausthor unversperrt gelassen, möglich gewesen sei.

Das Gesicht des Negers strahlte vor Vergnügen. Er und sein Weib hatten durch den ihnen zugefügten Diebstahl wenigstens 400 Piaster verdient, und in Basileo's Zügen stand zu lesen, daß er nichts sehnlicher wünsche, als recht bald wieder bestohlen zu werden.

Stanglhuber fand es daher angezeigt, ausdrücklich zu erklären, daß Basileo und Anita in Zukunft ihr Eigenthum besser zu bewahren hätten, da er ein zweites Mal unter keiner Bedingung etwas zu ihrer Schadloshaltung beitragen würde.

Dieses Intermezzo ereignete sich in der Behausung unserer Freunde in Maravatio schon zu Ende Mai. — Sie waren daher genöthigt noch lange zuzuwarten, bis sie nach der Hauptstadt aufbrechen konnten.

Wir wollen nun diese Pause benützen, um über den Verlauf und das Ende der Belagerung der Hauptstadt das Wesentlichste zu berichten.

Nach jener total verunglückten Expedition, welche General Marquez zum Entsatze von Puebla unternommen hatte, und welche wir in dem früheren Capitel „Verzweiflungskämpfe“ bereits eingehend schilderten, wurde die Cernirung der Hauptstadt von Porfirio Diaz nur mangelhaft, nämlich nur insoweit vorgenommen, als es seine Streitkräfte gestatteten, denn Diaz mußte nicht nur eine Garnison in Puebla zurücklassen, sondern auch überdies von seinem Armeecorps 5000 Mann zu Escobedo bei Querétaro stoßen lassen, wo, wie wir schon wissen, gegen Mitte April die liberalen Truppen, der

kleinen, aber heldenmüthigen Schaar der Kaiserlichen gegenüber, einen sehr harten Stand hatten, und enorme Verluste an Todten und Gefangenen erlitten.

Porfirio Diaz, der dem flüchtigen Marquez von San Lorenzo auf dem Fuße nachgefolgt war, schlug am 13. April sein Hauptquartier, in dem eine halbe Meile von Mexiko südwestlich gelegenen kaiserlichen Lustschloße Chapultepec auf. Von diesem Tage datirt die Belagerung von Mexiko, dessen Vertheidigungswerke nur nothdürftig armirt, und kaum mit der Hälfte der erforderlichen Anzahl von Truppen besetzt waren.

Diaz hielt offenbar den Feind für weit stärker, als es der Fall gewesen, denn sonst hätte er im ersten Anlaufe in die Stadt einzudringen vermocht. Statt dessen machte er sich auf eine regelrechte Belagerung gefaßt, sammelte seine Truppen vollständig, und ließ von Puebla Geschütz schwersten Calibers herbeischaffen. Diese Frist benützte der tüchtige kaiserliche General Don Ramon Tabera, der die unmittelbare Leitung der Vertheidigung in die Hand genommen hatte, auf das Beste. Die kaiserliche Garnison wurde auf 6000 Mann gebracht, und fast 100 Geschütze mehr in den verbesserten und vermehrten Fortifikationen aufgestellt; im Arsenale arbeitete man von nun an Tag und Nacht.

Noch vor Ende April hatte jeder Verkehr der Hauptstadt mit Außen aufgehört; die Cernirung war von Diaz vollständig durchgeführt worden.

Von Querétaro fehlte jede verläßliche Nachricht. Man wußte blos, daß der Kaiser mehrere Angriffe zurückgeschlagen hatte, sich jedoch in großer Bedrängniß befinde.

Am 15. Mai gegen Abends tauchte plötzlich in Mexiko die Nachricht auf, daß der Kaiser am Morgen dieses Tages in Gefangenschaft gerathen sei. Und wie gelangte diese Kunde in die Stadt? Diaz ließ aus seine Batterien bei Guadeloupe ein Dutzend Granaten werfen, welche statt mit Pulver mit Papierstreifen gefüllt waren und auf welchen das Telegramm Escobedo's abgedruckt war, womit er der liberalen Armee von Mexiko die Einnahme Querétaro's anzeigte.

Man hielt jedoch, da bisher so viele falsche Nachrichten aufgetaucht waren, diese auf so ungewöhnlichem Wege zugekommene Botschaft nur für eine List um die Capitulation Mexiko's zu erzielen.

Die Offiziere und fremden Truppen hatten als Männer von Ehre beschlossen, so lange die Vertheidigung fortzusetzen, und sich nöthigenfalls bis auf den letzten Mann zu opfern, bis nicht ein Befehl ihres Kaisers

sie zur Uebergabe aufforderte, oder die Gefangennahme Maximilian's zweifellos bestätigt war. — Wenn der Kaiser wirklich gefangen ist, lautete ihr Raisonnement, so liegt es ja im Interesse der Liberalen selbst, den Befehl des Kaisers den fremden Truppen zukommen zu lassen, und da dies nicht geschieht, ist folglich die Gefangennehmung des Kaisers eine Unwahrheit.

Der tapfere Oberst Graf Carl Khevenhüller hatte die Absicht sich mit seinen Hußaren nach Querétaro durchzuschlagen; aber die Hungersnoth wurde schon so groß, daß man zur Ernährung der Truppen Pferde schlachten mußte, und die armen Thiere selbst waren aus Futtermangel gänzlich herabgekommen und entkräftet.

Porfirio Diaz ermangelte nicht den Belagerten gegen Ende Mai in der bestimmtesten Form mitzutheilen, daß der Kaiser nicht nur gefangen, sondern auch wider denselben der Proceß bereits eingeleitet sei. Er garantirte ferner den fremden Truppen das Leben, falls sie sich von nun an neutral verhielten, ja er verpflichtete sich sogar denselben, falls sie sich aus Mexiko zu ihm durchschlagen wollten, zu ihren Gunsten eine Diversion zu unternehmen, und für ihre Verpflegung bis Veracruz zu sorgen. — Diaz fügte bei, daß ihn hierzu der Wunsch bestimme, der unglücklichen Stadt die Schrecknisse einer Erstürmung mit den Waffen in der Hand zu ersparen, denn er wäre dann nicht im Stande seine Truppen von einer Plünderung zurückzuhalten.

Am 3. Juni gelangten an Marquez zwei Telegramme des Kaisers; eines derselben berief Herrn v. Magnus nach Querétaro, das zweite war an den nordamerikanischen Consul Otterburg mit der Aufforderung gerichtet, sich des Prinzen Salm als nordamerikanischer Bürger anzunehmen.

Marquez trug Sorge, daß der Inhalt dieser Telegramme in der Stadt nur in dem Sinne verlautete, welcher ihm zu Gesichte stand. Es hieß allgemein: Herr v. Magnus, sowie der österreichische und belgische Geschäftsträger seien nur nach Takubaya übersiedelt, um sich über die Lage der Dinge in Querétaro zu vergewissern. Man sprengte aus, daß die beiden in Rede stehenden Telegramme höchst wahrscheinlich von den Liberalen gefälscht seien, um ihre neuerlichen Niederlagen, die sie durch den Kaiser erlitten, zu bemänteln.

Marquez ging noch weiter. Tags darauf (4. Juni) erschien im „Diario del Imperio“ ein kaiserliches Handbillet neuesten Datums, welches ankündigte, „daß Seine Majestät bereits auf dem Wege nach

Mexiko sich befinde, daß jedoch der große Train und die der Colonne massenhaft angeschlossenen Familien Querétaro's die Ankunft verzögern dürften, und daß Seine Majestät hoffe, daß die Hauptstadt sich bis dahin halten werde."

Dieses Handbillet war natürlich nichts als eine schamlose, freche Fälschung des elenden Marquez. Leider erreichte er damit seinen Zweck. Die fremden Truppen, von exemplarischer Pflichttreue beseelt, gaben nun jeden weiteren Gedanken an eine Capitulation auf. Sie wollten dem Kaiser die Stadt erhalten um jeden Preis.

Eine neue Reihe der blutigsten Kämpfe begann. — In diesem sechzehntägigen Ringen um Sein und Nichtsein, vollbrachten die fremden Truppen Wunder der Tapferkeit, obgleich sie mit Noth und Entbehrung und mit dem letzten Aufwande ihrer erschöpften Kräfte kämpften. Es galt ja ihrem Kaiser die Stadt zu erhalten, vor deren Thoren er stündlich mit so großer Sehnsucht erwartet wurde.

Alle Lebensmittel mangelten; die Weiber revoltirten, das Volk durchzog, vor Hunger brüllend, die Straßen und Alles war in höchster Aufregung ob des beständig von den Liberalen angekündigten allgemeinen Sturmes auf die Stadt. Fortwährend platzten Granaten in den Straßen; ganze Stadtviertel waren buchstäblich dem Hungertode nahe. Dazu riß unter den mexikanischen Truppen der Verrath ein. Drei Schanzen wurden von ihnen dem Feinde verkauft; die Besatzung ging zum Feinde über, nachdem sie ihre Offiziere niedergemacht hatte, aber jedesmal füllten die unermüdlichen fremden Truppen noch rechtzeitig die Lücke aus.

Der Feigling Marquez betheiligte sich nirgends persönlich an dem Kampfe. Um so eifriger beschäftigte er sich aber mit Erpressungen, deren Ertrag zumeist in seine Tasche wanderte, denn die Truppen erhielten nur einen Theil ihres Soldes, obwohl mehrere Millionen Piaster mit dem grausamsten Raffinement aufgetrieben worden waren. So ließ z. B. Marquez den Schwiegervater des französischen Gesandten Dano in einem dem feindlichen Geschützfeuer am meisten ausgesetzten Gefängnisse zu Santiago so lange einsperren, bis er eine halbe Million zahlte.

Der Marchese de Guadeloupe konnte die ihm auferlegte Contribution wirklich nicht zahlen, weil ihm seine verwüsteten Haciendas schon seit ein paar Jahren nichts mehr eintrugen. Marquez ließ ihm Haus und Küche besetzen und es durfte in letzterer so lange kein

Feuer gemacht werden, bis er sich entschloß, Geld aufzunehmen. Mehrere Mitglieder seiner Familie waren krank und nicht einmal ein warmer Thee durfte an selbe verabreicht werden!

Andere ließ er sammt Weib und Kindern auf das Dach von Santiago anbinden, wo jeden Augenblick eine Granate platzte, oder vorbeisauste. Mehrere dieser Unglücklichen wurden dort getödtet. — Auch der preußische Generalconsul, Herr Bereke, ein würdiger alter Herr, wurde in's Gefängniß geworfen, und erst freigelassen, als er den letzten Thaler hergegeben hatte.

Als Kaiser Maximilian kurz vor seinem Tode von diesen und anderen Schandthaten des Schuftes Marquez hörte, that er eine Aeußerung, welche ihm sehr zur Ehre gereicht: „Wenn ich je wieder zur Macht gelangt wäre," sagte der Kaiser, „so würde ich Lopez verziehen haben, aber Marquez müßte ohne Gnade hängen!"

Die große Hungersnoth, welche sich so bitter fühlbar machte, war eigentlich nicht begründet, denn es gab noch namhafte Maisvorräthe in der Stadt, aber die Regierung war mit Recht so verschrieen, daß die Eigenthümer ihre Waare nicht anmeldeten. Man hätte sie ihnen abgenommen, ohne je einen Centavo dafür zu bezahlen.

Der Handel stockte ganz. Alle Magazine, Café's und Hôtels waren gesperrt, die Einwohner begannen zu Tausenden auszuwandern.

Als kaiserlicher Polizeichef von Mexiko fungirte General O'Horan, welcher erst vor ein paar Jahren von den Liberalen übergegangen war und mit denselben noch immer Beziehungen unterhielt. Er begab sich öfters Nachts vor die Schanzen hinaus, wechselte Losung mit dem Feind und verschwand. Er gab vor, Nachrichten einzuholen. In Wahrheit unterhandelte er aber mit dem Feinde, im Auftrage des Generals Marquez, der um sein Leben besorgt war. — Diese geheimen Zusammenkünfte des Generals O'Horan erklären jetzt, warum die Kaiserlichen bei jedem Ausfalle auf eine dreifache Macht des Feindes stießen und denselben stets gut vorbereitet fanden, wie z. B. auch am 9. Juni, wo ein Ausfall bei der Garita San Antonio Abad neun Offiziere kostete, darunter Oberstlieutenant Kurzbaur, Major Pekets, Hauptmann Sutter und Hammer schwer verwundet und Rittmeister Schädtler todt. Die Liberalen verübten bei dieser Gelegenheit eine schändliche, durch nichts zu rechtfertigende Grausamkeit. Trotz der weißen Flagge, welche die Kaiserlichen nach Abbruch des Gefechtes aufhißten, um die Verwundeten abzuholen, unterhielten die Liberalen ein

mörderisches Feuer. Die Kaiserlichen zogen sich daher nothgedrungen zurück in der guten Meinung, daß der Feind die Sorge für die Verwundeten selbst übernehmen wolle. — Aber die Liberalen waren so herzlos, sich um die Verwundeten nicht zu kümmern. Sie ließen die Blessirten einfach liegen, so daß selbe hilflos und verlassen elendiglich verhungerten. Als man nach der abgeschlossenen Capitulation in den Schanzgräben nachsah, hatten die Aasgeier (zapilotes) die Leichname schon stark angefressen und andere waren entsetzlich aufgebläht!

General O'Horan wurde von einem wohlverdienten Schicksale ereilt. Als die Stadt eingenommen war, wollten die Liberalen von seinen ihnen geleisteten Diensten nichts wissen. Er produzirte Dokumente, aus denen zweifellos hervorging, daß er während der ganzen Belagerung dem feindlichen Hauptquartier jedes wichtige Ereigniß verrathen hatte. Man nahm ihm diese Dokumente ab und — erschoß ihn. Ein wohlverdienter Lohn.

Doch kehren wir zur Belagerung von Mexiko zurück. — Noch immer traf keine Nachricht aus Querétaro ein. Da kam plötzlich am 15. Juni der kaiserliche General der Artillerie, Don Ramirez Arellano mit der Freudenbotschaft an, „daß er der kaiserlichen Colonne, die in 2—3 Tagen aus der Hauptstadt eintreffen werde, vorausgeeilt sei und daß Seine Majestät mit dem ganzen Train ankomme."

Tags darauf wurde diese Nachricht an allen Straßenecken affichirt; Musik zog durch alle Straßen, feierliches Glockengeläute ertönte und der Jubel war allgemein.

Die Liberalen in der Meinung, daß in der Stadt gegen die Kaiserlichen eine Revolution ausgebrochen sei, rückten vor. Man ließ sie überall bis auf 200 Schritte an die Schanzen herankommen, empfing sie aber dann mit Büchsenkartätschen. Ueber 2000 Mann soll hierbei der Feind verloren haben.

Arellano hatte im Einverständnisse mit Marquez, der ihn mit Geld bestochen, nur eine nichtswürdige Comödie gespielt, welche aber nicht lange dauerte. — Am 19. Juni Abends erhielt Oberst Graf Khevenhüller aus Takubaya einen Brief vom Baron Lago.

Dieser Brief war mit dem Gesandtschaftssiegel versehen, und enthielt überdies ein verabredetes geheimes Zeichen. An der Echtheit konnte also nicht gezweifelt werden.

Der Inhalt lautete kurz: „Ich komme von Querétaro, wo ich den Kaiser im Gefängnisse gesprochen habe. Se. Majestät befiehlt mir

Ihnen dies officiell mitzutheilen, und Sie zur Capitulation aufzufordern, so wie jedem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun. — Ich bin u. s. w."

Die fremden Truppen erführen mithin die Gefangennahme des Kaisers erst mit Gewißheit am 19. Juni Abends, also nachdem der Kaiser bereits am selben Tage Früh 7 Uhr erschossen worden war!

Die Obersten Grafen Khevenhüller, Graf Wickenburg und Alfons von Kodolich begaben sich unverzüglich mit diesem Briefe zu General Tabera und erklärten sich auf Allerhöchsten Befehl an keiner Action mehr zu betheiligen.

Außerdem hatte Baron Lago mit Porfirio Diaz Capitulationsbedingungen eingegangen, wornach sämmtliche Fremdentruppen sich an keiner weiteren Action mehr zu betheiligen, und unter weißer Flagge den kaiserlichen Palast zu beziehen hatten.

General Tabera wollte am 20. Juni nun auch für die mexikanischen Truppen eine Capitulation eingehen, was jedoch Porfirio Diaz rund abschlug, und so begann denn Abends 6 Uhr die Kanonade von Neuem. Die Fremdentruppen zogen nun, gemäß des von Baron Lago abgeschlossenen Vertrages in den kaiserlichen Palast.

Auf dieses hin gab Marquez sein Spiel verloren. Er versteckte sich. — Die mexikanischen Truppen verließen ohne ein Commando hierzu abzuwarten alle Schanzen, und Diaz rückte am 21. Juni Morgens 3 Uhr in bester Ordnung in die Hauptstadt ein.

Mit Hilfe seiner guten alten Freunde, der „Schwarzen", entkam Marquez, ungeachtet auf seinen Kopf ein großer Preis gesetzt war, und jeder achtbare Bürger es sich zur Ehre geschätzt haben würde, den elenden Räuber und Mörder endlich der Nemesis zu überantworten. — Die erste Nacht brachte er in einem etwas unbequemen Bette zu, nämlich in einem Sarge auf dem Friedhofe hinter der Jesuitenkirche. Was dann weiter mit ihm geschah, könnten vielleicht nur die — Jesuiten Auskunft geben. Für die übrige Welt schien der Spitzbube seitdem wirklich verschollen zu sein. Niemand sah und hörte mehr etwas von ihm. Vor Kurzem trafen jedoch Nachrichten aus Habaña, dem beliebten Zufluchtsorte aller mexikanischen Hochverräther und Generaldiebe, ein, daß Marquez dort im December 1867 von New-Orleans angelangt sei, und auf der „Perle der Antillen" seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen gedenke. An Mit-

teln zu einer sorgenfreien Existenz wird es ihm wohl nicht fehlen; geraubt und erpreßt hat er wenigstens sein lebelang genug.

Weniger glücklich war General Vidaurri; statt sich nach der Besetzung von Mexiko zu melden, und dadurch sein Leben zu retten, zog er es vor, sich in einem Hause der Straße Camillo zu verstecken, wurde aber denuncirt, verhaftet und ohne langen Proceß auf dem Platze, während eine Militärmusikbande lustige Weisen aufspielte, von rückwärts erschossen.

General Castillo in Querétaro, welcher gleichfalls hingerichtet werden sollte, wurde dadurch gerettet, daß der Telegrafenbeamte das betreffende Telegramm irrthümlich nach Potosi, statt nach Querétaro abgab. Der dadurch entstandene Zeitverlust ermöglichte es seinen Freunden, sein Leben zu erbitten.

Ueberhaupt legte Juarez, nachdem der Widerstand der Kaiserlichen völlig gebrochen war, eine anerkennenswerthe Milde an den Tag. Vom 25. Juni ab wurde kein Gegner, der sich freiwillig stellte, mehr erschossen. Es erfolgten zwar noch viele Verurtheilungen zur Kerkerhaft, wie z. B. der Herren Eloin, P. Fischer, Oberst Schäffer, des Prinzen Salm-Salm u. s. w. jedoch offenbar nur der Form wegen, denn die Meisten wurden nach kaum gefälltem Urtheilsspruche in Freiheit gesetzt, und am 1. December 1867 wiesen die mexikanischen Gefängnisse keinen einzigen Insaßen wegen Hochverrathes aus.

Diese humane Praxis ist jedenfalls der liebenswürdigen Frau Juarez zu verdanken, welche, wie wir schon im früheren Capitel erwähnten, sowohl auf ihren Gemal, als auch auf die liberale Partei ihres Landes einen unbegrenzten Einfluß ausübt, und denselben gewiß nicht vergeblich zu Gunsten des unglücklichen Monarchen geltend gemacht haben würde, wenn sie nicht leider erst nach der Katastrophe von Querétaro aus New-York in Mexiko eingetroffen wäre.

Die Fremdentruppen, welche für den Fall ihrer Neutralität bei fernerem Kampfe von Porfirio Diaz Leben und Eigenthum garantirt erhalten hatten, marschirten am 26. Juni aus der Hauptstadt Mexiko ab; die Offiziere mit Waffen, die Mannschaft ohne Waffen und Rüstung. In Puebla angelangt, wurde die Colonne auf Befehl des Präsidenten Juarez zurückgehalten, da er die von Diaz abgeschlossene Capitulation nicht anerkennen wollte.

Der Obergeneral, welcher der Republik so große Dienste geleistet hatte, und durch sein ritterliches Benehmen bei Freund und Feind mit

Recht populär geworden war, protestirte gegen diesen Bruch seines gegebenen Wortes, und legte sein Commando nieder.

Juarez, der es auf ein Pronunciamento des so beliebten Generals nicht ankommen lassen durfte, gab nach und nach einmonatlichem Aufenthalte in Puebla rückten die Fremdentruppen nach Veracruz ab, wo selbe auf dem französischen Packetboote „Panama" eingeschifft wurden.

Nebenbei müssen wir hier noch erwähnen, daß auch Veracruz der letzte Ort, wo die kaiserliche Fahne wehte, — am 29. Juni 5 Uhr Nachmittags den Liberalen die Thore öffnete, welche Stadt und Festung ohne Blutvergießen und ohne Exzesse besetzten. Die kaiserliche Besatzung hatte aus 1200 Mann bestanden, darunter 400 ehemalige Dupin'sche Contre-Guerillas, Oesterreicher, Italiener und Spanier. Letztere waren ehemalige Freibeuter aus Habañah, wahres Galgengelichter. Die Bewohner von Veracruz, von dem Wunsche beseelt ihrer ungebetenen Gäste endlich los und ledig zu werden, schossen freiwillig das Geld zusammen, um der gesammten Garnison den rückständigen Sold bis auf den letzten Heller zu bezahlen, worauf die kaiserlichen Truppen sich am 29. Juni um 9 Uhr Nachmittags am Bord des spanischen Kriegsschiffs „Tabasco" einzuschiffen begannen. — Von dieser Stunde an stand ganz Mexiko nach sieben Jahren wieder vollständig unter republikanischem Regime, und es dürfte sich in Europa wohl Niemand mehr finden, um die Installirung eines dritten Kaiserreichs auf den Höhen von Anahuac zu versuchen. — Die republikanische Regierungsform bleibt also, wenn dies wirklich ein Glück ist, für Mexiko gesichert, seine Selbstständigkeit ist aber schon zur Stunde dennoch untergraben; die Vereinigten Staaten werden, eher als man es glaubt, den Lohn der guten Dienste eincassiren, die sie zum Sturze des zweiten Kaiserreiches geleistet haben. — Nichts kann und wird Nordamerika hindern die Monroë-Doctrin, wornach die Yankées Amerika bis zur Landenge von Panama für sich in Anspruch nehmen, bis auf ein Jota durchzuführen, und die Länder, die dabei der Annexion verfallen, werden sicherlich besser fahren, als jetzt. Die lateinische Race, die Franzosen mit inbegriffen, besitzt nun einmal kein Colonisationstalent. Noch nie und nirgends hat sie es verstanden, in fremden Himmelsstrichen die Errungenschaften ihrer Waffen durch die Eroberungen der Industrie und der Civilisation zu befestigen und zu kräftigen, denn die Basis ihrer Administration war von jeher eine rohe Vergewaltigung des Besiegten, welche im vorhinein das Princip des Selfgouvernements ausschließt, und indem sie die Aussau-

gung der Colonien zum Endzwecke hat, deren frühere oder spätere Trennung vom Mutterlande als nothwendige Consequenz in sich birgt.

Sehen wir uns nun wieder nach unseren alten Bekannten in Maravatio um. — Kluger Weise hatten sie beschlossen, den Sturm der Ereignisse vollends austoben zu lassen, bevor sie ihre Reise nach der Hauptstadt antreten würden. Der größeren Vorsicht wegen, wurden zudem mit Don Altamira's Aeußerem einige Veränderungen vorgenommen. Er ließ sich die Kopf-Haare und den Bart scheeren, die er durch falsche ersetzte. Der amerikanische Consul in Mexiko war so freundlich ihm einen Paß als Bürger der Vereinigten Staaten zukommen zu lassen, und so durfte er hoffen, sich in der Hauptstadt die kurze Zeit, die er dort zu verbringen gedachte, unbehelligt bewegen zu können.

So ritten dann Stanglhuber, Osman und Altamira endlich am 16. Juli von Maravatio ab. Wenzel, Fernandez, Basileo, Anita und einige andere Diener bildeten ihr Gefolge.

XVI.

Geordnete Verhältnisse.

Wenige Tage nach der Capitulation der Hauptstadt, waren auch Señor Malpica und seine edle Gemalin Pepita dahin zurück gekehrt. Ersterer sah sehr vergnügt darein als er seine im Keller des Hauses theils vergrabenen, theils eingemauerten Schätze unversehrt vorfand und Estefania's früherer, so leidender Zustand, von welchem er zu seiner größten Betrübniß einiges während seines Aufenthates in Celaya erfahren hatte, zu gar keinen Besorgnissen weiteren Anlaß gab. Im Gegentheile sah das arme Mädchen, welches physisch und moralisch seit Monaten im Geheimen so viel gelitten hatte, wieder recht behäbig aus.

Auch Gonzales konnte als vollkommen hergestellt betrachtet werden, denn auch bei ihm hatte das Bewußtsein, daß er seine Estefania wieder lieben dürfe, daß der böse Zauber, der seit seiner Geburt auf ihn gelastet, für immer gebannt sei, wahre Wunder gewirkt. Master Staunton und Mistreß Kensington waren den Pflichten, die ihnen der Baron und Zoraïde bei ihrer Abreise betreff Altamira's Sohn und Elvira übertragen, ebenso gewissenhaft als liebevoll nachgekommen.

Was die arme Geisteskranke anbelangt, so erwiesen sich die Voraussetzungen des sonst so geschickten deutschen Arztes, der sie behandelte, nur theilweise richtig. — Ihr Bewußtsein war nur insoferne zurückgekehrt als sie Gonzales auch fortan mit voller Bestimmtheit als ihren Sohn anerkannte und in dessen sowie Estefania's Gesellschaft stets ein unendlich seliges Entzücken an den Tag legte. Im Uebrigen blieb jedoch ihr Erinnerungsvermögen und ihre Denkkraft hartnäckig mangelhaft und gerade der Umstand, daß jetzt ihr Gefühlsleben sich auffallend intensiv, aber so entschieden einseitig auszubilden drohte, verursachte dem Doctor N . . . schwere Sorgen.

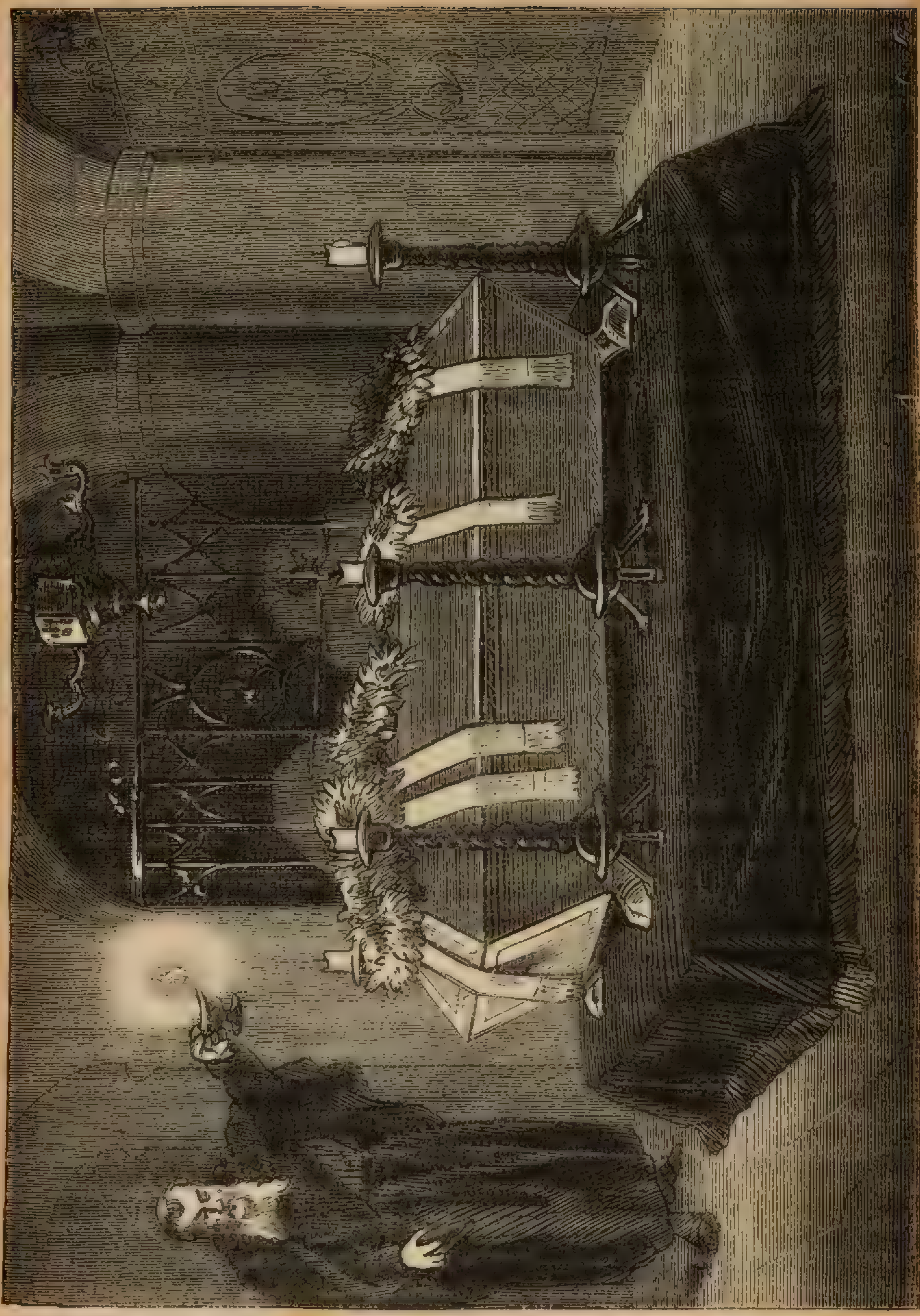
Dieser so gelehrte und routinirte Arzt gestand sich endlich ein, daß er hier vor einem Räthsel stehe an dessen Lösung er beinahe zu zweifeln begann, denn es war ihm bisher rein unmöglich gewesen, die eigentliche Krankheitsursache Elvira's mit Bestimmtheit zu erforschen; an das Gift der Vaudoux glaubte er gar nicht und dies war die Urquelle seines Irrthums. — Gleich so vielen seiner sehr gelehrten europäischen Collegen hegte er nämlich die vorgefaßte Meinung, daß die moderne Toxikologie eine Art von Gift, wie das angebliche der Vaudoux*), nicht kenne und die langsam wirkenden Gifte überhaupt in das Gebiet der Fabel verweise. Kennt aber, fragen wir, die Toxikologie überhaupt schon alle Gifte? Wäre eine bejahende Antwort nicht eine Arroganz angesichts jener noch undurchforschten weiten Länder Afrika's von woher das Vaudouxgift nach Amerika eingeschleppt wurde und fragen wir endlich, kennen wir denn die so überreiche Pflanzenwelt Amerika's schon so vollständig um genau bestimmen zu können, dieses oder jenes Gift existire dort oder nicht. — Endlich müssen wir die Thatsache in's Auge fassen, daß manche Stämme der Ureinwohner, wie z. B. in Niedercalifornien, noch zur Stunde es verstehen, ihre Pfeile mit einer Mischung von Pflanzen und Schlangensaft zu vergiften, deren Composition bisher der chemischen Analyse spottete und gegen welche daher auch der geschickteste Arzt kein Heilmittel anzuwenden weiß, während die Einheimischen sich im Besitze eines drastischen Gegengiftes befinden.

Wie wir schon im I. Bande erwähnten, erliegen im mexikanischen Staatsarchive umfassende Erhebungen aus verschiedenen Perioden über die in Rede stehende Giftmischer-Secte der Vaudoux, deren geheimnißvolle Existenz wiederholt officiell anerkannt, ja constatirt wurde, deren Entdeckung aber nie gelungen ist, was übrigens bei der miserablen

---

*) S. I. Band, S. 154.

XXI.



Maximilians Ruhestätte in der Kapuzinergruft zu Wien.

Beschaffenheit der mexikanischen Sicherheitsbehörden und bei deren notorischer Feigheit und Käuflichkeit nicht Wunder nehmen darf.

Durch längere Zeit wurde das Vaudoux-Gift identisch gehalten mit jenem des Camotillo, ein Strauch der zwischen Chiapas und Acapulco an der Küste des stillen Meeres wächst; diese Pflanze hat lorbeerartige Blätter, aus den Zweigen fließt beim Abschneiden ein Milchsaft, welcher auf Baumwolle gesammelt und getrocknet wird. In die Nase gesteckt soll die Baumwolle ein gutes Mittel gegen Kopfschmerz und Schnupfen sein. An den Wurzeln der Pflanzen hängen längliche Knollen (Cametes, daher auch der Name), welche ein sehr heftiges, vorzüglich das Gehirn angreifendes Gift enthalten. Man schabt die Knollen ab und wirft von dem Geschabsel mehr oder weniger in eine Tasse mit Wasser oder Wein, je nachdem man früher oder später, stärker oder schwächer die Wirkung, nämlich Verrücktheit oder den Tod erzielen will. Thatsache ist, daß Señor Yrigoyen Bischof von Oaxaka auf diese Weise vergiftet wurde. Er verfiel in Tobsucht und starb bald darauf. Als Gegengifte gegen das Camotillo gelten der Saft der Cordoncillo, der Yerba de la Culebra und der Coanenepilipflanze.

Eine der unfehlbarsten und bizarrsten Erscheinungen bei Vergiftung des Camotillo oder durch das Gift der Vaudoux ist die fixe Idee der Unglücklichen, daß sie in Jedermann, in ihren Freunden und Bekannten, Solche zu erkennen glauben, welche sie vergiften wollen. In der tierra caliente des nördlichen Mexiko trifft man häufig vor den Häusern Blechbüchsen, deren Inhalt Oel und ein viereckiger Stein bildet. Die Leute halten in ihrem Aberglauben dies für ein Specificum gegen die geheimnißvolle Macht der Vaudoux.

Unter diesen Umständen können wir daher das Beginnen Stanglhuber's und Osman's, sich der sonderbaren Blechbüchse Basileo's zu bemächtigen, nur billigen und wir werden alsbald Gelegenheit bekommen ihr weiteres Verhalten in dieser Sache kennen zu lernen.

Als Elvira das erste Mal ihrem Gemale Altamira gegenüber gestellt wurde, schien sie für denselben durchaus keine Erinnerung bewahrt zu haben. Erst als Altamira zu sprechen begann, als er zu ihren Füßen hinstürzte und sie mit beredten Worten um Verzeihung bat, schien eine dunkle, aber keineswegs angenehme Erinnerung in ihrem Gehirne aufzutauchen. Ein Schauer überrieselte sie und sichtbar trug die Geisteskranke Verlangen seine Nähe zu meiden.

Als aber Gonzales hinzutrat und seinen Vater bei der Hand

nehmend, dessen Bitten mit glühenden Worten unterstützte, da wurde Elvira's Blick allmälig sanfter, der harte Ausdruck ihrer Miene milderte sich und der Unwille so wie das Unbehagen, von dem sie beherrscht war, wich allmälig und endlich brach sie sogar in Thränen aus und ließ es ohne Widerstreben geschehen, daß Altamira sie umarmte und küßte.

Nach dieser Begegnung, welcher Altamira schon seit Wochen mit Bangen und Zagen entgegengesehen und welche sich schließlich so vielverheißend gestaltete, beschloß man endlich mit Basileo und Anita aus einem anderen Tone zu sprechen.

Das ehrenwerthe Ehepaar wurde in den Salon gerufen, wo Stanglhuber, Osman und Altamira sich einfanden, nachdem die gute Elvira wieder der Obhut von Mistreß Kensington übergeben worden war. Später traten auch Gonzales, Estefania und Staunton ein. Fernandez und Wenzel besetzten jeder eine der beiden Thüren.

Sowohl Basileo als Anita stutzten als sie eingetreten waren und die Blicke aller Anwesenden ebenso ernst als feierlich auf sich gerichtet sahen. Insbesonders erschien Altamira's Haltung beinahe drohend.

Stanglhuber wollte ein ordentliches Verhör mit verschiedenen Vorfragen in die Scene setzen, aber Altamira's Ungestüm machte diese Absicht zu nichte.

„Schändlicher Schurke, elender Giftmischer!“ brach Altamira los, bevor noch an den Neger oder die Mulattin von Jemandem das Wort gerichtet worden war, „bekenne oder ich stoße Dich hier auf der Stelle nieder, gleich einem wüthenden Hunde.“

„Was soll ich denn bekennen?“ entgegnete Basileo ziemlich trotzig.

„Bekenne, welches Gift Du meiner Gattin beigebracht hast, bekenne oder —“ schrie Altamira, der nahe daran war, sich an dem Neger zu vergreifen.

Stanglhuber ersuchte den Aufgebrachten auf französisch, sich zu mäßigen und den verabredeten Vorgang, der allein einen günstigen Erfolg versprach, nicht zu stören.

„Mein Freund!“ begann sodann Stanglhuber zu Basileo gewendet auf spanisch, „es gibt für Dich ein schönes Stück Geld zu verdienen. Siehe ein Mal her! In diesen zwanzig seidenen Säckchen befinden sich je 1000 Piaster in Gold; alles wohlgezählt. Sie sind Dein,

wenn Du uns die verlangte Auskunft gibst und Deine Angaben sich als wahr erweisen."

Basileo's Augen funkelten vor Habgier, aber er sprach kein Wort. Altamira hatte zu früh das Visir gelüftet und der Neger wußte jetzt bereits leider, um was es sich handle.

Es bedurfte einer abermaligen ernsten Ermahnung um einen Ausbruch von Altamira's heftigem Zorne zu wehren.

„Nun in Gottes Namen!" fuhr Stanglhuber gelassen fort, „machen wir das zweite Dutzend voll," und bei diesen Worten legte er abermals vier der niedlichen seidenen Säckchen auf den Tisch.

Basileo beharrte in seinem trotzigen Schweigen, obwohl ihm Anita in einer sämmtlichen Anwesenden völlig unbekannten Sprache, — es war der Congo-Dialekt der Heimat Musumba's — eifrig zusprach, das unerhörte Glück, das ihnen so unvermuthet zulächelte, nicht von sich zu weisen.

„Ich kann nicht bekennen, ich darf nicht!" erwiderte endlich Basileo seiner Gemalin in derselben Sprache mit Festigkeit, „ich habe meinem Vater Musumba den fürchterlichen Schwur: das Geheimniß der Vaudoux zu wahren, noch in seinem letzten Augenblicke wiederholen müssen, sein Schatten würde mir zürnen, wenn ich spräche."

Anita weit weniger scrupulös als ihr Gemal, bedauerte jetzt sehr, daß sie in das Geheimniß, für das man nun so große Summen bot, nicht näher eingeweiht war; sie würde es unbedenklich preisgegeben haben, wozu sie schon bei früherer Gelegenheit ihrem geheimen Liebhaber Skrcicek die volle Geneigtheit zu erkennen gegeben.

„Wir werden," fuhr Stanglhuber nach einer längeren Pause fort, „dem Gelde noch zwei sehr gute, prächtig gesattelte Pferde und sechs Maulthiere hinzufügen — weiter jedoch, mein lieber Basileo, gehen wir nicht. Ueberlege jetzt rasch, denn — bist Du in zehn Minuten nicht willig, so werden wir zu anderen Mitteln greifen um von Dir ein Bekenntniß zu erlangen und Du bekommst dann keinen Centavo."

Auch diese Frist verstrich, ohne daß der Neger sein Stillschweigen brach.

„Fernandez!" rief Stanglhuber, nachdem die zehn Minuten um waren, „führe den trotzigen Burschen hinab in den Stall und lasse ihm ein hundert Mal die Peitsche kosten."

Ehe es sich der Neger versah, war er von Fernandez und zwei anderen Dienern von rückwärts gepackt und gefesselt.

Anita warf sich auf die Kniee und bat um Gnade für ihren Mann. Dieser aber schien verstockter denn je zu sein und in seinem Inneren über die ihm angedrohte furchtbare Züchtigung nur zu spotten.

Als die drei Diener Miene machten den Neger fortzuschleppen gebot Stanglhuber Halt. Er hatte nur eine Drohung beabsichtigt und da er bemerkte, daß selbst der Vollzug derselben den gewünschten Zweck nicht herbeigeführt haben würde, verzichtete er natürlich auf die Ausführung seines Befehles.

„Ich sehe,“ sagte er laut, „daß unser weiteres Bemühen Basileo zu einem Geständnisse zu bewegen, durchaus nutzlos wäre. Ich verzichte daher auch darauf vollkommen. Aber nichtsdestoweniger soll er einer furchtbaren Strafe nicht entgehen. Er soll in denselben Zustand versetzt werden, in welchen das Gift der Vaudoux seine einstige arme Herrin, die edle Señora Elvira gebracht.“

Basileo stieß eine rohe Lache aus.

„Ha, ha, ha!“ kicherte er endlich, „das Gift der Vaudoux soll ich nehmen, aus eueren Händen? Ha, ha, ha! Was ihr mir etwa geben könntet, wäre der Saft der Camoltillo und den fürchte ich nicht. Gebt euch keine Mühe, Señores, mich in Schrecken zu jagen, woher solltet ihr das Elixir der Vaudoux hernehmen? Ich verachte euere Drohung!“

„Vielleicht thust Du Unrecht daran!“ bemerkte Stanglhuber ganz ruhig und holte aus einem wohlverschlossenen Schranke eine Blechbüchse herbei, welche er vor sich derart auf den Tisch stellte, daß Basileo selbe sehen mußte. Dann öffnete er den Deckel der Büchse und stellte deren Hauptinhalt, nämlich zwei Phiolen behutsam vor sich hin.

Grauen und Entsetzen ergriff jetzt den Neger und derselbe begann heftig am ganzen Leibe zu zittern. Er sah die Cassette vor sich, welche ihm, wie er bisher fest glaubte, in Maravatio sammt allen seinen übrigen Effecten gestohlen worden war. Er begriff nun, daß man damals mit ihm nur eine Comödie gespielt habe, deren Zweck ihm jetzt gleichfalls klar wurde.

Stanglhuber, Osman, Altamira und dessen Sohn gewahrten mit größter Befriedigung die ungeheure Bestürzung, ja Verzagtheit des Negers, denn sie bewiesen, daß in den Phiolen wirklich Vaudouxgift enthalten sei, es handelte sich aber jetzt darum zu erfahren, welches Fläschchen das für Elvira erforderliche Gegengift enthalte, denn sonst würde man deren Zustand nur verschlimmert, wenn nicht gar ihren jähen Tod herbeigeführt haben.

Die beiden Phiolen, welche in der Blechbüchse sich befunden hatten, trugen verschiedene, augenfällige Unterscheidungszeichen an sich. Die eine war nämlich mit gelbem und die andere mit weißem Wachse verklebt, außerdem sah man an jedem der Wachspfropfen noch besondere Zeichen eingekritzelt.

„Nun, so höre Dein Urtheil, das Deine tiefböswillige Verstocktheit nur selbst herbeigeführt,“ nahm Stanglhuber wieder das Wort, „wie Anita reuig einbekannt, sind Señora Elvira nur sechs Tropfen des Giftes eingeflößt worden und nicht mehr und nicht weniger sollst Du selbst nehmen. Nun sprich, Anita, und viel Gold wird Deine Aufrichtigkeit belohnen, weißt Du noch genau, wurde der armen Dame aus dieser oder jener Gattung von Fläschchen das Gift gereicht?“

Nach diesen Worten deutete Stanglhuber zuerst auf die mit gelbem und dann auf die mit weißem Wachse geschlossene Phiole.

Die Mulattin wollte mit der Wahrheit herausplatzen, nämlich, daß sie sich darauf nicht mehr zu besinnen wisse, aber ihre Verschmitztheit rieth ihr zur Vorsicht. Sie warf blitzschnell einen raschen Blick auf ihren Mann und starrte dann die Phiolen an, als ob sie ihr Gedächtniß befrage.

Basileo verstand Anita's fragenden Blick und flüsterte ein einziges Wort in der Congo-Sprache vor sich. Dieses Wort klang derart, als hätte der Neger nur durch einen Ausruf seinem geängstigten Gemüthe Luft gemacht; er hatte nämlich nur die ganz unarticulirt klingenden wenigen Laute „hulu!“ ausgestoßen.

Der Inquisitor Stanglhuber hatte inzwischen absichtlich eine große Zerstreutheit simulirt, behielt aber das edle Paar scharf im Auge.

Keine Miene, keine Bewegung des Negers und der Mulattin waren ihm entgangen.

Kaum hatte Anita den leisen Ausruf Basileo's vernommen, als ihre Haltung plötzlich auffallend sicher wurde und mit fast überstürzter Hast erklärte sie nun, daß sie sich mit voller Bestimmtheit erinnere, daß der Señora das Gift aus einer mit gelbem Wachse verschlossenen Phiole gereicht worden sei.

Stanglhuber stellte sich als ob er ihren Worten unbedingt Glauben schenke und indem er sie für ihren guten Willen belobte, verhieß er ihr zugleich ein Geschenk von 6000 Piaster.

„Das Fläschchen mit dem weißen Pfropfen enthält also das unfehlbare Gegengift,“ fuhr er im wohlwollenden Tone fort.

„Ganz gewiß, Señor!“ betheuerte die Mulattin, „ich will zehn Eide darauf ablegen, daß ich mich nicht irre.“

„Du bist eine elende, erbärmliche Lügnerin!“ donnerte Stanglhuber und auf ein Zeichen von ihm wurden jetzt auch der Mulattin die Hände auf den Rücken gebunden, „nun gut, wir wollen an euch Beiden ein Mal vorerst das sein sollende Gegengift erproben.“

„Gnade, Gnade!“ kreischte Anita, „bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe — ich weiß gar nicht was das weiße und das gelbe Wachs bedeuten, aber Basileo hat mir „lulu,“ das heißt „weiß,“ zugerufen, ich glaube er wollte damit die Phiole bezeichnen, von der er ohne Gefahr die sechs Tropfen zu sich nehmen könnte.“

„Ganz richtig, meine Liebe!“ sagte Stanglhuber phlegmatisch, „dieser Ansicht sind auch wir und werden demgemäß darnach handeln. — Du und Basileo, ihr werdet je sechs Tropfen aus dieser mit gelbem Wachse verschlossenen Phiole zu euch nehmen und zwar auf der Stelle. Da ihr euch nicht gutwillig dazu verstehen dürftet, wird man schon Sorge tragen, daß kein Tropfen verloren gehe.“

„Gnade, Barmherzigkeit!“ jammerten jetzt Basileo und Anita, welchen vor dem Gedanken graute, daß sie den Rest ihres Lebens unter den fürchterlichsten Qualen des Wahnsinnes verleben sollten. Stanglhuber nahm die mit gelbem Wachse verschlossene Phiole zur Hand und that als ob er selbe zu öffnen im Begriffe stehe.

Auch Basileo's Hartnäckigkeit war jetzt total gebrochen.

„Gnade!“ flüsterte er, „und ich will die gute Señora wieder gesund machen.“

„Wenn dies Dein Ernst ist, Bursche, so sollst Du Gnade finden und überdies nicht ohne Belohnung ausgehen, aber wehe, wehe Dir, wenn Du lügst!“ sprach Stanglhuber mit furchtbarem Ernste.

„Nehmen Sie, Señor, jene Phiole dort, mit den in das weiße Wachs eingekratzten zwei Kreuzen; geben Sie Donna Elvira davon täglich zwei Tropfen in einem Glase Wasser durch acht Tage und der Zauber der Vaudoux ist in ihr für immer gebrochen“ — sagte der Neger, von dessen Stirne der Angstschweiß in hellen Tropfen herabperlte.

„Wohl Dir, wenn wir Deine Worte wahr finden!“ rief Altamira erleichtert aus, „wohl Dir! Es bleibt dabei; jene 24.000 Piaster auf dem Tische dort sind Dein, sobald Elvira wieder vollkommen hergestellt ist; wenn nicht, stirbst Du von meiner Hand unter tausend Qualen, so wahr mir Gott helfe!“

Auf einen Wink Stanglhuber's wurden Basileo und Anita abgeführt; selbstverständlich blieben Beide unter strengster Bewachung und der wackere Fernandez hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß ein Fluchtversuch des Negers oder seiner reizenden Gattin schier zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Mit ernster, feierlicher Miene machte sich nun Stanglhuber daran, das bezeichnete Fläschchen, welches das Gegengift enthalten sollte, zu entpfropfen. Als die Mixtur zu Stande gebracht war, falteten alle Anwesenden andächtig die Hände, um den lieben Gott um seinen Segen zu dem Wunder zu bitten, das jenes Gegenmittel, so geheimnißvoll und unerklärlich wie das Gift selbst, nun an der armen Elvira bewirken sollte.

An Estefania's Arme erschien kurz darauf das bedauernswürdige Opfer der raffinirten Grausamkeit des schändlichen Teófilo. — Folgsam, wie immer, schlürfte Elvira auf Estefania's und Gonzales Bitten, den Inhalt des ihr dargereichten Glases hinunter.

Der Neger hatte wahr gesprochen. Noch ehe die acht Tage vergingen, machte sich an Elvira eine auffallende Hebung ihres Erinnerungsvermögens bemerkbar, welche mit einem immer größeren Verlangen nach Zoraïde und Alice Hand in Hand ging.

Der deutsche Hausdoctor, dessen wir schon öfters Erwähnung gethan, wunderte sich ungeheuer, daß seit einigen Tagen seine Medicinen plötzlich so auffallend gut verfingen. Der gute Mann wurde aber ganz kleinlaut, als man ihm endlich am zehnten Tage mittheilte, daß seine letzten Recepte die Apotheke gar nicht gesehen hatten, sondern nur sechzehn Tropfen der gewissen Phiole eine so wahrhaft wunderbare Wirkung bei Elvira hervorgebracht hatten.

Stanglhuber nahm keinen Anstand ihm die beiden Phiolen zur chemischen Analyse zu überlassen. Aber nach fünf Tagen wiederholte Doctor N . . ., noch kleinlauter und mürrischer gestimmt als er das letzte Mal die Villa Schwarzenfels verlassen hatte, daselbst seinen Besuch. Seine Analyse wies zwar sehr viele, aber lauter ganz unschuldige Ingredienzien nach. Worin das eigentliche Arcanum des Vaudouxgiftes liegt, blieb auch ihm, der sich doch nicht mit Unrecht auf seine Geschicklichkeit als Chemiker etwas zu Gute that, unbekannt. Auch seine folgenden Untersuchungen des übrigen Inhaltes der Blechbüchse führten durchaus zu keinen befriedigenden Resultaten, obwohl er an mehr als hundert Thieren die unheilvolle Kraft des Vaudoux-

giftes erprobt hatte, und von nun an die von ihm anfangs so sehr bespöttelte Existenz desselben für ihn keinem Zweifel mehr unterlag. Die Furcht sich in der gelehrten Welt, namentlich in Europa, zu blamiren, hielt ihn bisher leider ab, die Resultate seiner erwähnten Experimente zu veröffentlichen, namentlich seit er durch selbe so ziemlich den Inhalt der beiden Phiolen verbraucht hat und es ihm, bei der Unmöglichkeit das fürchterliche Gift neu zu bereiten, an Mitteln gebricht, seine für ihn selbst so überzeugend gewesenen früheren Versuche vor einem allfälligen Skeptiker zu wiederholen und weiter auszubeuten.

Eine gewisse Schwäche des Nervensystems, verbunden mit einem bedenklichen Hange zur Melancholie, machten sich bei Elvira, auch nachdem schon ein paar Monate seit ihrer Herstellung verflossen waren, sehr fühlbar. — Doctor N... rieth zu einer großen Reise. Dieser Rath entsprach den Wünschen Aller. — Altamira glaubte sich noch immer in Mexiko von Seite der liberalen Regierung bedroht, falls sein Versteck verrathen wurde, und Gonzales und Estefania, welche schon längst insgeheim durch den Segen des Priesters verbunden worden waren, fühlten sich gleichfalls unheimlich an dem Orte, der sie an so viele bittere, ja mitunter wahrhaft grauenvolle Stunden erinnerte. Was Stanglhuber und Osman Bey anbelangt, so würden selbe seit Elvira's Herstellung wohl schon längst dem unglücklichen Mexiko den Rücken gekehrt haben, wenn nicht Alicen's Bräutigam an einem bedenklichen Fieber erkrankt wäre. Seine volle Genesung trat erst Ende October 1867 ein. Stanglhuber würde um keinen Preis der Welt seinen lieben theuren Freund verlassen haben. Er verlängerte daher seinen Aufenthalt in Mexiko gleichfalls bis in den Spätherbst.

Nun aber wollte man endlich mit vollen Segeln nach Europa steuern. Estefania's Entbindung mit einem wunderhübschen Knäblein, das zu Ehren des Großvaters Malpica den Namen Carlos erhielt, war inzwischen glücklich vor sich gegangen. Der alte Malpica war jetzt schier nahe daran, närrisch zu werden, und er schwur bei allen Heiligen, daß er bei der Reise nach Europa mitthun werde, seine Frau möge damit einverstanden sein oder nicht. Uebrigens hatte auch seit einiger Zeit sein Pepitacultus wesentlich Schaden gelitten. Durch Zufall waren ihm einige Briefe in die Hände gekommen, welche, wenn sie auch nicht das Geheimniß von Estefania's Abstammung bloslegten, dennoch selbst einem Tropfe wie er, klar machen mußten, daß es mit der

ehelichen Treue der holden Gattin am Ende nicht stets so ganz richtig gewesen sein möge.

Señora Malpica legte übrigens ihrem Gemale durchaus keine Hindernisse in den Weg, als er den Wunsch aussprach, Mexiko für immer zu meiden, nur bedung sie sich aus, daß er sie in „geordneten Verhältnissen" zurücklassen müsse, was der alte Campeche-Holzhändler mit tausend Freuden bewilligte. Zu ihrem eigenen namhaften Vermögen legte er noch 200.000 Piaster und trennte sich von Pepita, welche wieder nach Puebla zog, mit weit leichterem Herzen, als er es selbst je für möglich gehalten hätte.

Wie wir erst vor Kurzem vernahmen, ist Señora Pepita de Malpica, nachdem ihre Versuche einen würdigen Nachfolger des verstorbenen Mazzaredo zu Stande zu bringen, nicht gelingen wollten, seither fromm, sehr fromm geworden. Sie sammelt eifrig Peterspfennige, und sitzt zu diesem Behufe, von Sammt, Seide und Diamanten strotzend, mit wahrhaft exemplarischer Geduld täglich stundenlange an der Thüre der Jesuitenkirche in Puebla auf einem prächtigen, mit Goldbrocat ausgeschlagenen Stuhle. Ihre Dienerschaft hingegen hat den strictesten Auftrag erhalten, jeden Armen, der sich in ihrem Palais sehen ließe, um ein Almosen zu erbitten, mit dem Staubbesen davonzujagen, denn sagte sie: „Es sei eine Sünde, das elende Bettelvolk zu unterstützen; ihr ganzes Vermögen gehöre dem lieben Herrgott zu Handen des heiligen Vaters, der jetzt recht viele Soldaten nöthig hat, um alle ruchlosen Ketzer todtschlagen zu lassen."

Basileo, Anita und Wenzel Skrcicek wurden von einem eigenthümlichen Verhängnisse ereilt. — Der Neger hatte sich mit dem von Altamira erhaltenen Gelde in dem Fischerdörfchen Anita, dessen wir zu Anfange unserer Geschichte erwähnten, angekauft, und ein Zufall wollte es, daß er gerade das Häuschen erstand, in welchem einst Zoraïde, unter dem Namen ihrer alten mütterlichen Freundin Amina, einen damals so sehr Aufsehen erregenden Wahrsagerspuk in die Scene setzte.

Wenzel, der von der häßlichen Mulattin Reizen so sehr entzückt war — als einzig vernünftigen Erklärungsgrund dieser sonderbaren Passion können wir nur Anita's physiognomische Aehnlichkeit mit den Nymphen von Czaslau und Przibram annehmen — schlich sich öfters in das gedachte Fischerdörfchen, als es die Klugheit räthlich machte. Eines Abends ertappte Basileo, der durch die Zuflüsterungen

guter Nachbarn aufmerksam geworden, schon längst Unrath witterte, das zärtliche Paar in einer sehr — zweideutigen Situation. — Die ganze Wildheit des heißen Negerblutes flammte in ihm auf — er erstach auf der Stelle die beiden Schuldigen. Er selbst erhängte sich einige Tage später in Texkuko, wohin er sich geflüchtet. Die löbliche mexikanische Sicherheitsbehörde war bei seiner Verfolgung ihrem alten, ehrwürdigen Gebrauche treu geblieben. Sie hatte sein Vermögen confiscirt und ließ den Thäter selbst laufen. Der Verlust seiner schönen Goldsäckchen trieb ihn zur Verzweiflung; überdies litt er seit einiger Zeit an Erscheinungen. Alle Nacht gewahrte er im Traume seinen Vater Musumba, der ihn zürnenden Antlitzes daran erinnerte, daß er den Schwur der Vaudoux gebrochen, und zur Rettung der Tochter seines ärgsten Feindes, nämlich des alten Sclavenhändlers Carneiro, seine Hand geboten. —

Endlich in der Mitte des Monats November 1867 bestiegen unsere alten Bekannten: Stanglhuber, Osman, Señorh Malpica, Gonzales und Estefania, der kleine Weltbürger Carlos, ferner Don Altamira und Elvira in Veracruz den Postdampfer nach Saint Nazaire. Es ist selbstverständlich, daß der wackere Fernandez nicht zurückblieb. Alle traten die Reise in „geordneten Verhältnissen“ an, und wir hoffen diese zahlreiche Reisegesellschaft, die sich vorgenommen hatte, mit Schwarzenfels, Zoraïde und Alice in Hinkunft nur eine Familie zu bilden, recht bald und wohlbehalten in Europa wieder zu treffen.

XVII.

Nach der Heimat.

Vice-Admiral Tegetthof, der Held von Helgoland, der Sieger von Lissa, hatte im Sommer 1867 von dem Kaiser von Oesterreich den Auftrag empfangen, mit der „Novara“ nach den mexikanischen Gewässern abzugehen, um die Leiche des unglücklichen Opfers von Querétaro zu reclamiren und nach der Heimat zu bringen.

Schon Baron Lago und Herr von Magnus, sowie auch

Dr. Basch hatten sich um die Ausfolgung der Ueberreste Maximilians bei der Regierung des Juarez gleich nach der Katastrophe des 19. Juni bemüht, wurden aber einfach abgewiesen.

Auch Tegetthof erhielt, als er am 5. September in der Hauptstadt seinen Auftrag persönlich zu vollziehen strebte, einen ähnlichen Refus, und zwar schriftlich von Seite des Ministers Tejada.

„Die Regierung glaubt," heißt es in der dem Vice-Admiral zugekommenen Antwort, „ihre Pflicht erfordere es, daß vor der Entschließung, ob die Erlaubniß zur Wegführung des Leichnams des Erzherzogs nach Oesterreich zu ertheilen sei, entweder ein officielles Dokument von der österreichischen Regierung, oder eine ausdrückliche Autorisation von des Erzherzogs Familie der republikanischen Regierung unterbreitet werde. Obgleich Vice-Admiral Tegetthoff vermöge seiner socialen Stellung in Oesterreich und seiner persönlichen Verdienste alle Beachtung von Seite der mexikanischen Regierung verdient, kann die letztere sich dennoch nicht entschließen, ihm die Erlaubniß zu gewähren, des Erzherzogs Ueberreste mit sich zu nehmen, da er kein Beglaubigungsschreiben mit sich gebracht, welches eines der obigen beiden Erfordernisse erfüllt, die in diesem Falle für unumgänglich nothwendig erachtet werden.

„Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist von dem Präsidenten der Republik ermächtigt worden, den Vice-Admiral Tegetthof zu benachrichtigen, daß, wenn einem von den beiden angedeuteten Erforderníssen entsprochen sein wird, sei es durch ein officielles Dokument von der österreichischen Regierung, oder durch eine ausdrückliche Autorisation der Familie, worin um die Herausgabe der Ueberreste des Erzherzogs ersucht wird, die Regierung der Republik geneigt sein wird, deren Wegführung nach Oesterreich aus schuldiger Rücksicht auf die natürlichen Gefühle der Pietät, welche zu einem solchen Ersuchen den Antrieb gaben, zu gestatten. Die Regierung hat in der Zwischenzeit aus denselben Gefühlen der Pietät Befehl gegeben, daß der Körper einbalsamirt, beigesetzt und mit all' dem Anstande behandelt werde, wie es einem verstorbenen Wesen zukommt."

Juarez wollte durch die Schwierigkeiten, welche er in dieser Angelegenheit erhob, einfach eine Anerkennung seiner Regierung von Seite der österreichischen provociren, indem er letztere zwang, mit ihm in diplomatischen Verkehr zu treten. Diesen Zweck hat er denn auch wirklich erreicht. — Baron Beust ließ, als Minister des kaiserlichen Hauses, die verlangte Erklärung in bester diplomatischer Form vom

Stapel. Abgesehen, daß wir diesen Schritt, welcher anfangs von einem Theile des Publikums als sehr befremdend bezeichnet wurde, durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt finden, war die österreichische Regierung hierbei nur einem Präcendenzfalle gefolgt. — Es hatte nämlich die belgische Regierung, für welche doch keinerlei Anlaß vorlag, die Freundschaft der wiederauferstandenen mexikanischen Republik zu suchen, freiwillig und als die erste von allen europäischen Regierungen, sich schon im Herbste 1867 mit auffallender Hast beeilt, den Präsidenten Juarez, zu dessen Bekämpfung Belgien doch auch einst eine Legion entsendet, förmlich anzuerkennen. — Etwas mehr Rücksicht für die unglückliche belgische Königstochter hätten wir dem Cabinete in Brüssel denn doch zugetraut, zumal Belgiens Interessenpolitik es durchaus nicht erheischte, in dieser Angelegenheit auf demonstrative Weise allen übrigen Mächten voranzugehen.

Gleich nach Eintreffen des officiellen Ersuchens der österreichischen Regierung um Ausfolgung der Leiche Maximilian's, ließ Juarez mit größter Beschleunigung alle Anstalten treffen, damit der Transport ohne Beschädigung der Ueberreste von Querétaro bis Vera-Cruz vor sich gehen könne. Zu diesem Behufe mußte mit Rücksicht auf den elenden Straßenzustand ein Leichenwagen auf ganz besondere Weise gebaut werden. Dieser Wagen entsprach übrigens seinem Zwecke vollkommen, denn am 25. November traf die Kaiserleiche in Vera-Cruz unter starker Cavalleriebedeckung im vollkommen unversehrten Zustande ein. Der Commandant der Escorte hatte ein Paket bei sich, in welchem sich die Schlüssel des Sarges befanden. Sein Auftrag lautete, dieses Paket dem Bürgermeister von Vera-Cruz zu übergeben. Die Leiche wurde nach der Pfarrkirche gebracht, wo sich der Bürgermeister, die Municipalität, die Mitglieder des Wohlthätigkeits- und Sanitätsrathes und die Spitzen der übrigen Localbehörden in Parade einfanden. Für das übrige Publikum wurde die Kirche durch Schildwachen abgesperrt.

Sodann setzte man den Vice-Admiral von Tegetthof in Kenntniß, daß Alles zur Uebergabe bereit sei. Er und sein Stab erschienen sofort in tiefe Trauer gekleidet.

Nun wurde zuerst das äußere, aus Fichtenholz verfertigte Gehäuse geöffnet, welches einen zweiten Sarg aus Zink einschloß. Als auch dieser abgenommen worden, kam ein sehr schöner Sarg von Rosenholz zum Vorschein; ein großes, kunstvoll geschnitztes Kreuz befand sich obenauf. Nun entsiegelte der Bürgermeister das ihm übergebene Paket,

welches den aus Gold verfertigten Schlüssel des Sarges enthielt. Die Angeln des Sargdeckels waren ebenfalls aus Gold. Nach Eröffnung des Deckels wurde der Leichnam in seiner ganzen Länge sichtbar. Er war schwarz gekleidet und die Hände stacken in schwarzen Handschuhen. Das Antlitz zeigte sich vollkommen erhalten, und trotz der aschbraunen Färbung, die einbalsamirte Körper wenige Monate nach der Operation annehmen, mußte der Kaiser dennoch von Jedem, der ihn bei Lebzeiten gesehen, sogleich wiedererkannt werden. Das Innere des Sarges war ganz mit Sammt ausgeschlagen, und der Körper sorgfältigst so gelagert, daß er durch keine Bewegung des Wagens leiden konnte.

Der Vice-Admiral wurde nun vom Bürgermeister aufgefordert zu erklären, ob er in dem vorliegenden Körper die Leiche des österreichischen Erzherzogs Ferdinand Max erkenne, und ob er sie übernehmen wolle.

Tegetthof erwiderte mit „Ja", worauf der Sarg geschlossen und der Schlüssel dem Vice-Admiral übergeben wurde. Hierauf nahmen drei Notare über den ganzen Act ein Protocoll in drei Exemplaren auf. Eines davon war für die mexikanische Regierung, ein zweites für den Vice-Admiral und ein drittes für das städtische Archiv von Vera-Cruz bestimmt.

Als die Unterzeichnung aller drei Protocolle durch sämmtliche Anwesende vollzogen war, entfernte man sich, während die Leiche unter dem Schutze einer Ehrenwache in der Kirche zurückblieb. Am nächsten Morgen wurde der Sarg ohne Sang und Klang an Bord der „Novara" gebracht, welche hierauf unverzüglich in die See ging.

Die Heimfahrt der „Novara" war fast ohne Unterbrechung von schweren Kämpfen gegen die Elemente begleitet. Die Stürme, welche im November und December 1867 so viele Unglücke verursachten, wären in der Nähe von Habaña und St. Thomas, dem Centrum der wüthenden Orkane, beinahe dem wackeren Schiffe gefährlich geworden. — Aber Tegetthoff, als Seemann Virtuos in jeder Beziehung, wußte vielmehr den Orkan für seine Fahrt derart auszunützen, daß er den Weg von Habaña nach Cadix in nur 21 Tagen zurücklegte. — Diese ungewöhnliche Schnelligkeit erscheint um so staunenswerther, wenn wir bedenken, daß die „Novara" zwar ein sehr seetüchtiges Schiff, aber als Segler und noch mehr als Dampfer, etwas ein schwerfälliger und langsamer Patron ist.

Während der Fahrt auf dem Ocean wurde der Sarg viermal

geöffnet und der Zustand der Leiche von Dr. Basch untersucht, ob der Leichnam nicht etwa durch das Eindringen der Luft in den Sarg, dessen Holz sich etwas geworfen hatte und durch die Sturzwellen, welche während der furchtbaren Stürme in das Zwischendeck gedrungen waren, irgendwie gelitten habe. Diese beiden Befürchtungen erwiesen sich jedoch glücklicher Weise als ganz unbegründet.

In Gibraltar legte die „Novara" gar nicht an. In Corfu wurde jedoch ein längerer Aufenthalt von Wien aus angeordnet.

Der Zudrang der Korfioten zur „Novara" war ungeheuer. An einem einzigen Tage besuchten über 3000 Personen das Schiff und Jedermann pries laut das Angedenken an den unglücklichen Kaiser, den, als er noch Befehlshaber der kaiserlichen Flotte war, auf Corfu, im wahren Sinne des Wortes, jedes Kind kannte und liebte.

Am 13. Januar 1868 lief die „Novara" in Pola ein, wo sie bis 15. blieb.

Wenige Minuten, bevor Kaiser Maximilian am 14. April 1864 in Miramar den Bord der „Novara" betrat, erwiderte er der Deputation der Stadt Triest unter Anderem: „Die Zukunft ist für Jeden mit undurchdringlichem Schleier verhüllt; die Vorsehung weist mir neue Bahnen an und ich betrete sie mit Vertrauen. — Heute vielleicht zum letzten Male ist es mir gegönnt, Sie, meine Herren, als meine Gäste unter meinem Dache zu empfangen."

Es liegt nahe, dieser Worte, die im blutigen Drama von Querétaro eine so unheilvolle Bestätigung fanden, gerade bei Gelegenheit des Tages zu gedenken, wo dieselbe „Novara" den Leichnam des unglücklichen Prinzen seiner heimatlichen Erde zurückstellte.

Begleitet von den Fregatten „Adria" und „Radetzky", sowie vom Kanonenboote „Vellebich" stach die „Novara" am 15. Jänner von Pola wieder in die See, verzögerte aber auf höhere Anordnung die Fahrt bis nach Sonnenuntergang, so daß die Escadre erst nach 6 Uhr Abends auf der Rhede von Triest anlangte. Es unterblieben somit, nach dem Schiffs- und Hafenreglemente, alle Trauersalven der Forts und der im Hafen schon befindlichen Kriegsschiffe, welche nach dem Programme, bei der Ankunft der Escadre zur Tageszeit hätten gelöst werden sollen. — Ein ziemlich dichter Nebel, der sich Nachmittags auf das Meer gesenkt hatte, ließ nicht einmal die Umrisse der angekommenen Schiffe erkennen, deren Anwesenheit der zahlreich an den Ufern versammelten Menge sich blos durch die Raketen und Lichtsignale und durch das herübertö-

nende Rasseln der schwerablaufenden Ankerketten kund gab. — Todtenstille herrschte auf der Escadre, welche nächst dem Molo San Carlo ihre Aufstellung genommen hatte.

Mit dem ersten Strahle der Morgensonne donnerten jedoch die Salven von allen Kriegsschiffen und sämmtlichen Hafenbatterien. Der Nebel begann sich langsam zu zerstreuen, aber merkwürdiger Weise blieb das Schloß Miramar von dichten Nebelschleiern verhüllt, als wolle es nicht Zeuge des Schlußactes jener unglückseligen Episode der Weltgeschichte sein, der seine marmornen Hallen zur Wiege dienten.

Dichte Menschenmassen wogten nach dem Molo San Carlo und nach jenen Plätzen, über die der Trauerzug seinen Weg nehmen sollte. Um 9 Uhr erschienen die Erzherzoge Karl Ludwig, Ludwig Viktor und Heinrich auf dem Molo San Carlo, wo der Bischof mit seiner Assistenz, die Civil- und Militär-Behörden, die Deputationen des Consularcorps u. s. w. bereits Stellung genommen hatten.

Alle Schiffe, die öffentlichen Gebäude und die Consulate hatten die Flaggen auf halben Mast gesenkt. Alle Handelsschiffe waren auf Deck, Leitern und Mastkörben, ja sogar auf den Raaen von zahlreichen Zuschauern besetzt. Auf dem Cajütendeck der „Carolina", eine italienische Brigg, hatte sich ein Photograph mit seinem Apparate aufgepflanzt.

Am Bord der „Novara" wehte die kaiserliche Standarte, welche gestrichen wurde, als man den Sarg auf das Leichenboot hißte, welchem die Boote des Vice-Admirals Tegetthof, der Kriegsschiffe, des Lloyd und der Handelsmarine unmittelbar nachfolgten.

Das Leichenboot, eine abgerüstete Peniche, bildete ein großes schwimmendes Zelt, dessen Spitze eine goldene Kaiserkrone überschattete, von welcher gegen die vier Ecken der Basis zu reichgefaltete, schwarze Festons abfielen. Die Bordseiten, ebenfalls mit schwarzem Tuche behangen, waren von einem silbernen Kranze eingerahmt und trugen sowohl das österreichische als mexikanische Wappen. Auf dem Buge war ein Engel von versilbertem Metalle angebracht, über welchem neben dem Flaggenstocke mit der halbtop gehißten kaiserlichen Standarte auf einem schwarzen Sockel ein ruhender Löwe von gleicher Farbe lag. In der Mitte des Verdeckes erhob sich, umgeben von hohen Leuchtern, ein schwarzer Katafalk, auf welchem der Sarg lag. Auf diesem ruhte auf einem Polster ein großer Lorbeerkranz, von welchem drei prachtvolle Bänder mit gestickten Inschriften herabhingen. Um den Sarg lagen auf Sammtpolstern der österreichische Erzherzogshut, die mexikanische Kai-

serkrone und die Orden des Verblichenen. Ein Geistlicher verrichtete am Vorderdecke die Gebete.

Neun Offiziere, alle decorirt mit Ehrenzeichen, die sie sich in den Tagen von Helgoland und Lissa erworben, hielten Wache bei dem Sarge und der kaiserlichen Standarte.

Als der Sarg an das Ufer gebracht worden war, nahm der Bischof von Triest-Capo d'Istria die Einsegnung der Leiche vor. Hierauf wurde der Sarg von Marineunteroffizieren in den mit acht prächtigen Rappen bespannten Trauerwagen gebracht. Der Zug setzte sich in Bewegung und erreichte gegen 11 Uhr den Bahnhof, vor dessem Eingange eine nochmalige Einsegnung vorgenommen wurde. Unter neuerlichen Gebeten erfolgte endlich die Uebertragung des Sarges in den bereit stehenden Trauerwaggon. Dieser war von außen ganz schwarz lackirt und hatte im Innern drei Abtheilungen. Die mittlere größere, für den Sarg bestimmte Abtheilung war ganz schwarz drapirt und durch einige an den Seitenwänden angebrachte Armleuchter mit matten Gläsern ein wenig erhellt. Vor dem Sarge stand ein Betpult, von einem schwarzen Tuche mit weißem Kreuze überdeckt.

Diese traurige Feier war um 11¼ Uhr beendet. Zwei Compagnien der Marine begleiteten den Zug. Als der Zug sich in Bewegung setzte, donnerten die Geschütze der Spitzbatterie und des Forts Kressich.

Sowohl in Laibach als auch in Graz wurde der Leichenzug feierlich empfangen. In beiden Städten nahmen die Begrüßungen Tegetthof's durch die Civil- und Militärautoritäten beinahe eine halbe Stunde in Anspruch.

In Wiener-Neustadt hielt der Zug 18 Minuten an. Die Leiche wurde von dem dortigen Probste, ehemaliger Hofcaplan und Lehrer des Kaisers, eingesegnet. Zu diesem Behufe wurde aber der Sarg nicht aus dem Wagen gehoben, sondern nur die Schubthüre geöffnet.

Um 8 Uhr Abends langte der Zug im Südbahnhofe in Wien an. Die Wand der Halle war auf 18 Klafter Länge mit schwarzem Tuche behangen und der Boden derselben sowie die Stiegen bis zum Vorfahrplatz mit schwarzen Teppichen belegt. Im Bahnhofe war eine Ehrencompagnie aufgestellt und zum Empfange der erste Obersthofmeister des Kaisers als dessen Stellvertreter, sowie der Hofburgpfarrer mit der Burggeistlichkeit zur Einsegnung anwesend. — Als der Zug in die Halle einfuhr, verließen der Obersthofmeister mit der Geistlichkeit den Hofwartesalon und begaben sich auf den Empfangsplatz, worauf der

Sarg auf einer von Tonello construirten Tragbahre von Matrosen aus dem Leichenwagen gehoben wurde, worauf die Einsegnung durch den Pfarrer der Elisabethkirche, Herrn Columbus, erfolgte. Diese Feierlichkeit nahm im Ganzen nicht mehr als 12 Minuten in Anspruch.

Hierauf setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Sechzehn Matrosen trugen den Sarg, zu dessen beiden Seiten 14 Mann der Trabantenleibgarde und 12 Hofbeamte mit Fackeln schritten. Vor der Bahnhofshalle wartete der mit sechs Schimmeln bespannte Hoftrauerwagen. Dieser war roth ausgeschlagen, vier vergoldete Säulen trugen die Kuppel, von welcher rothe Draperien herabhingen.

Der Zug, welchem 16 Lampionsträger voranritten, nahm seinen Weg durch die Belvederelinie, Heugasse, Schwarzenbergbrücke, Kärntner-, Opern- und Burgring und durch das Burgthor zur Bellaria.

Auf der Bellaria wurde der Sarg nach erfolgter Einsegnung über die „schwarze Adlerstiege" in die Kammercapelle hinabgetragen. Seine Majestät der Kaiser mit den Erzherzogen und den Hofchargen erwarteten den Sarg beim Eingange der erwähnten „Adlerstiege" und begleiteten ihn in die Capelle. Hierauf verließen dieselbe Alle bis auf die kaiserliche Familie. Nachdem die allerhöchsten Herrschaften am Sarge ein stilles Gebet dargebracht hatten, verließen auch diese die Capelle und der Sarg blieb unter der Obhut zweier Priester, die bei demselben die Nacht in Gebeten durchwachten.

Am 18. Januar um 7 Uhr Früh wurde der Sarg in der Stille in die Hofkirche übertragen, wo er von 8 Uhr Früh bis 2 Uhr Nachmittags dem Publicum zur Besichtigung ausgestellt blieb. Der Andrang in die Hofkirche war ein ungeheurer. Um 10 Uhr Vormittags wurde im Beisein der A. h. Familie von der Hofcapelle das Miserere abgesungen. — Von 12 bis 1 Uhr Mittags wurden alle Glocken von Wien geläutet.

Die innere Dekorirung der Hofkirche war ebenso imposant als sinnig von dem Hoftapezierer Stöger besorgt worden. Sowohl die Wände als auch der Fußboden wurden ganz mit schwarzem Tuche überzogen. An den Wänden befand sich das kaiserlich mexikanische Wappen mit der Inschrift: „Ferdinand Max, Kaiser von Mexiko, Erzherzog von Oesterreich u. s. w." Der rothsammtene Sarg mit Goldverzierungen und dem weißen Atlaskreuze auf dem Deckel, ruhte auf einem, ungefähr einen Fuß hohen, schwarz überzogenen Sockel. An den vier Ecken dieses Sockels befand sich je ein großer vergoldeter Arm-

leuchter, und zwischen diesen, parallel mit den Seitenwänden des Sarges, drei bis vier Reihen gewöhnlicher Standleuchter. Zu den Füßen des Sarges lagen auf Sammtkissen die mexikanische Kaiserkrone und die österreichische Erzherzogskrone, die Orden des Verblichenen, ferner mehrere Kränze, von welchen wir des von Sr. Majestät dem Kaiser gespendeten, am Schlusse des Werkes abgebildeten besonders erwähnen müssen. Dieser Lorbeerkranz hatte etwa zwei und einen halben Fuß im Durchmesser. An drei roth und weiß seidenen Schleifen des Kranzes sind mit goldenen Lettern die Inschriften: „dem echten Christen", „dem unvergeßlichen Bruder", „dem tapferen Helden" eingewirkt.

Als Ehrenwache standen am unteren Theile des Sarges, dem Altare zugewendet, zwei Schiffslieutenante, und am oberen zwei Arcieren-Garden in großer Gala und mit gezogenen Säbeln. Bei den Eingangsthüren der Kirche hielten an jeder Seite derselben ein Mann der Trabanten-Leibgarde und ein Mann von der Garde-Gendarmerie, bei der kleinen Ausgangspforte aber ein Matrose und Marine-Infanterist Wache. Den ganzen Vormittag hindurch wurden an allen Altären Messen gelesen, während ein Priester an einem schwarzbehängten Betpulte stille Gebete sprach.

Sämmtliche Straßen, durch welche sich der Trauerzug zu bewegen hatte — es war der Weg über den Lobkowitzplatz durch die Klostergasse auf den Neuenmarkt vorgezeichnet — waren durch Militär-Spalier abgesperrt. Eine endlose Reihe von Galla-Equipagen hielt vor der Kapuzinerkirche, bei deren Eingangsthüre zwei Hof-Kammerfouriere die ankommenden Trauergäste empfingen. Im Kirchengange bildeten Kapuziner mit brennenden Lichtern Spalier. Vor der Kirche hatte sich eine Unzahl von Generälen und Stabsoffizieren aufgestellt.

Unter den zahlreichen prächtigen Equipagen erregten die Gallawägen des französischen Gesandten, Herzogs von Grammont und des Vertreters des Johanniter-Ordens das meiste Aufsehen.

Für die Feierlichkeit in der Kirche war eine eigene Hofansage erschienen, nach welcher auch die Trauergäste ihre Plätze einnahmen. Nur zwei Damen, die Gräfinnen Zichy und Kollonits, beide einstens Hofdamen der Kaiserin Charlotte, waren officiell eingeladen worden.

Für Seine Majestät den Kaiser war ein Sitz rechts vom Hochaltare bestimmt; hinter diesem Sitze befanden sich jene für die Mitglieder

der A. h. Familie. — Dem Hofe gegenüber befand sich die Hofmusikcapelle und neben derselben saßen die obersten Hof-Würdenträger. Die Minister waren vollzählig erschienen. Auf der andern Seite des Mittelschiffes der Kirche nahmen die geheimen Räthe, die Kämmerer und Truchsessen, die Deputationen der fremden Mächte und die übrigen geladenen Gäste ihre Plätze ein.

Fast alle europäischen Souveräne hatten zu dem Traueracte Vertreter gesendet, und zwar:

Baden: den Geschäftsträger Herrn von Molenbeck.

Baiern: den Prinzen Ludwig.

Belgien: den Grafen van der Straten-Ponthoz, Oberhofmarschall des Königs, den Major van der Smiessen und den Geschäftsträger Pitteurs.

England: Lord Raglan und Lord Seymour, als Vertreter der Königin Victoria, und als Vertreter des Prinzen von Wales: Viscount Hamilton.

Frankreich: den Herzog von Grammont mit der ganzen Gesandtschaft.

Hessen: den bevollmächtigten Minister und Gesandten Freiherrn Heinrich v. Gagern.

Der Johanniter-Orden: den Gesandten Kolowrat-Krakowski.

Italien: den Geschäftsträger Cavaliere Blanc und Cavaliere Curtopassi, letzterer ehemaliger Geschäftsträger in Mexiko.

Der Kirchenstaat: den apostolischen Nuntius Falcinelli.

Portugal: den außerordentlichen Gesandten Vicomte de Santa-Quiteria.

Preußen: den General-Adjutanten des Königs, Herrn v. Branchich, und die Regiments-Deputation des den Namen weiland Seiner Majestät führenden Dragoner-Regimentes, geführt von dem Obersten, Freiherrn v. Willisen.

Rußland: den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Grafen Stakelberg.

Sachsen: den Prinzen Georg.

Schweden: den bevollmächtigten Minister Duë.

Würtemberg: den Vice-Stallmeister des Königs, Freiherrn von Hügel, endlich

der Fürst der Moldau und Wallachei: Herrn Demeter Bratiano.

Punkt 3 Uhr erschien der Kaiser vor dem Portal der Hofkirche und unmittelbar darauf Cardinal Rauscher und der apostolische Nuntius.

Zu gleicher Zeit wurde unter dem Läuten aller Glocken der Sarg von zwölf Matrosen gehoben und zu dem Trauerwagen gebracht. Zwei Hoffouriere, ein Capellenjunge mit dem Kreuze, die Hofcapellendiener mit Weihgeräthen und brennenden Wachskerzen, der Hofburgpfarrer sammt der assistirenden Geistlichkeit traten hierbei vor. Der Obersthofmeister und zwei dienstthuende Kämmerer folgten dem Sarge, neben welchem Edelknaben mit Fackeln gingen.

Hierauf ward der Sarg nach nochmaliger Einsegnung in den Wagen gehoben. In dem Momente, als der Sarg sichtbar ward, rief die Burgwache in's Gewehr. Unter dem Läuten aller Glocken setzte sich der Zug in Bewegung. Die Waisenknaben eröffneten denselben, ihnen folgten die männlichen und weiblichen Armen aus den städtischen Versorgungshäusern; der Gemeinderath von Wien mit dem Dr. Zelinka an der Spitze bildete den Schluß der ersten Abtheilung des Zuges. Die zweite Abtheilung eröffnete die Klostergeistlichkeit, welcher sich die sämmtlichen Pfarrer aller neun Bezirke anschlossen.

Nun erschien ein Einspanier und knapp hinter ihm ein Hofwagen mit einem Kammerfourier, dem ein sechsspänniger Hofgalawagen folgte, in welchem sich der erste Obersthofmeister, Fürst Hohenlohe, befand. Vier Rotten Marine-Infanterie und vier Rotten Matrosen marschirten in Paradeuniform hinter dem Hofgalawagen.

Zwei Hofeinspanier ritten vor dem Leichenwagen, hinter welchem Vice-Admiral Tegetthof schritt. Der Sarg war mit einem rothsammtenen, auf das reichste mit Gold gestickten Bahrtuche bedeckt und blos vier Kränze lagen auf dem Sarge. Sechzehn Edelknaben in Trauerlivrée mit Fackeln gingen neben dem Leichenwagen, welcher außerdem von Garden umgeben war. Auch hinter dem Sarge bildeten Matrosen Spalier und etwa zwanzig Schritte hinterher folgte eine sehr lange Suite von Offizieren aller Grade und Gattungen.

Als der Leichenwagen vor der Kapuzinerkirche anlangte, wurde der Sarg herabgehoben, von den Pontificanten an der Spitze der Geistlich-

keit empfangen, und unter deren Vortritt in die Kirche getragen. Nun erfolgte die feierliche Einsegnung, nach deren Beendigung von der Hofcapelle das „Libera“ abgesungen wurde. Hierauf ward der Sarg von acht Kapuzinermönchen gehoben und in die Gruft getragen, wohin außer der Geistlichkeit nur der Obersthofmeister Fürst Hohenlohe und zwei Kämmerer folgten. Hier ward der Sarg nochmals eingesegnet und neben jenem der Erzherzogin Mathilde beigesetzt.

Die erhebende Leichenfeier hatte auch auf die Gesammtbevölkerung einen tiefen Eindruck ausgeübt. — Der Kaiser fand sich bewogen, dießfalls seine Anerkennung durch folgendes Handbillet auszudrücken:

„Lieber Doktor Giskra!

„Nachdem die irdischen Ueberreste des verewigten Kaisers Maximilian, meines vielgeprüften unvergeßlichen Bruders, nunmehr in der Gruft unserer Ahnen die endliche Ruhestätte gefunden, thut es Meinem Herzen wohl, der innigen und tiefen Theilnahme zu gedenken, welche die Ankunft der Leiche auf heimischem Boden und deren feierliche Beisetzung allenthalben erneuert hervortreten ließ.

„Indem ich diese erhebenden Kundgebungen allgemeiner Trauer mit bewegter Seele anerkenne und darin eben so viele Beweise der in den Herzen meiner Unterthanen wurzelnden Pietät und treuen Anhänglichkeit an mein Haus erblicke, beauftrage Ich Sie, der Stadt-Repräsentanz von Triest und durch dieselbe den Bewohnern dieser Stadt sowie der Bevölkerung Wiens in Meinem und Meiner Familie Namen den wärmsten Dank auszusprechen.

Wien, am 21. Jänner 1868.

Franz Josef.“

Dem Vice-Admiral Wilhelm von Tegetthof hatte Seine Majestät schon am 18. Jänner durch ein a. h. Handschreiben für die glückliche Vollführung seiner Mission gedankt und dem wackeren Seehelden das Großkreuz des Leopold-Ordens verliehen.

Angesichts der großen Sympathien, welche die Bevölkerung bei dem Leichenbegängnisse des unglücklichen Kaisers Max an den Tag gelegt, rief der Cynismus einer hochfürstlichen Familie, welche sich nicht entblödete, am Abende des 18. Jänner einen Thee dansant zu veranstalten und die Fenster demonstrativ zu beleuchten eine allgemeine, ge-

rechte Entrüstung hervor. — Wir wollen hier keinen Namen nennen; ganz Wien kennt ihn ja ohnehin.

Am 20. Jänner wurde Vormittags in der Stefanskirche das feierliche Requiem für Kaiser Max abgehalten. Das Riesenthor des Domes war mit schwarzen Stoffen behangen, und oberhalb desselben flatterten einige schwarze Kirchenfahnen. Vor dem Thore standen mehrere schwarzuniformirte Portiers. Auf der schwarzen Umhüllung der mittleren Pfeiler des Kirchenschiffes waren weiße Kreuze aufgenäht und das mexikanische Wappen, auf Papier gedruckt, befestigt. Ebenso hatte man zur weiteren Ausschmückung einige kaiserliche Standarten angebracht. — Der Hochaltar war schwarz ausgeschlagen und die Kirchenstühle schwarz spaliert. In der Mitte der Kirche stand auf einem schwarz marmorirten Holzsockel ein Sarg aus brauner Bronce. Auf demselben hielten zwei Engel eine vergoldete Kaiserkrone.

An den Ecken des Sarges waren gleichfalls Engel angebracht, welche je einen Candelaber trugen. Auf vier aufgestellten Sockeln lagen Kränze und Kronen. — Der Sarg war von zwei Reihen brennender Kerzen umgeben. Die Waffentrophäen waren als geharnischte Ritter mit Hellebarden aufgestellt.

Die Trauermesse celebrirte Cardinal Rauscher unter Assistenz des Weihbischofes, der sämmtlichen Domprälaten und einer großen Anzahl niederer Priester.

In der Burgcapelle fand nach dem Leichenbegängnisse keine weitere Trauerfeierlichkeit statt, weil daselbst schon unmittelbar nach der officiellen Bestätigung vom Tode des Kaiser Max ein Requiem abgehalten worden war.

Die Bestattung des Kaisers Maximilian fand am 22. Jänner ihren letzten Abschluß durch die commissionelle Todesfall-Aufnahme. Der Sarg wurde im Beisein des ersten Obersthofmeisters, des Minister-Präsidenten Fürst Auersperg, des ungarischen Ministers Grafen von Festetics, des Vice-Admiral von Tegetthof, des Dr. Basch, der Hofräthe Baron von Menßhengen und Rokitansky u. s. w., sowie des Guardians der Kapuziner geöffnet, von allen Anwesenden der darin befindliche Leichnam als jener weiland Sr. Majestät des Kaiser Maximilian anerkannt, worüber die Aufnahmen eines Protocolles erfolgte. — Das Antlitz erschien tief gebräunt, das Vorderhaupt von Haaren ziemlich entblößt, der Bart war jedoch vollständig erhalten.

Wir wollen hoffen, daß das unglückliche Opfer, welches, ein moderner Curtius, für Napoleon III. den Abgrund der mexikanischen Expedition schließen mußte, nun ungestört seinen ewigen Schlaf weiter schlummern und die Geschichte einst seinem Angedenken vollkommen gerecht werden möge.

Gewaltiger und ergreifender, als es je die Phantasie des Dichters zu erfinden vermöchte, hat das eherne Schicksal über ihn das vollste Maß eines hoch-tragischen Verhängnisses ausgegossen. Und zu allen Zeiten wird er auf die Trauer und Sympathie eines jeden Edeldenkenden den gerechtesten Anspruch erheben dürfen, denn er starb für einen Idee, der er Alles — sein Vaterland, seine Familie, sein Leben zum Opfer gebracht. —

Die Poesie des Todes webt jetzt ihren verklärenden Schleier um die Fehler und Irrthümer des stillen Gastes, dessen stete Sehnsucht „nach der Heimat“ endlich, wenn auch auf so ungeahnte Weise befriedigt worden ist. Friede seiner Asche! —

XVIII.

Epilog.

„Gott sei Dank, daß Ihr endlich einmal da seid!“ Mit diesem Ausrufe empfing Baron Schwarzenfels am Lichtmeßtage des Jahres 1868 die ganze Truppe unserer „Mexikaner“, von welcher wir gegen Mitte November in Veracruz vorläufig Abschied nahmen und welche wir in einem Hotel in der Kärtnerstraße, wo der Baron mit seinen beiden Damen schon seit längerer Zeit Aufenthalt genommen, jetzt wieder treffen.

Zoraïde und Alice stürzten auf den obigen Ausruf des Barons aus dem anstoßenden Gemache herbei, um die schon so lange und sehnsüchtig erwarteten Gäste herzlichst zu begrüßen.

„Unsere Schuld ist es wahrlich nicht, daß wir erst heute ankommen,“ nahm Stanglhuber das Wort, „wir hofften wenigstens noch rechtzeitig genug in Europa zu landen, um dem Leichenbegängnisse unseres einstigen edlen Kaisers beiwohnen zu können. Aber ein Malheur

gab dem andern die Hand. Wenigstens hatten wir hinlänglich Gelegenheit und Muße, die schöne Stadt Habaña gründlich kennen zu lernen. Zuerst wurde unser guter Osman auf der Fahrt recidiv und wir dankten Gott, als wir die Insel Cuba erreichten. Kaum geht es ihm besser, wird Estefania ernstlich krank und um den kleinen Carlos wäre es auch bald geschehen gewesen. Da wir geschworen hatten, daß unsere Reisegesellschaft stets beisammen bleiben solle, mußten wir also bis nach Weihnachten auf der Perle der Antillen verweilen. Endlich bestiegen wir am heiligen drei Königtage wieder das Schiff. Puh! War aber das eine abscheuliche Schaukelei! Durch die ganzen drei Wochen unserer Ueberfahrt wüthete der Sturm in einem fort und wohl hundert Mal waren wir nahe daran, Schiffbruch zu leiden. Doch Gott sei Dank, jetzt ist Alles glücklich überstanden und die werthe Gesellschaft wird wohl gütigst entschuldigen, wenn ich mich entferne, um zu meiner armen Sali zu eilen, mich ihr zu Füßen zu werfen und ihre Verzeihung zu erflehen, daß ich sie mehr als vier Jahre in dem Glauben ließ, ich hätte damals wirklich bei dem Sprunge in die Donau das Leben eingebüßt. Und mein kleiner Franzi, ach, was mag das für ein lieber, netter Knabe sein! Ob Sali mir aber wirklich vergeben wird, ob sie jetzt gründlich von ihrem unglückseligen Hange zur Eifersucht geheilt ist?"

„Ja, ja, sie ist es und verzeiht Dir aus vollem Herzen!" schrie in diesem Augenblicke Stanglhuber's Gattin und flog aus dem Zimmer nebenan herbei in die Arme ihres so innigst geliebten Franzl.

„Schlimmer Mann!" lachte Sali unter Thränen, „seit sechs Wochen weiß ich endlich, daß Du noch am Leben bist. Die Frau Baronin hatte Mitleiden mit mir und schwazte aus. Ach, mit welcher Sehnsucht habe ich jetzt stündlich Deiner Ankunft entgegen geharrt. Franz, Du sollst in Zukunft mit mir zufrieden sein, ich schwöre es Dir; aber verlasse mich nicht mehr. Deine Strafe war hart, sehr hart, aber ich sehe ein, ich habe sie verdient. Wärst Du hier geblieben, so hätte ich gewiß nicht von meiner Thorheit gelassen und Du hättest Dich entweder von mir getrennt oder Dir gar wirklich ein Leid angethan. — Nun aber, folge mir in das Zimmer der gnädigen Frau. Unser herziges Bübchen schlummert dort sanft und ruhig, wie ein Engel; Du sollst ihn mit Deinen Küssen aufwecken!"

Arm in Arm verschlungen tänzelte das glückliche Elternpaar aus dem Salon in das Boudoir Zoraïden's, welche der Gattin des Le-

bensretters und Freundes ihres Gemals seit ihrer Ankunft in Wien die zärtlichste, liebevollste Fürsorge gewidmet hatte.

Auch Osman und Alice stahlen sich unbemerkt von der Gesellschaft fort. Sie hatten sich ja so viel zu sagen!

Nun trat Don Altamira vor und in warmen beredten Worten schilderte er dem Baron jetzt auch mündlich, welche unendlichen Dienste ihm Stanglhuber und Osman sowohl in Maravatio als auch in der Hauptstadt geleistet. Zoraïde und Elvira hatten es sich auf dem Sopha bequem gemacht. Der Gesundheitszustand der letzteren war ziemlich befriedigend; eine gewisse Nervenschwäche und Abspannung hatte jedoch das Gift in ihr zurückgelassen und dieser Folgen wird sie wohl nie mehr ledig werden.

„Also Ihre Heirat mit Zoraïde ist endlich vollzogen?" frug Don Altamira den Baron als dieser die nicht enden wollenden Dankesbezeugungen des Mexikaners dadurch abschnitt, daß er Gonzales und Estefania auf eine gewandte und delicate Art mit in das Gespräch verwickelte.

„Ja der Himmel sei gelobt! Vor drei Monaten haben wir zu Jerusalem uns die Hände vor dem Altare gereicht, und zwar mit voller Zustimmung des alten ehrwürdigen Abd-el-Kader. Noch heute fühle ich mich tief bewegt, wenn ich der ergreifenden Worte gedenke, womit der ehrfurchtgebietende Greis unseren Bund segnete und Allah um Gnade und Verzeihung bat für den Irrthum seiner Tochter, die der Lehre des Propheten untreu geworden. — Ja noch mehr — er gestattete uns ihn alljährlich einmal in Damaskus zu besuchen. Auch Osman ließ er im Vorhinein seine Verzeihung angedeihen und versicherte, daß er ihn ohne Groll empfangen werde als den Gemal seiner Urenkelin."

„Ich finde es ganz natürlich, daß der edle Emir von der Anmuth eines Wesens wie Alice nur bezaubert sein konnte," bemerkte Gonzales galant.

„Ei, ei" rief Estefania scherzhaften Tones und schlug nach ihrem Gemale mit dem Fächer, „Deine Bewunderung für Miß Alice nimmt eine etwas allzu lebhafte Couleur an, aber sei versichert daß ich unseren Freund Osman warnen werde."

„Also eifersüchtig ist meine kleine Estefania?" lachte Gonzales, „sehr gut. Ich werde nöthigenfalls das Beispiel meines Freundes, des Marchese de Lisboa nachzuahmen wissen."

„Um Himmelswillen nein!“ flehte die reizende Creolin und umarmte stürmisch ihren Gemal, „ich besitze nicht die starken Nerven einer Deutschen — ich könnte ohne Dir nicht eine Stunde leben.“

„Wie lange sind Sie schon hier in Wien?“ frug Don Altamira zu dem Baron gewendet, als das kleine Intermezzo der jungen Eheleute zu Ende war.

„Seit sechs Wochen und unsere Koffer sind bereits gepackt um die alte Kaiserstadt wieder zu verlassen,“ antwortete der Baron, „wir haben blos auf Euere Ankunft gewartet. So hübsch und angenehm es sich hier leben läßt, sind wir dennoch froh, daß wir jetzt wieder aufbrechen können. Durch den jahrelangen Aufenthalt in südlichen Climaten ganz verwöhnt, thut uns, und zwar namentlich meinen beiden Damen, der rauhe Winter dieser Gegend sehr empfindlich wehe.“

„Auch ich muß gestehen,“ sagte Don Altamira, „bin nicht böse, wenn ich wieder nach dem Süden ziehe. Da es nun ein für alle Mal fest verabredet war, daß unsere ganze Sippschaft sich nie mehr trennt, so ist es selbstverständlich, daß ich und meine Leute Sie, Herr Baron, begleiten, wohin es auch sei. — Also wie lautet der Reiseplan für die nächste Zeit?“

„Wir wollen schnurstracks vor allem nach Neapel und von dort aus im April oder Mai mit unserem Dampfer nach Syrien reisen,“ entgegnete Schwarzenfels.

„Wie meinen Sie das: mit unserem Dampfer?“ frug Altamira neugierig.

„Ja so!“ lächelte der Baron, „ich vergaß, daß Sie von meinem und Zoraïden's jüngsten Geschäfte noch nichts wissen können. Seit so vielen Jahren an das unstete Wanderleben gewöhnt, würde es uns schwer, ja unmöglich fallen uns irgendwo bleibend niederzulassen. Wir beschlossen daher uns mobil zu erhalten und da es Gott sei Dank unsere Mitteln gestatten mit Bequemlichkeit zu reisen, haben wir in England einen äußerst comfortablen und sehr seetüchtigen Schraubendampfer angekauft, mit dem wir alle Meere zu unserem Vergnügen und unserer Belehrung durchstreifen werden. Einige Gelehrte und Künstler wurden auf Jahre engagirt um unsere Kreuz- und Querfahrten auch für die Wissenschaft ersprießlich zu machen. Sogar eine kleine, aber sehr gute Musikcapelle werden wir an Bord haben.“

„Würden Sie, Herr Baron, wohl so freundlich sein, mich als Miteigenthümer Ihres Dampfers anzunehmen?“ bemerkte Altamira

erwartungsvoll, denn die Idee so ganz nach Belieben und mit Comfort die Welt von einem Ende zum anderen kennen zu lernen, sprach ihn ungemein an. Auch Gonzales und Estefania zeigten großes Verlangen hiernach, obwohl ihre letzte Seefahrt über den Ocean ebenso unangenehm als gefährlich gewesen war.

„Selbstverständlich," erwiderte Schwarzenfels ohne Bedenken und schlug in die dargebotene Hand des einstigen „vielseitigen Diplomaten," ein — „aber," setzte er beinahe traurig werdend hinzu, „aber es würde mir den ganzen Spaß verderben, wenn mein guter François in Wien zurückbliebe; ohne ihn würde ich meine so schöne Zukunft nur halb genießen."

„Ihr guter François und die noch gutere Sali werden aber nicht in Wien zurückbleiben, sondern Sie begleiten," rief Stanglhuber, der sich sammt seiner Frau unbemerkt hinter des Barons Stuhl geschlichen hatte, lustigen Tones.

„Ja, ja, wir gehen mit und mein Buberl soll auf der See aufwachsen zu einem tüchtigen deutschen Matrosen," bekräftigte Sali energisch, „wer weiß, ob er nicht auch einmal ein so großer, berühmter Held wird, wie unser Tegetthof!"

„Hoffentlich werdet Ihr aber jetzt auch für die Landarmee Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich sorgen?" sagte Schwarzenfels lachend und blickte etwas malitiös sowohl Stanglhuber als dessen Gattin an.

Frau Sali erröthete und eilte kichernd in das Zimmer zurück, wo sie den muthmaßlichen Nachfolger Tegetthof's, mit Spielereien beschäftigt, zurückgelassen hatte.

Zwei Stunden später fanden sich Alle zum Diner wieder bei dem Baron ein. Es fehlte nicht an Toasten auf das Wohl der Anwesenden. Als man in dieser Richtung vollkommen Genüge geleistet hatte, und endlich feinduftender Mokka servirt wurde, ergriff Schwarzenfels das Wort, als das Gespräch sich abermals auf den unglücklichen Kaiser Max lenkte.

„Maximilian," begann der Sprecher ernst, „war der Besten einer. Er besaß eine edle Sinnesart und einen thatenlustigen Geist. Er fühlte in der Brust jenen Stachel, welcher der Ursprung alles Großen ist, jene Unruhe, ohne welche Niemand die ihn umgebenden Dinge zu ändern oder zu bessern wagt. Er besaß jene Weite und Großherzigkeit der Absichten, welche dem echten Manne Vertrauen zu sich selbst ein-

gibt, eine gewisse Kühnheit, die ihm den Willen verlieh, sich seinen Platz in der Geschichte zu erobern, oder mit Ehren zu sterben. Beides ist geschehen. — Die Hinrichtung eines Fürsten, voll der edelsten Begabung, wird den Liberalen Mexiko's stets zur Unehre gereichen, denn so begegnet man nicht einem ritterlichen, gefangenen Feinde, nicht einem Manne, der wirklich das Beste des Landes wollte, wenn er auch mitunter in der Wahl der Mittel und der Personen irrte. Kaiser Max ist für eine Idee gestorben und wer aus solchem Antriebe in den Tod geht, verdient stets die ehrende Trauer der Ueberlebenden, die Idee mag wahr oder falsch gewesen sein, das Opfer bleibt das Gleiche. — Wir, die wir den hohen Todten näher kennen, wir wissen, daß nicht der Glanz der Krone und die Lust zu herrschen ihn nach Mexiko geführt. Der Gedanke, ein von Bürgerkriegen zerrissenes Land zu beruhigen, der Führer und Regenerator desselben zu werden, das war der Stern, dem er vertrauungsvoll über das Meer nachzog, das war die Idee, welche ihn begeistert hatte, deren Anwendung auf Mexiko aber leider grundfalsch genannt werden muß. — Die Tödtung des Kaisers war daher kein Act politischer Nothwendigkeit, sondern ein ganz gemeiner Rache-Act der entarteten mexikanischen Mischlingsrace. Aber ein großer Trost ist uns dennoch geblieben: Maximilian hat gekämpft wie ein Held, geduldet wie ein Held, und als Held ist er auch gefallen. — Um aber das Drama von Querétaro in seinem ganzen Grauen zu erfassen, müssen wir die Blicke nach jener edlen Frau wenden, welche die Verzweiflung zum Wahnsinne gebracht hat. Gott erwies ihr die Gnade, sie das Geschehene nicht verstehen zu lassen. Dem wirklichen Leben verschlossen, hüllt sich ihr Geist in dunkle Erinnerungen einer besseren Vergangenheit. Sie vergeht allmälig in den Gedanken an ihn, den sie verlassen hat, und den sie gläubigen Gemüthes wieder erwartet. Stets hofft sie am Horizonte das Segel auftauchen zu sehen, das ihr den geliebten Gatten zurückbringen soll. Aber Juarez hat gesprochen: „Nicht einmal seinen Sarg soll sie sehen!“ Diese Worte des rachedürstigen Indianers sind zur Wahrheit geworden. — Arme Charlotte! Ein solches Schauspiel bricht unser Herz, verwirrt unsere Vernunft, und ihm gegenüber darf unser Herz nur tiefe Trauer, unendliche Wehmuth und der Blick nach dem Alles versöhnenden Jenseits beherrschen. Ferne sei und bleibe uns der Wunsch, dem Rächeramte der nimmer ruhenden göttlichen Gerechtigkeit durch menschliches Zuthun vorgegriffen zu sehen. Der edle Maximilian,

der noch in seinen letzten Augenblicken diejenigen gesegnet, welche die Werkzeuge des Mordes gegen sein, in Liebe und Vertrauen die ganze Welt umfassendes Herz gewendet, er würde sicherlich im Grabe zürnen, sollte die Sühne des an ihm begangenen Verbrechens anders erfolgen als durch das Weltgericht — die Weltgeschichte. — Große erhabene Charaktere gleich ihm, bedürfen keiner anderen Sühne; denn auch seinen Sarg in der Kaisergruft wird, gleich jenem Josef II. stets unsichtbar die Palme des Gedankens überschatten! —



Ende des vierten und letzten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des vierten Bandes.

Druck von R. v. Waldheim.